# Der Deserteur

oder:

# die Waffenbrüder

unter

## Kroaten und Panduren.

Historische Erzählung

aus dem deutschen Kriege des Jahres 1866

von

**Ernst Kaiser.**



Berlin.

Verlag von Burmester & Stempell.

[1873]

# Erstes Kapitel.

## Ein Hamburger Bürger.

In der Nähe der Vorstadt St. Pauli, welche Altona mit Hamburg verbindet, standen vier österreichische Husaren vom Regiment Lichtenstein Nr. 9 an einer Straßenecke in eifriger Unterhaltung mit einem Civilisten, der ihnen wichtige und interessante Mittheilungen zu machen schien.

„Er muß hier vorbeikommen und ich wiederhole nochmals, er ist ein preußischer Spion," sagte er in eindringlichem Tone. „Ihr werdet Eurem Kaiser einen großen Dienst erweisen, wenn Ihr ihn fangt und in Nummero Sicher bringt."

„Aber, lieber Freund, weshalb interessirt Ihr Euch so sehr für die Verhaftung dieses Mannes?" fragte einer der Husaren kopfschüttelnd.

„Weshalb?" erwiderte der Bürger, dessen hagere, scharfmarkirten Gesichtszüge mit den aufgeworfenen Lippen, der Stumpfnase und den schielenden Augen einen zurückstoßenden Eindruck machen mußten. „Weil ich gut österreichisch bin. Weil ich diese Preußen nicht leiden kann."

„Ah — Ihr seid österreichisch gesinnt?"

„Ja."

„Und auch wohl ein wenig dänisch — he?"

„Wieso?"

„Na — Ihr denkt, der Kaiser von Oesterreich werde Schleswig-Holstein den Dänen zurückgeben, aber —"

„Gott bewahre mich vor solchen Hoffnungen," vertheidigte der Denunciant sich. „Hat nicht Gablenz die holsteinischen Stände einberufen? Werden diese Stände nicht den Herzog Friedrich zum souveränen Herrscher über Schleswig-Holstein proclamiren? Das ist es ja eben, was wir wollen, und deshalb müssen alle guten Patrioten für Oesterreich und gegen Preußen sein."

„Da habt Ihr Recht," nahm ein anderer Husar das Wort, „es gibt halt nur einen Herrscher, der's mit seinem Lande gut meint, und der ist der Kaiser von Oesterreich. — Laßt nur den Spion uns in die Hände fallen, wir werden —"

„Aber wir haben keine Beweise!" warf der erste Husar ein.

„Beweise?" fragte der gute Patriot achselzuckend und ein boshafter Triumph leuchtete in den schielenden Augen auf. „Untersucht seine Taschen, Ihr werdet darin Zeichnungen von Altona finden, sowie eine Specialkarte."

„Das genügt," sagte der Husar, „also ein Hamburger? — Hm — ich meine, die freie Stadt Hamburg wolle mit uns gehen."

„Natürlich thut sie das, aber können deshalb nicht eine Menge Hamburger dennoch gut preußisch sein? — Seht, dort kommt er, der kleine, hagere Herr mit dem spanischen Rohrstock und dem gelben Strohhut. Nehmt ihn gefangen, die Beweise gegen ihn werdet Ihr schon finden, wenn Ihr sie nur suchen wollt."

Die Husaren näherten sich rasch dem alten Herrn, der arglos in eine unbelebte Gasse einbog, der gute Patriot dagegen wandte sich um und eilte davon.

„Mein Herr, ich ersuche Sie, uns zu folgen," redete einer der Husaren den Hamburger Bürger an, der überrascht, aber ohne Bestürzung zu verrathen, die Soldaten anblickte.

„Wer hat Sie geschickt?" fragte er. „Wünscht Jemand mit mir zu reden —"

„Guter Freund, es wird sich finden, wer mit Ihnen zu reden wünscht," fiel ein anderer Husar ihm barsch in's Wort, „aber ich glaub' halt, angenehme Worte sind's nicht, die Sie hören werden. Na, keine Umstände, wir Oesterreicher spaßen nicht."

„Gewalt?" erwiderte der Bürger bestürzt. „Aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?"

„Sie haben sich der Spionage dringend verdächtig gemacht," sagte der erste Husar, der eine solche Verhaftung in Friedenszeit mit der Ehre eines kaiserlich-königlichen österreichischen Husaren nicht so ganz vereinbar zu halten schien. „Es ist unsere Pflicht, dies zur Anzeige zu bringen und Sie dem Brigade-Commando zur Untersuchung und Feststellung der Thatsache zu überweisen."

„Macht doch nicht so viele Umstände mit dem Spion!" rief ein dritter Husar. „Untersucht ihn und haut ihn nieder, wenn die Beweise gefunden werden."

Der Hamburger Bürger wandte sich um zu dem, der diese Worte gesprochen hatte, aber ehe er es hindern konnte, fühlte er sich von vier sehnigen Armen festgehalten, während die Hände des Dritten die Taschen des Verhafteten durchwühlten.

Der Denunciant hatte nicht zu viel behauptet, triumphirend zog der Husar aus den Taschen mehrere Papiere, die bei näherer Untersuchung sich als eine Specialkarte der Stadt Altona und ihrer Umgebung, sowie verschiedene unter den obwaltenden Umständen allerdings sehr verdächtige Zeichnungen ergaben.

„Nieder mit dem Spion!" rief der Husar, der die Untersuchung beantragt hatte, und die Bewegung, die er bei diesem Rufe machte, ließ deutlich erkennen, daß er enschlossen war, der Drohung die That folgen zu lassen.

„An die Laterne mit ihm!" rief ein Anderer. „Ein Spion ist nicht werth, daß der Säbel eines ehrlichen Soldaten ihm den Garaus macht."

„Vorwärts, weshalb zaudern wir noch?" sagte der Dritte, der inzwischen den Rockkragen des Verhafteten erfaßt hatte. „An der ersten Laterne soll der Hund zur Warnung für Andere aufgeknüpft werden!"

„Ich versichere Sie auf Ehrenwort, daß mir von diesen Zeichnungen und Karten nichts bekannt ist," wandte der Bürger ein, der erst jetzt die ihm drohende Gefahr in ihrem ganzen Umfange erkannte. „Ich weiß nicht, auf welchem Wege sie in meinen Besitz gekommen sind —"

„Na, er denkt, wir werden ihm glauben, daß ein Anderer sie ihm in die Tasche gesteckt hat," schnitt ein Husar ihm das Wort mit kaltem Hohne ab. „Faule Ausreden, werden ihm wenig helfen — vorwärts!"

Obgleich dieser Auftritt in einer ziemlich unbelebten Gasse stattgefunden hatte, waren doch, durch den Wortwechsel aufmerksam gemacht, mehrere Altonaer Bürger herzugeeilt, und obgleich es diesen Bürgern nicht schwer gefallen wäre, die Soldaten zu entwaffnen und den Verhafteten zu befreien, ließen sie es dennoch ruhig geschehen, daß derselbe trotz seinem Protest und seinen Betheuerungen von den äußerst erbosten Husaren gewaltsam davongeführt wurde.

Aber von einer andern Seite sollte dem Bedrohten Rettung kommen, von einer Seite, von der er es am wenigsten erwartet hätte.

In dem Augenblick, in welchem die Husaren mit ihrem Gefangenen in eine Seitengasse einbogen, sahen sie sich plötzlich einem Unteroffizier ihres Regiments gegenüber, der ihnen sofort „Halt" gebot und sie aufforderte, ihm den Grund dieser Verhaftung zu nennen.

„Der Grund ist einfach," erwiderte ein Husar, unwillig über die Störung, „der Kerl hat spionirt, er will uns an die Preußen verrathen."

„Die Zeichnungen, die wir bei ihm gefunden haben, beweisen es," fügte ein Anderer hinzu.

„Und was wollt Ihr mit ihm beginnen?" fragte der Unteroffizier weiter.

„Verdient ein solcher Hund etwas Besseres, als an den ersten besten Laternenpfahl aufgehängt zu werden?"

„Ich habe diesen Leuten bereits gesagt, daß ich kein Spion sei," nahm der Verhaftete das Wort, „ich habe mein Ehrenwort verpfändet, daß ich nicht wisse, wodurch ich in den Besitz der Zeichnungen gekommen sei. Man hat darauf keine Rücksicht genommen, mich mit Meuchelmord bedroht und —"

„Wo sind die Zeichnungen?" unterbrach der Unteroffizier ihn. Ein Husar beeilte sich, ihm dieselben zu überreichen: der Unteroffizier prüfte sie aufmerksam und steckte sie in die Brusttasche.

„Es ist gut," sagte er, „Ihr könnt Euren Gefangenen mir anvertrauen; geht in's Quartier."

Die Husaren blickten befremdet ihren Vorgesetzten an.

„Wir haben diesen Mann verhaftet, Herr Corporal," erlaubte einer von ihnen sich zu erwidern, „wir werden ihn auch dem Brigade-Commando abliefern."

„Oder ihn aufknüpfen, was ich für den besten und kürzesten Weg halte," fügte ein Zweiter hinzu.

„Das Maul gehalten, wenn ich befehle," fuhr der Unteroffizier zornig auf. „Ihr geht in's Quartier, verstanden? Kehrt! Marsch!"

Zögernd gehorchten die Husaren, den halblauten Bemerkungen welche sie fallen ließen, schenkte der Unteroffizier keine Beachtung. Hätte er es gethan, so würde er manches Wort vernommen haben, welches für ihn nicht schmeichelhaft war.

„Ihr Name?" fragte er den Verhafteten in barschem Tone.

„Paul Loosen. Ich versichere Sie nochmals —"

„Sparen Sie die Worte, ob Sie schuldig oder unschuldig sind, wird sich bald herausstellen. Wo wohnen Sie?"

„In Hamburg."

„Stand?"

„Kaufmann."

„Kommen Sie mit."

„Wohin bringen Sie ihn?" fragte einer der umstehenden Bürger den Unteroffizier, der den Verhafteten durch einen Wink aufforderte, voranzugehen. „Der Herr sieht einem Spion so wenig ähnlich, wie ein Esel dem Elephanten; begnügen Sie sich damit, daß Sie ihm die Zeichnungen abgenommen haben."

„Ich ersuche Sie, sich nicht in Dinge zu mischen, die Sie nicht kümmern," erwiderte der Unteroffizier rauh; „wenn Sie sich nicht der Mitschuld verdächtig machen wollen, so schweigen Sie."

Der also Zurechtgewiesene zuckte die Achseln und entfernte sich mit dem tröstlichen Bewußtsein, Alles gethan zu haben, was er zu thun vermochte, um einen Unschuldigen vom sicheren Tode zu retten.

Gleichzeitig mit ihm verließ der größere Theil der Umstehenden den Schauplatz, die Drohung des Unteroffiziers schien auf sie Eindruck gemacht zu haben.

Nur einige Lehrlinge und halberwachsene Burschen, die unter allen Umständen ihre Neugierde befriedigen wollten, folgten den Beiden, welche rasch einige Straßen schweigend durchwanderten.

Plötzlich wandte der Unteroffizier sich um. „Wessen Rücken mit meiner flachen Klinge Bekanntschaft machen will, der mag mir noch ferner folgen," sagte er ruhig, indem er die Hand an den Griff seines Säbels legte, „ich gebe Euch den guten Rath, sofort umzukehren, denn bei Gott, wenn ich einmal zuschlage, dann schlage ich auch derb zu!"

Das feste, entschiedene Auftreten des Reiters, seine hohe, schlanke Gestalt, sein wettergebräuntes Antlitz mit den blitzenden Augen, in dessen Zügen eine eiserne Willenskraft sich ausdrückte, und seine stolze imponirende Haltung mußten den Burschen beweisen, daß er es ernst meinte mit seiner Drohung und daß derselben die Ausführung auf dem Fuße folgte, wenn sie so tollkühn waren, ihr keine Beachtung zu schenken. Einige kehrten um, nur Wenige zögerten, aber die Wenigen gaben Fersengeld, als der Unteroffizier den Säbel zur Hälfte aus der Scheide zog und Miene machte, seinen Worten durch einige Hiebe Nachdruck zu verleihen.

„Und nun, mein Herr, geben Sie mir Ihren Arm," wandte der Unteroffizier sich zu dem Verhafteten, nachdem der letzte ungebetene Begleiter die Gasse verlassen hatte. „Sie sind frei, aber da ich das Recht mir erworben habe, Ihren Dank zu beanspruchen, so erlaube ich mir, Sie um eine kurze Unterredung unter vier Augen zu bitten."

Befremdet blickte der kleine Herr zu seinem Begleiter auf. „Das hatte ich nicht erwartet —"

„Daß ich nur deshalb Sie als meinen Gefangenen reclamirte, um Ihnen die Freiheit zu verschaffen?" unterbrach der Unteroffizier ihn lächelnd. „Um so angenehmer ist für Sie die Ueberraschung. „Ich werde Ihnen meine Gründe sogleich nennen — beantworten Sie mir aufrichtig die Frage: Sind Sie im Herzen preußisch oder österreichisch?"

„Mein Herr —"

„Ich heiße Eduard Beier."

„Herr Unteroffizier —"

„Bitte, nennen Sie mich Beier, die Charge wird wohl in den ersten Tagen wegfallen.“

„Ich weiß nicht, wie ich Ihre Worte und Ihre Frage deuten soll,“ erwiderte Loosen mit wachsendem Erstaunen, man nennt solche Fragen Gewissensfragen, und die Zeitverhältnisse sind wahrlich nicht dazu angethan —“

„Jedem zu vertrauen; da mögen Sie Recht haben,“ fuhr Eduard, ihm in's Wort fallend, fort, „aber nun ich Ihrer Versicherung, daß Sie unschuldig seien, Vertrauen geschenkt habe, glaube ich auch auf Ihr Vertrauen Anspruch machen zu dürfen. Antworten Sie mir aufrichtig und ohne Rückhalt und wie diese Antwort auch ausfallen mag, ich gelobe Ihnen, daß für Sie keine unangenehmen Folgen aus derselben erwachsen sollen.“

„Wohlan denn, ich bin ein Nordländer,“ erwiderte der Kaufmann, „und als solcher halte ich es mit einem starken, einigen Norden, Deutschland unter preußischer Oberherrschaft.“

„Das hatte ich erwartet und es freut mich, daß ich mich in dieser Erwartung nicht getäuscht sehe,“ sagte der Unteroffizier. „Hier sind wir in der Vorstadt St. Pauli, und ich glaube, daß wir in dieser Weinschenke ein Zimmer finden, in welchem wir ungestört plaudern können. Ich habe Manches auf dem Herzen, was ich Ihnen mittheilen möchte.“

„Gut, treten wir ein,“ entgegnete Loosen, „es soll mich freuen, wenn ich Ihnen den Dienst, den Sie mir geleistet haben, vergelten kann.“

Der Wirth führte die Beiden in ein kleines, trauliches Zimmer, bald perlte der Wein in den Gläsern.

„Ich bin ein Preuße,“ nahm Eduard das Wort, nachdem das erste Glas geleert war, „in erster Reihe ein Preuße und dann auch ein Deutscher! Meine Eltern wohnen in Schlesien, mein Vater ist ein ziemlich begüterter Landmann, der durch rastlosen Fleiß und Sparsamkeit es zu einem gewissen Wohlstande gebracht hat. Ich habe meinen Eltern wenig Freude gemacht, das schicke ich voraus, aber deshalb dürfen Sie doch nicht gleich Böses von mir denken. Ich sollte die Landwirthschaft erlernen, aber ich fühlte keine Neigung dazu, eben so wenig zum Kaufmannsstande. Die Universität besuchen zu dürfen, dies war das Ziel meiner Wünsche. Mein Vater gab nach langem Zögern meinem Wunsche nach und ich darf sagen, daß ich in der Zeit, in welcher ich das Gymnasium besuchte, sein Stolz und seine Freude war. Ich brachte in den Ferien stets die glänzendsten Zeugnisse heim; wollte man nach diesen Zeugnissen urtheilen, so durfte man behaupten, ich müsse ein lumen mundi werden, eine Koryphäe der Wissenschaft. Beim Abiturienten-Examen wurde mir die mündliche Prüfung erlassen;

froh und wohlgemuth, mit gefülltem Beutel, reiste ich dann nach Breslau, um dort die Universitätsstudien zu beginnen. Ich hatte das Studium der Medicin gewählt. Anfangs lernte ich tüchtig, mit Liebe und Eifer verfolgte ich die betretene Bahn; aber — — der Wein, der Wein und die verfluchte Liebe!"

Eduard hatte sich erhoben, er wanderte eine geraume Weile schweigend auf und ab. Die Erinnerung an die Vergangenheit schien in seiner Seele Stürme wachzurufen, die schon früher sie durchtobt hatten und trotz den Jahren, die zwischen heute und damals lagen, noch immer nicht beschwichtigt waren.

„Sie kennen den Stoßseufzer, wenn Sie auch die tiefe Wahrheit desselben an dem eignen Ich wohl nicht erfahren haben," fuhr er endlich fort. „Die Kameraden waren lustige Burschen, der Durst wollte gelöscht sein, der Becher winkte so einladend, daß es einer eisernen Willenskraft bedurfte, der Lockung zu widerstehen. Und ich wollte nicht widerstehen! Ein schwarzbraunes Mädel hatte mir's angethan; sie kredenzte mir den Becher und mir war nirgend wohl, als in ihrer Nähe. Tag und Nacht hätte ich ihr in's Auge schauen mögen, sie war mein Ein und Alles, sie war mein Schutzengel und — mein böser Dämon! Sie hat die Kraft gebrochen, die ich in mir fühlte; sie hat den thatkräftigen, strebenden Jüngling zum schwachen Kinde umgewandelt; sie hat meiner Seele tausend süße Träume vorgegaukelt und zuletzt mich — betrogen! Damals hätte ich mit Feuer und Schwert die Welt verheeren mögen! Leidenschaften, die bisher mir unbekannt geblieben waren, erwachten in meiner Seele; Leidenschaften — es war eine entsetzliche Zeit; aber die Erfahrung machte mich nicht klüger! Ich verließ Breslau und ging nach Würzburg. Nachdem ich auch dort ein Semester geweilt hatte, reiste ich nach Berlin, um mein Studium zu beenden. Und in Berlin sollte ich dasselbe erfahren, was ich in Breslau erfahren hatte. Die Tochter meiner Hauswirthin war ein schönes, bezauberndes Mädchen. Ihre natürliche Anmuth, ihre Gemüthstiefe und ihr herzgewinnendes Wesen blieben nicht ohne Eindruck auf mich; sie war in Allem der volle Gegensatz zu meiner ersten Geliebten, die nur durch ihr leidenschaftliches Temperament, durch ihr interessantes, ja, wenn ich es so nennen darf, pikantes Wesen mich gefesselt hatte. Lange entzog ich mich dem Zauber, den die Nähe des reizenden, anmuthigen Mädchens auf mich übte, und nur dem Zufall möchte ich es zuschreiben, daß nach einem halben Jahre eine vertrauliche Annäherung stattfand. Ich erstaunte selbst über die Entdeckung, daß mein Herz der Liebe noch zugänglich war, aber die Thatsache bewies es: ich liebte und meine Liebe fand Erwiderung. Noch einmal zerriß die Sonne das finstere Gewölk, noch einmal sah

ich ihr leuchtendes Antlitz! Ich war verlobt, die Liebe meiner schönen Braut sicherte mir eine glückliche Zukunft, auf die ich schon verzichten zu müssen wähnte. Es waren herrliche Tage, aber auch sie nahmen ein Ende — — o Gott, es war ein Ende, welches mich den Folterqualen der Verzweiflung preisgab. Erlassen Sie es mir, Ihnen die Einzelheiten mitzutheilen; es genüge, wenn ich Ihnen sage, daß auch sie, dieses herrliche Wesen mit der Fülle eines weichen Gemüths, mit der kindlich reinen Seele und dem edlen Herzen, mich betrog. Die Beweise waren überzeugend; ich verschmähte es, sie anzuklagen und sie aufzufordern, sich zu rechtfertigen, weil ich beides für überflüssig erachtete. Ich schloß mich in meine Stube ein, mein Herz war zum Tode verwundet! Die Menschheit widerte mich an, ich war zerfallen mit mir und der Welt. — Das geschah im Winter des Jahres 1863. Preußen und Oesterreich hatten sich verbündet zur Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joche. Ich meldete mich zum Eintritt in die preußische Armee und wurde abgewiesen, obschon ich das dienstpflichtige Alter erreicht hatte. Man wollte meinem Wunsche willfahren, aber ich sollte einem Truppentheile überwiesen werden, der in der Garnison blieb und voraussichtlich nie in's Feld rückte. Daß ich Mediziner war, sagte ich nicht; ich wollte in den Kugelregen hinein, mit der Einstellung als Assistenzarzt war mir nicht gedient. Ich besann mich nicht lange, schon am nächsten Tage befand ich mich auf der Reise nach Hamburg. Meiner Braut hatte ich die Gründe meiner schleunigen Abreise schriftlich mitgetheilt; als sie den Brief fand, war ich längst über alle Berge. Eine Empfehlung an den Freiherrn von Gablenz, die ich von einem Freunde erhielt, unterstützte meinen Wunsch; ich wurde dem Husaren-Regiment Lichtenstein Nr. 9 eingereiht. Ich war bei Oeversee und Veile; ich habe den Feind attakirt, wo ich ihn nur antraf; ich sah vor und neben mir die Kameraden sinken — mich traf keine Kugel. Ich muß gestehen, der Feldzug war ein guter Ableiter gewesen, nach seiner Beendigung hatte auch in meiner Seele der Kampf so ziemlich ausgetobt. Vielleicht würde ich meinen Abschied genommen haben und zur Hochschule zurückgekehrt sein, wenn mir das möglich gewesen wäre, aber ich hatte mich für sieben Jahre verpflichtet. Ich wurde zum Unteroffizier befördert und fügte mich endlich in das Unvermeidliche, hoffend, es werde mir gelingen, durch ein Bittgesuch an den Kaiser eine Abkürzung meiner Dienstzeit zu erreichen. Schon durfte ich mich der Hoffnung hingeben, eine günstige Antwort zu erhalten, als die Spannung zwischen den beiden Verbündeten diese Hoffnung wieder vernichtete. Nun die Kriegserklärung vor der Thüre steht, sehe ich mich genöthigt, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, und ich habe ihn gefaßt."

Der Hamburger Kaufmann hatte schweigend zugehört; von Zeit zu Zeit aber durch ein Kopfnicken, ein Achselzucken oder einen fragenden Blick bekundet, daß er den Mittheilungen des jungen Mannes mit wachsendem Interesse folgte.

„Sie glauben also an den Ausbruch dieses Krieges?" fragte er, als Eduard schwieg.

„Gewiß, bezweifeln Sie ihn noch?"

„Ich kann nicht glauben —"

„Bah — man hat gesagt, dieser Krieg sei eine Unmöglichkeit; unser Fortschritt in der Kultur, der Industrie, dem Ackerbau, der Wissenschaft und der Intelligenz ließen einen Krieg Deutscher gegen Deutsche nicht mehr zu. Das ist leeres Geschwätz, welches sich auf schöne Hoffnungen und fromme Wünsche stützt, aber von keinem tiefem Einblick in den Gang der Weltgeschichte zeugt. Der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ist eine Nothwendigkeit; die Ursache dieses Zwistes, der Kampf um die Suprematie in Deutschland, ist nun schon so lange mit der Feder geführt worden, daß nur noch das Schwert ihn zum Austrag bringen kann. Die das nicht wissen und einsehen, suchen den Grund des Krieges nur auf der Oberfläche, und ich sage Ihnen, es wird kein Bruderkrieg, sondern ein Racenkrieg sein."

„Aber die Oesterreicher weichen zurück —"

„Weil sie in Holstein nicht stark genug sind, den Preußen Widerstand zu leisten, weil die Brigade Kalik nach dem ersten Schuß kriegsgefangen wäre. Aber ich wollte Ihnen sagen, was zu thun die Verhältnisse jetzt mich nöthigen. Die preußischen Kriegsgesetze bedrohen jeden Preußen, der in einem feindlichen Heere dient, mit mehrjähriger Zuchthausstrafe; den, der während des Krieges in das feindliche Heer eintritt, mit dem Tode. Unter solchen Umständen bleibt mir keine Wahl —"

„Sie wollen desertiren?" fragte Loosen bestürzt.

„Ich muß."

„Aber, mein Gott, die Folgen —"

Sind nicht so schlimm, als die, welche es haben würde, wenn ich bei der Fahne Oesterreichs bliebe."

Der Hamburger Kaufherr blickte sinnend in das Glas, aus welchem der würzige Duft des goldig schimmernden Weines emporstieg.

„Deshalb also befreiten Sie mich?" fragte er nach einer peinlichen Pause.

„Deshalb allein wohl nicht," erwiderte Eduard ruhig. „Daß Sie kein Spion seien, glaubte ich Ihnen sofort, trotzdem die Zeichnungen und Pläne bei Ihnen gefunden waren. Und waren Sie es dennoch, so waren Sie ja ein Spion meines Vaterlandes.

Aber daneben will ich nicht leugnen, daß auch die Hoffnung, in Ihnen einen Freund zu finden, mich bewog, Ihnen beizustehen; ich bedarf zur Ausführung meines Vorhabens der Hülfe eines Freundes —"

„Und Sie sollen sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht sehen," fiel Loosen ihm in's Wort. „Wohin gedenken Sie zunächst zu desertiren? Wollen Sie sich hier oder in Hamburg versteckt halten bis die Preußen einrücken, oder wollen Sie den Truppen entgegeneilen?"

„Keins von Beiden."

„Sie wollen nicht in's preußische Heer übertreten?"

„Nein. Ich habe lange darüber nachgedacht und es ist mir nicht leicht gefallen, einen Entschluß zu fassen. Anfangs war ich entschlossen, mit den Waffen für mein engeres Vaterland zu kämpfen, darauf wollte ich als Arzt der Armee folgen; indeß Aerzte haben wir genug und als gemeiner Soldat würde ich, nachdem ich so lange Unteroffizier gewesen bin, mich nicht gut in die strenge Subordination fügen können. Ich will in anderer Weise der preußischen Armee zu nützen suchen —"

„In welcher?"

„Als Kundschafter!"

Loosen schüttelte mißbilligend das Haupt. „Sie wollen wirklich die wenig beneidenswerthe und entehrende Rolle eines Spions übernehmen?"

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja!"

„Freund und Feind verachten den Spion —"

„Mit Unrecht; der Kundschafter ist unentbehrlich, auch der ehrlichste Feind bedarf seiner. Ich hege die Ueberzeugung, daß ich als Kundschafter meinem Vaterlande unschätzbare Dienste leisten werde, während ich als gemeiner Soldat nichts weiter ausrichten könnte —"

„Aber die Gefahren!" wandte Loosen ein. „Sie als österreichischer Deserteur würden kein Mitleid finden —"

„Ich weiß es, aber mein Entschluß steht fest."

„Wohlan, Sie müssen es wissen," sagte der Kaufmann, indem er sich erhob. „Kommen Sie mit; in Hamburg wollen wir das Weitere berathen. Ich werde Sie mit Civilkleidern und Geld ausrüsten."

„Wenn Sie nur für das Erstere Sorge tragen und mir einen Paß verschaffen wollen, das ist Alles, was ich wünsche; meine Ersparnisse reichen bis zur schlesischen Grenze aus, dort wohnen meine Eltern, dort finde ich auch wohl noch Freunde, die weiter helfen werden."

Der Kaufmann nickte. „Wenn ich einmal helfe, so helfe ich

auch gründlich," sagte er, „ich bin kein Freund des Halben, Lückenhaften. Kommen Sie!"

Er verließ nach diesen Worten das Zimmer, Eduard folgte ihm. Die Beiden schlugen den Weg nach Hamburg ein.

---

# Zweites Kapitel.

---

## Der Deserteur.

Paul Loosen war einer jener Kaufleute, die sich weder mit ihrem Geschäft, noch mit ihrem Vermögen brüsten; die im Stillen erwerben und sparen und nur den Bankier einen Blick in ihre Geschäftsbücher werfen lassen, um sich den Credit zu sichern, dessen sie bedürfen.

Schlicht und einfach in seinem Auftreten, war er auch schlicht und einfach in seinem Hauswesen und seiner Lebensweise. Er gab weder Soireen, noch andere, auf Ostentation berechnete Feste; er fuhr weder in offener Equipage, noch suchte er durch eine luxuriöse Einrichtung seines Hauses die Geschäftsfreunde zu bestechen; so einfach und gediegen, wie seine äußere Erscheinung und sein ganzes Wesen, so einfach und gediegen war auch die Ausstattung eines jeden Zimmers, so einfach und gediegen war auch das Auftreten seiner Frau und seiner Tochter, Dank der vortrefflichen Erziehung, welche letztere genossen hatte.

Margaretha war das einzige Kind des Kaufmanns und es mußte auffallen, daß noch kein Werber um ihre Hand sich gefunden hatte, zumal es ja nicht geheim bleiben konnte, daß ihr Vater ein namhaftes Vermögen besaß. Sie zählte bereits vier und zwanzig Jahre und wenn sie auch gerade nicht eine Schönheit zu nennen war, so durfte sie doch auf den Namen eines hübschen und anmuthigen Mädchens Anspruch machen.

Sie wäre vielleicht längst eine glückliche Frau gewesen, wenn nicht ihr Vater sie von jedem gesellschaftlichen Vergnügen so streng zurückgehalten hätte.

An demselben Abend, an welchem der Kaufmann in Altona verhaftet wurde, saßen Margaretha und deren Mutter im Familienzimmer, noch spät mit ihrer Handarbeit beschäftigt.

„Wenn ich nur dieser inneren Unruhe gebieten könnte!" sagte die Hausfrau, während sie den Docht der Kugellampe höher

schraubte. „Eine Ahnung, daß Deinem Vater in Altona ein Unfall begegnen werde, hat schon seit Mittag meine Seele bedrückt. Warum mußte er auch gerade heute hingehen!"

Margaretha blickte ruhig von ihrer Arbeit auf, in ihren großen, blauen Augen spiegelte sich eine zuversichtliche Ruhe.

„Was sollte ihm begegnen?" erwiderte sie. „Der Krieg ist noch nicht ausgebrochen —"

„Aber die Oesterreicher haben sich heute nach Altona zurückgezogen und Du weißt, Dein Vater ist für die Preußen enthusiasmirt. Eine unbedachte Aeußerung —"

„Er ist zu klug dazu, Mutter."

„Er hat stets das Herz auf der Zunge getragen; ich fürchte, er wird auch diesmal nicht schweigen können, wenn in seiner Gegenwart Ansichten laut werden, die er nicht theilt."

Margaretha schüttelte zweifelnd das blonde Köpfchen.

„Du siehst immer zu schwarz, Mutter," sagte sie, „Deine Besorgnisse und Befürchtungen haben Dir manche Stunde verbittert, und doch hättest Du Dir sagen können, daß diese Befürchtungen unbegründet seien."

„Ist der Vater je zuvor so lange ausgeblieben?" fragte die Mutter mit sichtbaren Zeichen wachsender Unruhe. „Schon vor Mittag hat er uns verlassen, jetzt ist es zehn Uhr —"

„Geduld, er wird einen guten Freund angetroffen haben, vielleicht auch —"

Ein leises Pochen bewog das Mädchen, den Satz abzubrechen. Die beiden Damen blickten mit dem Ausdruck ängstlicher Erwartung auf die Thüre; sie erschraken, als sie im nächsten Augenblick auf der Schwelle des Zimmers denselben Mann bemerkten, der kurz zuvor in Altona die österreichischen Husaren auf den Spion aufmerksam gemacht hatte. Und sie hatten Ursache, zu erschrecken, denn in den markirten Zügen und den grauen, schielenden Augen des Eintretenden drückten eine Fülle von Haß und triumphirender Bosheit sich aus.

„Ich komme von Altona," sagte er, indem er, ohne eine Einladung dazu abzuwarten, sich auf einem Stuhle niederließ, „wenn die Nachrichten, welche ich bringe —"

„O Gott, meine Ahnung!" fiel Frau Loosen im Tone der Verzweiflung ihm in's Wort. „Reden Sie, Herr Hersch, was ist meinem Manne begegnet?"

„Beruhigen Sie sich," fuhr Hersch fort, über dessen Lippen ein bedeutsames Lächeln glitt, ein Lächeln, in welchem tückische Bosheit sich spiegelte, „man darf nicht gleich den Kopf verlieren. Herr Loosen hat die Unklugheit begangen, in einem Altonaer Weinhause preußenfreundliche Worte fallen zu lassen, österreichische

Husaren verhafteten ihn, sie fanden bei der Untersuchung eine Specialkarte und mehrere Zeichnungen von Altona, das genügt, ihn der Spionage zu beschuldigen. Wohin man ihn gebracht hat, weiß ich nicht, was aber auch kommen mag, meine Damen, Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich als treuer und uneigennütziger Freund Ihnen zur Seite stehen werde."

Margaretha hatte sich erhoben, ihr zornflammender Blick ruhte durchbohrend auf dem Unglücksboten, der vor diesem Blicke unwillkührlich die Wimpern senkte.

„Ihr Benehmen, Herr Hersch, ist ebenso plump wie verletzend und zudringlich," sagte sie, „wenn Sie vor einigen Monaten noch nicht wußten, wie wir, meine Eltern und ich, über Sie denken, so müssen Sie es doch wissen, seit dem Tage, an welchem mein Vater Ihnen die Thüre zeigte. Sie müssen an jenem Tage die Ueberzeugung erhalten haben, daß wir Sie zu sehr verachten, um jemals —"

„Margaretha!" warnte die Mutter.

„Lassen Sie den Trotzkopf nur zu Ende reden," spottete Hersch, „wenn es mir einmal gefällt, die Ursache meines Zwistes mit ihrem Vater aufzudecken, so wird sie die Ueberzeugung erlangen, daß Herr Loosen ein Unrecht begangen hat, welches er schwerlich wieder gut machen kann."

„Die Ursaches dieses Zwistes?" erwiderte Margaretha mit verachtender Geringschätzung. „Ich kenne sie; der Verdruß darüber, daß ich Ihnen einen Korb gab, und daß mein Vater Ihnen mit derben Worten Ihre Vergangenheit vorhielt, hat diesen Haß in Ihrer Seele erweckt. Wir haben nichts mit einander gemein, Herr Hersch; sollte uns das Schlimmste treffen, so werden wir wahre Freunde finden, niemals aber — hören Sie, niemals dürfen Sie sich der Hoffnung hingeben, daß wir Ihre Hülfe beanspruchen, oder sie, wenn Sie uns dieselbe aufdringen wollen, acceptiren."

„Hm, Sie denken in diesem Augenblicke an Rudolph Herzberg," sagte Hersch, gleichgültig die Achseln zuckend. „Der arme Agent soll froh sein, wenn seine Gläubiger ihn vorläufig noch in Ruhe lassen. Der Tag, an welchem er in Schuldarrest gebracht wird, dürfte nicht mehr fern sein, es sei denn, daß Sie für ihn intervenirten und seine Schulden übernähmen."

Die Wangen Margaretha's waren plötzlich erbleicht, sie blickte verstohlen die Mutter forschend an, aber die Angst um den Gatten schien die Hausfrau zu sehr zu beschäftigen, daß sie dem Wortwechsel der Beiden keine Achtung schenken konnte.

„Wissen Sie gewiß, daß er verhaftet wurde?" fragte Frau Loosen in fieberhafter Aufregung.

„Ich war in der Nähe, als die Husaren seine Taschen durchsuchten," erwiderte Hersch gelassen.

„Ich kann nicht glauben, daß er so unvorsichtig gewesen sein soll. Was hat er mit den Plänen und den Zeichnungen bezweckt?"

„Offenbar wollte er den Preußen die Stadt durch Verrath in die Hände spielen."

„Hätte ein Anderer diese Worte gesprochen, so würde ich ihm erwidern, daß seine Behauptung jeder Begründung entbehre," nahm Margaretha das Wort, und ihre Stimme bebte vor Zorn und Entrüstung; „Ihnen aber sage ich ohne Rückhalt, daß es eine Verläumdung ist. Nach dem, was zwischen Ihnen und meinem Vater vorgefallen ist, halte ich es mit Rücksicht auf Ihren Charakter sogar für wahrscheinlich, daß Sie bei dieser Verhaftung Ihre Hände im Spiel gehabt haben, aber es soll Ihnen nicht gelingen, dieses schändliche Spiel zu gewinnen, ich werde unverzüglich nach Altona eilen und den Freiherrn von Gablenz —"

„Nach Belieben," unterbrach Hersch sie, der mit Verwunderung das zornglühende Mädchen anblickte, welches stolz mit erhobenem Haupte vor ihm stand. „Ob Herr von Gablenz Ihrer etwas abenteuerlichen Vertheidigung eines durch Beweise überführten Spions Glauben schenken wird, möchte ich sehr bezweifeln."

„Laß mich gehen, Kind," sagte die Hausfrau, die sich bereits der Thüre genähert hatte, „meinen Bitten wird der General eher nachgeben, als Deinen Gründen."

Ein Lächeln des Hohns glitt über das häßliche Gesicht des Denuncianten. Aber noch ehe er Zeit fand, die Bemerkung, welche ihm auf den Lippen schwebte, zu äußern, wurde die Thüre geöffnet und Loosen trat, von Eduard begleitet, ein.

„Was will dieser Mensch in meinem Hause?" fragte der Kaufmann, dem beim Anblicke des Denuncianten das Blut in die Wangen schoß. „Habe ich nicht schon vor mehreren Wochen gesagt, daß ich von meinem Hausrecht Gebrauch machen würde, wenn Sie es wagten, noch einmal meine Schwelle zu überschreiten?"

Die beiden Damen waren dem alten Herrn entgegen geeilt, nur die Anwesenheit der beiden Fremden hinderte sie, ihre Freude in lauter, stürmischer Weise zu bezeugen.

„Er brachte uns die Nachricht von Deiner Verhaftung," erwiderte Frau Loosen.

„Und er bot uns gleichzeitig seinen Beistand an," fügte Margaretha hinzu.

Hersch hatte den Augenblick benutzt und sich rasch der Thüre genähert, aber der Kaufmann kam ihm zuvor.

„Ich durchschaue Ihre Absicht," fuhr er mit scharfer Betonung fort, „Sie glaubten leichteres Spiel zu haben, wenn ich beseitigt wäre. Ich erinnere mich, daß Sie heute Mittag bei Tisch sich neben mich setzten; so unangenehm mir diese Nachbarschaft war,

mußte ich mich doch in sie fügen, weil ich nicht das Recht besaß, im Gasthofe Ihnen Vorschriften zu machen. Wer jene Zeichnungen mir in die Tasche geschoben hat, weiß ich jetzt. Nachdem Ihnen dies Bubenstück gelungen war, blieb Ihnen nur noch übrig, mich zu denunciren. Und wahrhaftig, der Schurkenstreich wäre Ihnen gelungen, wenn nicht —"

„Wenn nicht ein höherer Offizier die unumstößlichen Beweise für die Unschuld des Verhafteten erhalten hätte," fiel Eduard dem Kaufmanne rasch in's Wort.

„So ist's," sagte Loosen, der im Stillen dem jungen Manne für die Geistesgegenwart dankte. „Wissen Sie, Herr Unteroffizier, was diesen Mann zu jenem Bubenstück bewog? Einzig und allein der Aerger darüber, daß ich seine Werbung um die Hand meiner Tochter zurückwies. Er hätte sich den Aerger ersparen können, da er sich doch sagen mußte, daß ich die Zukunft meines einzigen Kindes einem notorischen Hazardspieler nie anvertrauen würde."

Das war zu viel. Mit drohend erhobener Faust stürzte Hersch sich auf den alten Herrn.

Eduard stieß ihn zurück.

„Hinaus!" rief er. „Glauben Sie, ich werde ruhig ansehen, daß Sie, junger Bursche, die Faust gegen einen alten Mann erheben?"

„Lassen Sie ihn," sagte Loosen ruhig, „er wird nicht wagen, den Schlag zu führen, er weiß, daß dieser Schlag ihn in's Zuchthaus bringen würde. In's Zuchthaus!" fuhr er mit gehobener Stimme fort, als Hersch betroffen ihn anblickte. „Erinnern Sie sich, wenn's beliebt, der Wechsel, Herr Agent, die in meinen Händen sind."

Das schien der Denunciant nicht erwartet zu haben, und die Drohung stützte sich offenbar auf triftige Gründe, denn der Agent würdigte fortan den Kaufmann keines Wortes noch eines Blickes mehr. Er nahm seinen Hut, der auf dem Tische stand, und verließ schweigend das Zimmer.

Erst jetzt zeigte es sich, wie gewaltig die Aufregung war, welche Loosen während der Anwesenheit des Agenten mühsam zurückgehalten hatte.

Die Hände auf dem Rücken gekreuzt, wanderte der Kaufmann eine geraume Weile auf und ab, und die bebenden Lippen verriethen den Sturm, der seine Seele durchtobte. Margaretha hatte sich dem jungen Manne genähert, und ihn gebeten, Platz zu nehmen.

„Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß Sie es waren, der meinen Vater befreite und rettete," sagte sie, „nehmen Sie dafür meinen innigsten Dank."

„Auch ohne meinen Beistand würde er bald die Freiheit zurückerhalten haben," entgegnete Eduard, den Dank bescheiden ablehnend, „zumal —"

„Sagen Sie das nicht," fiel Loosen ihm in's Wort, „mit einem Spion pflegt man kurzen Prozeß zu machen, wir haben das im letzten Kriege gegen Dänemark erfahren. Es ist mir nur fatal, daß dieser Mensch Sie in meinem Hause gesehen hat, er wird verrathen haben, daß Sie mich befreiten."

„Bah, ich fürchte ihn nicht," entgegnete Eduard ruhig.

„Das ist rasch gesagt; jeden Feind muß man fürchten," vergessen Sie nicht, daß hier in Hamburg die Oesterreicher liegen, wenn dieser Mensch Ihr Vorhaben nur ahnt, sind Sie verloren?"

„Wie sollte er es ahnen können?"

„Ein Zufall könnte es ihm verrathen?"

„Solchen Zufällen muß man vorbeugen."

Der Kaufmann sah auf die Uhr.

„Es ist schon spät," sagte er, „ich denke, wir gehen zur Ruhe, morgen können wir die Sache weiter überlegen."

Eduard bemerkte den bedeutsamen Blick, den Loosen seiner Gattin zuwarf, er errieth, daß der Kaufmann mit seiner Familie allein zu sein wünschte.

Die Hausfrau bat ihn, ihr zu folgen, sie führte ihn in ein freundlich eingerichtetes Schlafzimmer und wünschte ihm eine gute Nacht.

„Was ich Euch jetzt mittheile, darüber werdet Ihr das strengste Schweigen bewahren," nahm Loosen das Wort, nachdem seine Gattin zurückgekehrt war, „unser Gast ist preußischer Unterthan, er will desertiren, um nicht gegen sein eigenes Land kämpfen zu müssen. Er hat mir die Freiheit und wohl auch das Leben gerettet, ich habe ihm meinen Beistand versprochen und bin entschlossen, die Zusage zu erfüllen. Während ich den schwierigsten Theil, die Besorgung eines Passes, übernehme, werdet Ihr das Andere besorgen."

Mit wachsendem Erstaunen hatte Margaretha und deren Mutter diese Mittheilung vernommen.

„Er hat Dir das Leben gerettet," sagte die Letztere, „so ist es auch recht und billig, daß Du ihm in diesem allerdings gefahrvollen Unternehmen beistehst. Ich begreife und ehre den Entschluß des jungen Mannes, sage mir also, was ich thun soll, die Ausführung dieses Entschlusses zu unterstützen."

Der Kaufmann nickte. „Du bist eine vernünftige Frau," erwiderte er. „Ich überlasse Dir, für die Garderobe des Deserteurs Sorge zu tragen. Ein einfacher Anzug und etwas Wäsche, nur nicht zu viel; anderes Gepäck würde ihm nur hinderlich sein."

„Und was bleibt mir zu thun?" fragte Margaretha.

„Darauf zu achten, daß während unserer Abwesenheit Niemand Gelegenheit findet, hier zu spioniren; ich fürchte, Hersch hat bereits Verdacht geschöpft, vor ihm müssen wir auf der Hut sein. Jetzt geht zu Bette, ich denke, morgen Abend kann unser Freund abreisen —"

Eduard ahnte nicht, daß der Verräther das Netz schon ausgeworfen hatte, in welchem er ihn zu fangen hoffte.

Bevor der Agent das Haus verließ, flüsterte er der Magd, welche ihn zur Hauthüre begleitete, einige Worte zu, und diese Worte enthielten nichts Geringeres, als den Auftrag, zu erforschen, weshalb der österreichische Unteroffizier im Hause sei, wie lange derselbe bleiben werde und in welchem Verhältniß derselbe zu dem Hausherrn stehe.

Die Magd mußte triftige Gründe haben, sich diesem Auftrage zu unterziehen; sie wählte zur Ausführung desselben den kürzesten Weg. Als sie bemerkte, daß die Hausfrau, nachdem sie den Unteroffizier in die Schlafstube geführt hatte, in's Familienzimmer zurückkehrte, hielt sie es für rathsam, an der Thüre zu horchen, und wenn sie auch nicht jedes Wort verstand, welches der Hausherr sprach, so erfuhr sie doch, daß der Unteroffizier zu desertiren beabsichtige und Loosen ihn dabei unterstützen wolle. Der Tag graute kaum, als die Magd schon die Schelle des Hauses, in welchem der Agent Otto Hersch wohnte, in Bewegung setzte.

Mit einem teuflischen Lächeln auf den Lippen rieb der Agent vergnügt sich die Hände.

„Habt Ihr nicht gehört, wann die Abreise stattfinden soll?" fragte er, als die Magd ihren kurzen Bericht beendet hatte.

„Nein, vor heute Abend schwerlich."

„Schön, schön, ich werde mich dankbar bezeigen. Nehmt dies vorab."

Der Agent drückte ihr eine Geldmünze in die Hand und begleitete sie bis zur Thüre, die er hinter ihr mit einem lauten Freudenruf in's Schloß warf.

„Jetzt sitzt er in der Falle," sagte er, „entgehen kann er mir nicht mehr. Aber klug und vorsichtig, nur keine Ueberstürzung! Zeige ich sofort die beabsichtigte Desertion an, so wird das Haus durchsucht und — nein, das wäre eine Uebereilung! Er wird auf einen solchen Fall vorbereitet sein, ich darf nicht eher die Soldaten ihm in's Haus schicken, bis der Deserteur zur Abreise gerüstet ist."

Er warf einen Blick auf die Uhr und zog die Glocke.

„Ein notorischer Hazardspieler, sagte er?" fuhr er fort, und die Gluth des Hasses loderte jäh in seinen Augen empor. „Was

kümmert's ihn! Er hat auch nicht auf ehrlichem Wege sein Vermögen erworben! Jetzt ist der Augenblick gekommen, jetzt fasse ich ihn und dann — — Teufel, wenn jene Wechsel nur vernichtet wären! Daß ich auch die Dummheit beging, zu diesem faulen Hülfsmittel meine Zuflucht zu nehmen!"

Er brach ab, ein junger Bursche, der vielleicht achtzehn Jahre zählte, war bei den letzten Worten eingetreten.

Die schielenden Augen richteten sich musternd auf den flachsblonden Kopf mit den bleichen Wangen, den hellblauen Augen und dem hageren, eckigen Antlitz.

„Deine Schwester war vorhin hier, Konrad," nahm Hersch nach einer kurzen Weile das Wort, „sie hat mir eine sehr wichtige Nachricht gebracht."

Ueber das Antlitz Konrad's glitt ein düsterer Schatten; es war offenbar, er kannte die Absicht des Agenten und er billigte die Mittel nicht, durch welche dieser seinen Zweck zu erreichen suchte.

„Der stolze Herr Loosen steckt in der Falle, es handelt sich jetzt darum, daß er nicht entwischt," fuhr Hersch fort, „Du wirst den Auftrag, den ich Dir gebe, pünktlich ausführen und Dir keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen! Verstanden?"

„Ich hoffe, es wird der letzte sein," entgegnete Konrad, und der Ton, in welchem er diese Worte sprach, ließ erkennen, daß er jenen Auftrag verabscheute.

Der Agent blickte befremdet den jungen Mann an, auf eine solche Bemerkung schien er nicht vorbereitet zu sein.

„Du hast wohl vor, mir den Gehorsam zu kündigen?" fragte er barsch. „Hüte Dich, Junge, wenn ich die Ursache finde, unzufrieden mit Dir zu sein, mache ich kurzen Prozeß. Was hast Du, wenn ich Dich vor die Thüre setze? Du und Deine Schwester, beide hängt Ihr von meiner Gnade ab, beide habt Ihr mir zu verdanken, daß Ihr in dem Schmutz, in welchem ich Euch vor einem Jahre fand, nicht untergegangen seid!"

„Und das haben wir Ihnen reichlich zurückbezahlt," erwiderte Konrad mit unverkennbaren Zeichen der Entrüstung, „Sie würden uns —"

„Schweige!" fuhr Hersch auf, „ich dulde keinen Widerspruch, am wenigsten von Dir, Du wirst thun, was ich Dir befehle, gehorchst Du nicht, so habe ich Mittel genug, Dich in das Nichts zurückzuschleudern, aus welchem ich Dich emporzog. Du wirst das Haus des Kaufmanns Loosen scharf bewachen und mir heute Nachmittag fünf Uhr mittheilen, was Du entdeckt hast. Ich will Dir einige Anhaltspunkte geben. Loosen wird das Haus verlassen und zum Paßbureau gehen, es ist nicht nöthig, daß Du ihm folgst, richte vielmehr Dein Augenmerk vorzugsweise auf einen fremden

Herrn, der seit gestern Abend in dem Hause weilt. Er ist groß, schlank, vielleicht acht und zwanzig Jahre alt, an der militärischen Haltung, dem schwarzen Schnurrbart und dem gebräunten Gesicht wirst Du ihn erkennen. Verläßt er das Haus, so folgst Du ihm, wohin es auch sei, Du darfst ihn nicht aus den Augen verlieren."

„Darf ich den Grund dieser Spionage wissen?"

„Wozu? Die späteren Ereignisse werden Dir ihn früh genug verrathen."

„Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß sie sich auf die Absicht, den Kaufmann Loosen zu verderben, bezieht?" fragte Konrad, ohne auf den wachsenden Unwillen seines Herrn Rücksicht zu nehmen. „Ich habe bisher dazu geschwiegen und Ihnen in allen Dingen Gehorsam geleistet, aber es widerstrebt mir, mich länger als Spion und Helfershelfer in dieser Angelegenheit benutzen zu lassen. Sie wollen die Hand des Fräuleins Margaretha gewinnen, trotzdem Sie mit Ihrer Werbung zurückgewiesen wurden, um diesen Zweck zu erreichen, suchen Sie einen geachteten Mann in's Unglück zu stürzen —"

„Bursche, bedenke, was Du sagst!" rief der Agent aufbrausend. „Nur noch ein einziges derartiges Wort, und ich jage Dich und Deine Schwestrr aus dem Dienst. Sei vernünftig," fuhr er nach einer Pause ruhig fort, „es ist der letzte Auftrag, den ich in dieser Angelegenheit Dir gebe, erinnere Dich, was ich für Dich gethan habe und thun werde. Jetzt gehe, ich erwarte Dich heute Nachmittag punkt fünf Uhr."

Zögernd entfernte Konrad sich.

„Das hat man davon, wenn man mit solchem Gesindel sich einläßt," sagte der Agent zornig, während er, um seine Aufregung zu bemeistern, auf- und abwanderte, „aber warte, Bursche, ich werde Dir diese Stunde entgelten lassen. Sobald ich Deiner Dienste nicht mehr bedarf, lasse ich Dich fallen, Du magst dann zusehen, wie Du Dir weiter hilfst."

Er zog abermals die Glocke und befahl der Magd, das Frühstück zu bringen.

Nachdem er dasselbe eingenommen hatte, verließ er das Haus.

# Drittes Kapitel.

## Die Warnung.

„Sie ehren und billigen also meinen Entschluß, mein Fräulein?"

„Gewiß," erwiderte Margaretha, deren Blick mit dem Ausdrucke der Bewunderung auf dem jungen Manne ruhte, der nachdenklich die Tasse an die Lippen setzte und mit sichtbarem Behagen den duftenden Mokka schlürfte. „Ich würde ihn auch dann billigen, wenn Sie nicht preußischer Unterthan wären, denn so sehr ich auch die tapfere österreichische Armee achte, so kann ich doch die Politik, für die sie jetzt in's Feld zieht, nicht gut heißen. Oesterreich allein trägt die Schuld an dem Bruderkriege, der trotz allen Friedenshoffnungen, trotz allen Bemühungen der auswärtigen Mächte ausbrechen wird. Weshalb gibt es nicht seine Zustimmung zu der Berufung eines deutschen Parlaments, welche Preußen vorgeschlagen hat? Wenn dem Parlamente die Entscheidung überlassen bleibt, so dürfen wir auf eine friedliche, allen Wünschen des Volkes genügende Lösung der schwebenden Fragen rechnen."

Erstaunt blickte Eduard das Mädchen an. „Mein Fräulein, Sie sind ja eine vortreffliche Politikerin," sagte er lächelnd. „Man findet es so selten, daß die Frauen und Jungfrauen sich mit dem Wohle des Staates, mit dem allgemeinen Wohle des Volkes beschäftigen."

„Daß es Sie wundert, einem Mädchen zu begegnen, welches in seinen Mußestunden statt der Romane die Zeitungen und nebenbei die Weltgeschichte studirt? Ich gestehe, Manches bleibt mir unklar, über Manches muß ich hinweggehen, ohne es verstanden zu haben, aber, daß es sich in diesem Kampfe einzig und allein nur darum handelt, dem Hause Habsburg die deutsche Kaiserkrone wieder zu verschaffen, das hat für mich nie einem Zweifel unterlegen."

„Das beweis't, daß Sie den Anfang und die Ursachen des unseligen Zwistes genau verfolgt haben," entgegnete Eduard. „Aber mit dem deutschen Parlamente würden wir keinen Schritt weiter kommen, wir haben das in den Jahren 1848 und 1849 erfahren. Mit schönen Redensarten, mit Resolutionen und leeren Drohungen macht man die Diplomaten nicht schachmatt. Diesen Knoten zu lösen, bedarf es eines kräftigen Armes und eines scharfen

Schwertes. Nur Blut und Eisen können die deutsche Frage lösen, hat Graf Bismarck vor Jahren schon gesagt, und er hatte Recht. Traurig genug, daß es so ist, aber nun wir es nicht auf einem anderen Wege erreichen können, müssen wir mit Muth und Freudigkeit an die schwere Arbeit gehen. Und bei welchem Staate das Heil Deutschlands zu suchen ist, das ist nicht schwer zu bestimmen, unter allen deutschen Staaten ragt Preußen durch seine Intelligenz, seinen Handel und Industrie, seine Fortschritte auf jedem Gebiet und seine Lebenskraft hervor."

Im Feuer seiner Rede hatte Eduard sich erhoben, er trat an's Fenster und blickte in den blühenden Garten hinaus.

„So sollen alle guten Preußen denken," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „die Adressen, diese Demonstrationen zur Erhaltung des Friedens dienen zu nichts weiter, als daß sie dem österreichischen Kabinet den Glauben einflößen, wir würden den Feind mit offenen Armen empfangen, um das Blutvergießen zu vermeiden."

Die Beiden waren allein. Die Eltern Margaretha's hatten schon vor einer halben Stunde das Haus verlassen, der Vater, um den Paß zu beschaffen, die Mutter, um die nöthige Garderobe zu kaufen.

Margaretha blickte lange schweigend vor sich hin, von Zeit zu Zeit streifte ihr Blick verstohlen den Jüngling, der, in Gedanken versunken, noch immer am Fenster stand.

„Ich habe eine Bitte an Sie," nahm sie endlich das Wort, „eine Bitte, die ich nur an den Mann richten kann, dem ich mein ganzes ungetheiltes Vertrauen schenken darf."

Eduard wandte sich um, Purpurröthe hatte die Wangen des Mädchens übergossen.

„Sie glauben, mir vertrauen zu dürfen?" fragte er scherzend. „Fürchten Sie nicht, daß dieses Vertrauen Sie täuschen könnte?"

„Nein, denn Ihre Worte haben mir bewiesen, daß Ihr Herz gut und edel ist," erwiderte Margaretha ruhig. „Aber ich weiß nicht, ob ich wagen darf, Sie mit dieser Bitte zu behelligen."

„Ob Sie es wagen dürfen? Mein Fräulein, ich verdanke Ihren Eltern so viel —"

„Nicht so viel, wie mein Vater Ihnen verdankt."

„Rechnen Sie mir den kleinen Dienst nicht so hoch an, ich bitte darum."

Margaretha schüttelte das Köpfchen. „Ich will es wagen," sagte sie leise, „zürnen Sie mir nicht, wenn —"

„Wozu diese Umstände? Reden Sie frei und ohne Rückhalt, was Sie auch sagen mögen, in meiner Brust soll das Geheimniß gut aufbewahrt sein."

„Davon halte ich mich überzeugt. Wohlan', wie Sie, will auch ein Anderer in die preußische Armee eintreten, um gegen Oesterreich zu kämpfen, und dieser Andere steht meinem Herzen sehr, sehr nahe."

„Ah, Ihr Verlobter?" fragte Eduard überrascht.

Abermals schüttelte Margaretha das Köpfchen. „Mein Verlobter ist er nicht," erwiderte sie, „ich will Sie ganz in die Sachlage einweihen, wer weiß, ob ich nicht einst den Beistand eines treuen, uneigennützigen Freundes bedarf, und dann zähle ich auf Sie."

„Sie dürfen es, mein Fräulein."

„So hören Sie denn. Wer unsere Vermögensverhältnisse kennt und dazu weiß, daß ich bereits vierundzwanzig Jahre zähle, den wird es vielleicht wundern, daß noch kein Werber um meine Hand sich gefunden hat. Denn daß der Agent Otto Hersch mir die Ehre erzeigte, seine Hand mir anzubieten, ist über unsern kleinen Kreis hinaus Niemandem bekannt geworden. Indeß, die Ursache liegt nahe, mein Vater hat mich stets mit Argusaugen bewacht, er ist jedem Versuch der jungen Herren, sich mir zu nähern, mit einer Entschiedenheit entgegengetreten, die jene zurückschrecken mußte, und er hat es im Kreise seiner Bekannten bei jeder Gelegenheit ausgesprochen, daß er nur den Werber begünstigen werde, der ihm für meine Zukunft Garantieen bieten könne."

„Das heißt mit anderen Worten, er wird nur dem die Hand eines einzigen Kindes zusagen, der neben einem guten Rufe ein namhaftes Vermögen in die Wagschale werfen kann!"

„So ist es, und in diesem Punkte traue ich meinem Vater eine Hartnäckigkeit zu, die zu besiegen mir schwer fallen, wenn nicht ganz und gar unmöglich sein wird. Die Werbung des Agenten wies er zurück und mit Recht, denn die Vergangenheit dieses Mannes zeigt manchen dunklen Fleck, den er niemals wird tilgen können. Weder er noch Hersch ahnte, daß mein Herz nicht mehr frei war, daß es die Wahl für das Leben bereits getroffen hatte. Rudolph Herzberg steht mit meinem Vater in Geschäftsverbindung, er besuchte ihn oft, und es traf sich zuweilen, daß ich ihm im Geschäftszimmer begegnete. Später lud mein Vater ihn einmal zum Abendessen ein und bei dieser Gelegenheit lernte ich den biedern Charakter, das tiefe Gemüth und die edle Seele des jungen Mannes kennen. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, ich begegnete von nun an oft dem strebsamen Agenten, und zwar weniger hier im Hause, als draußen. Ein Brief, den er heimlich mir schickte, machte mir das Geständniß seiner Liebe, ich wagte nicht, mit meinen Eltern darüber zu reden. Er selbst bat mich darum, trotz meiner Versicherung, daß der Vater seine Einwilligung nicht geben werde —"

„Wußten Sie das so bestimmt?“ unterbrach Eduard sie. „Sie sagten ja selbst, er habe den jungen Herrn protegirt —“

„Ich wußte, daß er damals ihn eingeladen hatte, um ihm durch die Einladung seinen Dank für den Abschluß eines sehr vortheilhaften Geschäfts zu bezeugen, ich wußte ferner, daß mein Vater fürchtete, eine Wiederholung dieser Einladung könne in der Seele Rudolph's Hoffnungen wecken, deren Erfüllung nach der Ansicht meines Vaters eine Unmöglichkeit war. Dennoch entschloß ich mich, den Bitten meines Geliebten nachgebend, endlich dazu, den Eltern das Geheimniß zu entdecken, als plötzlich die Rüstungen Oesterreichs und Sachsens den europäischen Frieden bedrohten. Rudolph war jetzt selbst der Ansicht, daß der Augenblick zu einer Erklärung und Werbung nicht geeignet sei; wir beschlossen, beides auf eine bessere Zeit zu verschieben. Inzwischen haben die Geschäfte den Krebsgang genommen, die fieberhafte Spannung, mit der jedes Gemüth der kommenden Dinge harrt —“

„Aber ich denke, gerade in solchen Zeiten sucht man die Bande der Freundschaft und Liebe fester zu schlingen,“ sagte Eduard kopfschüttelnd, „zumal dann, wenn —“

„Gewiß, gewiß,“ fuhr Margaretha fort, „aber wenn wir in guten Zeiten der Weigerung meines Vaters gewiß sein mußten, durften wir in diesen geschäftslosen, aufregenden Tagen hoffen, sie zu erlangen? Rudolph kennt die Gesinnungen meines Vaters, er theilt sie; in der Hoffnung, auf diesem Wege die Kluft zwischen ihm und mir füllen zu können, hat er sich entschlossen, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Was der Senat thut, auf welche Seite unsere Stadt sich stellen wird, weiß man noch nicht, vielleicht bleiben wir neutral, vielleicht stellen wir uns unter das Banner Oesterreichs, damit wäre möglicherweise der Ruin unserer Stadt besiegelt.“

Betroffen blickte Eduard das Mädchen an, welches seine Ansichten so kühn und entschieden äußerte.

„Wenn Oesterreich siegt, so wird es seinen Verbündeten lohnen,“ sagte er.

„Wie aber, wenn Preußen siegt?“

„So dürften für die freie Reichsstadt allerdings schwere Tage kommen. Aber wer kann voraussagen, daß Dieser oder Jener siegen wird? Bedenken Sie, wie viele kriegserfahrene Führer das österreichische Heer besitzt, wie tüchtig und erprobt das Heer selbst ist.“

„Dennoch glaube ich, daß die preußische Armee siegen wird, auf ihrer Seite ist die Intelligenz, die vortreffliche Ausrüstung und Verpflegung. Rudolph will als Freiwilliger in das preußische Heer eintreten, er hofft, wenn er als Sieger zurückkehrt, auf meine Hand gerechten Anspruch machen zu können.“

„Sollte es nicht eine eitle Hoffnung sein?“ fragte Eduard sie zweifelnd.

„Ich glaube es nicht, mein Vater ist für jede gute und große That empfänglich, ich hege die Ueberzeugung, wenn er diesen Entschluß nach der Ausführung desselben erfährt, so wird er vor dem muthigen Jünglinge eine größere Achtung hegen, wie vor dem reichsten Manne Hamburg's.“

„Aber Sie? Fürchten Sie nicht —“

„Das Leben eines Jeden liegt in Gottes Hand! Wenn ich einen andern Weg wüßte, auf welchem wir unser Ziel erreichen könnten, so würde ich den Geliebten zurückhalten und ihn bitten, zu warten, bis das Vaterland seines Armes bedürfe.“

Ein edler Stolz und zugleich ein frommes Gottvertrauen drückten sich in dem Tone aus, in welchem Margaretha diese Worte gesprochen hatte, Eduard mußte dieses heldenmüthige Mädchen bewundern, welches ihr Liebstes hingab, ohne ein Wort der Klage.

„Sie wollten eine Bitte an mich richten,“ sagte er nach einer kurzen Pause.

„Die Bitte, daß Sie den Geliebten unter ihren Schutz nehmen und mit Ihrem Rath ihm beistehen möchten,“ erwiderte Margaretha ruhig. „Er will gerades Weges nach Schlesien reisen und dort in einem Jägerbataillon Dienst nehmen.“

„Sie wünschen, daß ich ihn dorthin begleite?“

„Ja.“

„Ich werde diesen Wunsch erfüllen, auch ich bin entschlossen, mich direkt nach Schlesien zu begeben.“

„Und wenn Sie können, wenn die Umstände es Ihnen erlauben, so werden Sie ihn beschützen, nicht allein jetzt, auch später, wenn der Kampf ausgebrochen ist.“

„Gewiß, mein Fräulein, ich werde denken, er sei mein Bruder, und ich hoffe, nach dem Frieden ihn wohlbehalten Ihnen zurückbringen zu können.“

„Dank, herzlichen Dank,“ sagte Margaretha, indem sie dem jungen Manne beide Hände reichte, „nun ich weiß, daß er mit Ihnen geht, daß Sie sich seiner annehmen werden, bin ich über sein Schicksal beruhigt.“

„Vertrauen Sie darauf, daß ich mein Versprechen einlösen werde,“ entgegnete Eduard. „Nun aber wäre es nicht nur rathsam, sondern auch nothwendig, daß wir gemeinschaftlich von hier abreis'ten. Wann gedenkt der junge Herr —“

„Er wollte heute Abend abreisen.“

„Sie hatten vorher noch eine Zusammenkunft mit ihm?“

Margaretha schüttelte wehmüthig das Köpfchen. „Wir haben

schriftlich Abschied genommen, es ist besser so," erwiderte sie, „wenn Sie es aber wünschen —"

„Nein, nein," fiel Eduard ihr rasch in's Wort, „wenn man in solchen Fällen den mündlichen Abschied umgehen kann, soll man's thun. Der Abschied erschwert nur das Scheiden, er läßt den Scheidenden fühlen, was er verlieren muß. Schreiben Sie einige Worte an ihn und geben Sie mir das Billet, ich werde es ihm bringen und mich bei dieser Gelegenheit ihm vorstellen."

Eine reiche Fülle von Dank und warmer Freundschaft lag in dem Blicke, den Margaretha dem jungen Manne zuwarf. Aber das Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, wich plötzlich einer düsteren Niedergeschlagenheit.

„Es geht nicht," erwiderte sie traurig. „Sie dürfen ja das Haus nicht verlassen."

„Wer hat's verboten?" fragte Eduard rasch.

„Mein Vater. Er fürchtet —"

„Bah, diese Furcht entbehrt jede Begründung. Wenn ich in meiner Uniform mich zeige, wird Niemand ahnen, daß ich im Begriff bin, zu desertiren. Ein Anderes wäre es, wenn ich in Civilkleidung ausginge und ein bekannter Kamerad begegnete mir. Schreiben Sie die Zeilen und geben Sie mir die Adresse, ich versichere Sie, ein Wagniß ist es nicht."

„Sind Sie davon überzeugt?" fragte Margaretha zweifelnd.

„Felsenfest."

„So entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich kehre sogleich wieder zurück."

Eduard wanderte lange nachdenklich auf und ab. Seit dem vergangenen Abend hatten die Ereignisse einander gedrängt, ihm kam es vor, als ob das Alles nur ein Traum sei, dem im nächsten Augenblick das Erwachen folgen müsse. Er hatte Freunde gefunden, auf die er in allen Zeiten rechnen durfte, die vorher so gefahrvolle Bahn lag plötzlich geebnet vor ihm.

Nach wenigen Minuten kehrte Margaretha zurück; sie übergab dem jungen Manne ein Briefchen und blickte ihm dabei treuherzig in's Auge.

„Sagen Sie mir es noch einmal, daß ich Ihretwegen mich beruhigen darf," versetzte sie, „ich würde es mir nie vergeben, wenn —"

„Fürchten Sie nichts," unterbrach Eduard sie ruhig, „ein Grund zu Befürchtungen ist nicht vorhanden."

Er hatte den Säbel umgeschnallt und sich der Thüre bereits genähert, Margaretha bat ihn, noch einen Augenblick zu verweilen.

„Wenn ich nicht fürchtete, eine Herzenswunde zu berühren, so würde ich Sie fragen, was Sie bewogen hat, in die österreichische

Armee einzutreten," sagte sie, und ihr Blick ruhte forschend, zugleich aber auch mit dem Ausdrucke inniger Theilnahme auf den Zügen des Jünglings, die bei dieser Frage sich verdüsterten. „Nicht wahr, es war eine unglückliche Liebe, die Sie dazu bewog. Verzeihen Sie, daß ich diese Indiscretion begehe, es ist nicht der Wunsch, eine kindische Neugierde zu befriedigen, sondern die Hoffnung —"

„Hoffnung, mein Fräulein?" unterbrach Eduard sie düster. „Wenn der Frühling im Herzen erstorben ist, so ist die Hoffnung, ihn mit seinem Sonnenschein und Blüthenduft wieder erwecken zu können, eitel."

„Sie ist todt?"

„Todt für mich! Ihr Herr Vater hat Ihnen vielleicht meine Vergangenheit berichtet —"

„Keine Silbe erwähnte er darüber."

„Woher wissen Sie denn —"

„Verzeihung, ich vermuthete es, ich las es in Ihrem Blicke, wenn er nachdenklich auf mir ruhte."

„Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, Ihr edles Herz, Ihr tiefes, weiches Gemüth oder Ihren Scharfblick," erwiderte Eduard. „Ihre Vermuthung hat Sie nicht getäuscht, eine unglückliche Liebe war es, die mich der Verzweiflung in die Arme trieb, die mir das Leben verleidet und — zürnen Sie mir nicht deshalb — mich die hingebende Liebe und Treue des Frauenherzens —"

„Freveln Sie nicht," fiel Margaretha im lächelnd in's Wort. „Ich könnte wahrhaftig in Versuchung kommen, Sie zu bekehren und Ihnen den Glauben an Liebe und Treue zurückzugeben."

„Das ist vorbei," fuhr Eduard kopfschüttelnd fort. „Vorbei für immer! Seitdem sie die Treue brach, sie, die ich über Alles liebte, seitdem habe ich den Glauben an die reine, wahrhafte Liebe verloren."

„Wissen Sie es auch gewiß, daß die Geliebte Ihnen die Treue gebrochen hat?" fragte Margaretha zweifelnd. „Die Männer urtheilen gern rasch und hart."

„Ich habe Beweise gefunden —"

„Die Ihre Geliebte nicht widerlegen konnte?"

„Sie waren so überzeugend, daß ich auf den Versuch, ob sie widerlegt werden könnten, verzichtete."

Margaretha blickte betroffen auf. „Sie haben der Geliebten die Vertheidigung verweigert?" fragte sie vorwurfsvoll. „Das war ungerecht und grausam zugleich, selbst dem überführten Mörder entzieht man das Wort nicht, wenn er sich rechtfertigen will."

„Wozu hätte diese Rechtfertigung dienen können?" fragte Eduard

gelassen. „Sie würde zu einer Scene geführt haben, einige Thränen wären vergossen worden, — ich liebe das nicht."

„Haben Sie nie daran gedacht, daß Ihre Braut trotz jener Beweise unschuldig sein könne?"

„Nein."

„Daß ein Feind —"

„Ich besaß keinen Feind."

„Aber Sie —"

„Wäre es das ganze Werk einer Intrigue gewesen, so würde ich's herausgefunden haben."

„Wie geschah das?" fragte Margaretha.

„Weshalb wünschen Sie es zu wissen?" erwiderte Eduard rauh. „Ich sagte Ihnen ja, die Hoffnung —"

„Wenn ich Sie erzürnt oder verletzt habe, so verzeihen Sie mir," unterbrach Margaretha ihn, und ihre Stimme klang so weich und theilnehmend, daß der junge Mann ihr sein Herz nicht verschließen konnte. „Ich habe mich der Hoffnung hingegeben, Sie würden mich als Ihre Freundin betrachten, zumal ich Ihnen ja mein volles Vertrauen unaufgefordert geschenkt habe, es schmerzt mich erfahren zu müssen, daß ich in dieser Hoffnung mich täusche."

Eduard hatte aus seinem Portefeuille eine Karte genommen, die er jetzt dem Mädchen überreichte.

„Es war unsere Verlobungskarte," sagte er mit einem trüben Lächeln, während ein Zug von bitterem Hohn über sein Antlitz glitt, „diese Karte wird Ihnen sagen, daß Louise Hausmann meine Braut war und daß sie damals in Berlin wohnte."

Margaretha hatte kaum Zeit gefunden, einen Blick auf die Karte zu werfen, als hinter dem jungen Manne die Thür schon in's Schloß fiel.

„Ich will versuchen, ob ich jene Beweise nicht entkräften kann," flüsterte sie, „er verdient, glücklich zu werden. Vielleicht hat er zu rasch, zu hart geurtheilt, wenn seine Braut ihn liebte, so konnte sie ihn nicht betrügen, er ist zu gut, zu edel, ihm ganz anzugehören, ihn ganz zu besitzen, ein solches Glück verscherzt man gewiß nicht."

Eduard hatte rasch das Haus verlassen, er bemerkte nicht, daß ein flachsblonder, hochaufgeschossener Bursche ihm verstohlen folgte.

Er durchwanderte rasch die Straßen, hier und da einen Kameraden grüßend, und war eben in eine wenig belebte Gasse eingebogen, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte.

Er wandte sich um und sah sich jenem Burschen gegenüber.

„Was soll's?" fragte er barsch. „Wer sind Sie und was wünschen Sie?"

„Ich bin ein armer Teufel," erwiderte Konrad, „ich wünsche eine kurze Unterredung unter vier Augen mit Ihnen."

„Zu welchem Zwecke?“ fragte Eduard mit unverkennbaren Zeichen des Mißtrauens.

„Um Sie zu warnen.“

„Zu warnen? Vor wem?“

„Vor einem Manne, der Böses gegen Sie im Schilde führt.“

„Wollen Sie mir den Namen dieses Mannes nicht nennen?“ erwiderte Eduard mit wachsendem Erstaunen.

„Otto Hersch.“

„Hersch? Ah — der kleine, schielende Agent —“

„Derselbe.“

„Was zum Teufel hat er denn vor?“

„Ich weiß es nicht. In der Hauptsache beabsichtigt er, den Kaufmann Loosen durch Sie in's Unglück zu stürzen.“

„Himmelelement!“ fuhr Eduard auf, während er den Arm Konrad's umklammerte. „Wer hat Ihnen das gesagt? Haben Sie Beweise?“

„Er selbst sagte es mir,“ entgegnete Konrad ruhig. „Ich sollte vor dem Hause des Kaufmanns spioniren und Ihnen folgen, sobald Sie dasselbe verließen.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Er wollte mir's nicht sagen, nur soviel verrieth er mir, daß er jetzt den Kaufmann in der Falle habe.“

„Kommen Sie mit,“ sagte Eduard nach kurzem Nachdenken, „hier auf der Straße sind wir vor Spionen nicht sicher. — Was bewog Sie mich zu warnen?“

„Der Wunsch, die sauberen Pläne meines Herrn zu durchkreuzen.“

„Hm, wer's glaubt! Sie stehen im Dienste des Agenten?“

„Ich bin sein Lehrling.“

„Dann haben Sie einen sauberen Lehrmeister.“

„Mein höchster Wunsch ist es, den Dienst bei ihm quittiren zu können.“

Eduard blickte den jungen Mann forschend an.

„Wenn Sie dies wirklich wünschen, warum thun Sie es nicht?“ fragte er.

Konrad zuckte die Achseln.

„Weil ich nicht weiß, wohin ich mich wenden soll, wenn ich sein Haus verlasse.“

„Sie haben keine Eltern?“

„Beide sind todt.“

„Auch keine Freunde?“

„Nein.“

„Dann allerdings sind Sie gewissermaßen an ihn gefesselt. Aber ich denke, in einer so großen Stadt, wie Hamburg, kann es bei

ernstlichem Wollen nicht schwer fallen, irgend ein Unterkommen zu finden."

„Auch dann, wenn man als einzige Empfehlung nur anführen kann, daß man seinem Lehrherrn entlaufen ist?" erwiderte Konrad, und ein bitterer Sarkasmus lag in dem Tone, in welchem er diese Frage stellte.

„Sie hätten sich vorsehen sollen, ehe Sie bei diesem Manne in die Lehre traten," sagte Eduard, der sich bereits für seinen Begleiter interessirte.

„Konnte ich's?" Meine Eltern waren gestorben, ich hatte nichts gelernt und mir fiel jetzt auch noch die Verpflichtung zu, für meine Schwester zu sorgen. Wir waren arm, die Noth stand vor der Thüre, wir dankten Gott, als jener Mann, den ich zufällig kennen lernte, sich unserer annahm. Weshalb er sich so sehr für uns bemühte, sollte ich erst später erfahren."

Der Unteroffizier blieb stehen, er hatte das Haus, in welchem Rudolph Herzberg wohnte, erreicht.

„Er gab Ihnen also den Auftrag, mich zu überwachen?" fragte er. „Wissen Sie wirklich nicht, welchen Zweck er dabei im Auge hat?"

„Nein, er wollte ihn mir nicht nennen."

„Ich kann ihn mir denken. Wann sollten Sie zu ihm zurückkehren?"

„Heute Nachmittag um fünf Uhr."

„Herr — es ist klar, er muß auf irgend einem Wege genaue Erkundigungen —"

„Weshalb Sie in jenem Hause weilten, das ist ihm heute Morgen in aller Frühe verrathen worden."

„Durch wen?"

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Antwort auf diese Frage schuldig bleibe. Begnügen Sie sich mit meiner Warnung."

Der Blick Eduard's ruhte fest und prüfend auf den Zügen des jungen Mannes.

„Wohlan, Sie wünschen jenen Mann zu verlassen und es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als dies zu thun, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß er Ihren Verrath erfahren wird," sagte er nach einer kurzen Weile. „Ein anderes Unterkommen könnte ich Ihnen zeigen, es fragt sich nur, ob dasselbe Ihnen zusagt."

„Nennen Sie es mir," entgegnete Konrad rasch.

„Treten Sie in die Armee ein."

„In die österreichische?"

„Nein, in die preußische."

„Wie gerne wollte ich es thun, wenn ich nur die Ueberzeugung hegen dürfte, daß man mich annehmen wird. Aber ich bin zu jung und zu schwach, man wird mich zurückweisen."

„Sie haben Recht, ich dachte nicht daran. Aber wären Sie bereit, mich zu begleiten, gewissermaßen in meine Dienste zu treten?"

„In welcher Eigenschaft?"

„Darüber kann ich Ihnen erst dann Mittheilungen machen, wenn wir Hamburg verlassen haben."

„In welcher Eigenschaft es auch sei, in bin bereit, Ihnen zu folgen," sagte Konrad nach kurzem Nachdenken, indem er dem Husaren die Hand bot.

„So kommen Sie mit," erwiderte Eduard.

Die Beiden traten in das Haus, die Magd führte sie in das Geschäftszimmer Herzberg's.

Der Eindruck, den Rudolph Herzberg schon im ersten Augenblick auf Eduard machte, war ein überaus günstiger. In den hübschen Zügen des schlanken, jungen Mannes lag so viel Offenheit, Herzensgüte und Vertrauen, daß Eduard sich sofort zu ihm hingezogen fühlte.

Nachdem Herzberg das Billet gelesen hatte, reichte er seinem neuen Freunde die Hand.

„Ich heiße Sie willkommen und danke Ihnen im Voraus für die Bereitwilligkeit, mit der Sie meinen und den Wünschen meiner Verlobten entgegengekommen sind," sagte er. „Wann gedenken Sie — aber darf ich bitten, mich vorher jenem Herrn vorzustellen."

„Ein Freund," erwiderte Eduard, „er warnte mich vor einem Feinde, der die unedle Absicht hegt, den Vater Ihrer Verlobten durch mich zu verderben."

„Sie werden jenen Mann kennen," fügte Konrad hinzu, „Otto Hersch."

Herzberg nickte. „Ich kenne ihn und den Grund seines Hasses," sagte er, „aber ich hätte nicht geglaubt, daß er so niederträchtig sein würde, auf solchem Wege die Befriedigung seines Hasses zu suchen. Wir müssen dieser Gefahr vorbeugen, Hersch wird unter allen Umständen —"

„Der Gefahr ist vorgebeugt, wenn ich nicht in das Haus Loosen's zurückkehre," unterbrach Eduard ihn ruhig. „Da nun auch sein Spion zu uns übergegangen ist, so haben wir, denke ich, nichts von ihm zu befürchten."

„Sie werden bei mir bleiben, hier sucht er Sie keinenfalls," erwiderte Herzberg. „Ich gehe zu dem Kaufmann und theile ihm den Grund ihres Ausbleibens mit. Für rathsam aber halte ich's, daß auch dieser junge Herr —"

„Konrad Winter," fiel Konrad ihm in's Wort. „Ich begreife und erkenne Ihren Grund an, wenn Sie erlauben, bleibe ich ebenfalls hier."

„Gut, da wir gemeinschaftlich abreisen, so halte ich es auch für das Beste, daß Sie bis zur Abreise hier bleiben," sagte Eduard.

„Nicht, daß ich Verdacht hege, aber der Zufall könnte eine Begegnung mit Hersch herbeiführen.“

„Wann gedenken Sie abzureisen?“ fragte Herzberg.

„Heute Abend.“

„Wohin?“

„Zunächst nach Berlin.“

„Wäre es nicht gut, wenn wir einzeln die Reise unternähmen?“

„Sie haben Recht,“ sagte Eduard. „Dieser Hersch wird jedenfalls den Bahnhof überwachen. So reise ich mit diesem jungen Manne voraus, Sie kommen mit dem letzten Zuge nach. Morgen Abend treffen wir einander in Berlin im Frankfurter Hof.“

Herzberg hatte inzwischen Hut und Stock ergriffen. „Es bleibt dabei,“ erwiderte er, „ich werde jetzt die Eltern meiner Verlobten besuchen, um die nöthigen Verabredungen zu treffen. Schließen Sie die Thüre und lassen Sie Niemanden ein, bevor ich zurückgekehrt bin.“

---

## Viertes Kapitel.

# Die Verhaftung.

Otto Hersch schlug, nachdem er seine Wohnung verlassen hatte, den Weg zum Hause des Kaufmanns Loosen ein. Er wollte sich überzeugen, ob Konrad, dem ihm gewordenen Auftrage gemäß, dieses Haus bewache, und es beruhigte ihn, als er den flachsblonden Burschen in der Nähe desselben, anscheinend absichtlos, auf- und abwandern sah.

Er forderte ihn durch einen verstohlenen Wink auf, wachsam zu sein, und setzte darauf seinen Weg fort.

Nach kurzer Wanderung trat er in das Haus eines Bankiers, auf dem Flur zögerte er einen Augenblick, dann ging er in das Cassazimmer.

„Sie besitzen einen Wechsel auf Rudolph Herzberg im Betrage von hundertfünfzig Mark Banco, der morgen fällig wird,“ sagte er in kühlem Geschäftstone. „Ich möchte diesen Wechsel kaufen, wenn Sie sich einen Abzug gefallen lassen wollen.“

Der Cassirer hatte bereits das Wechsel-Portefeuille geöffnet.

„Einen Abzug?“ erwiderte er. „Rudolph Herzberg —“

„Wird genöthigt sein, sich insolvent zu erklären, wenn seine Gläubiger ihn drängen,“ unterbrach Hersch ihn gelassen. „Wie

viel Sie alsdann für Ihren Wechsel erhalten, und ob Sie überhaupt in diesem Falle —"

„Erlauben Sie, in diesem Falle halten wir uns an den Aussteller."

„Ganz gut, wenn nun aber auch der Aussteller sich genöthigt sieht, seine Zahlungen einzustellen?"

Der Cassirer zuckte geringschätzend die Achseln. „Vorläufig steht derselbe noch fest."

„Sagen Sie das nicht, ich kenne den Mann genauer. Er hat sich in der jüngsten Zeit in Wechselreitereien eingelassen, die von Termin zu Termin immer größere Dimensionen annehmen."

„Wenn Sie dies Alles so genau wissen, wenn Sie sogar die Ueberzeugung hegen, daß dieser Wechsel keine zehn Mark werth ist, weshalb wollen Sie ihn übernehmen?" fragte der Cassirer befremdet.

„Eine Privatsache, die mein Geheimniß bleiben muß."

„Sie wollen den Bezogenen —"

„Bitte, geben Sie sich keinen Vermuthungen darüber hin," unterbrach Hersch in kühlem, berechnenden Geschäftstone den Cassirer, „was mich bewegt, den Wechsel zu kaufen, kann Sie ja nicht interessiren."

„Nun wohl," sagte der Cassirer, „wenn dieses Interesse so groß ist, wie es den Anschein hat, so werden Sie auch wohl den vollen Betrag zahlen."

Der Agent zog sein Portefeuille aus der Tasche und legte mehrere Banknoten auf den Tisch.

„Giriren Sie den Wechsel an mich," erwiderte er kurz angebunden, „hier ist das Geld."

Kopfschüttelnd kam der Cassirer diesem Verlangen nach, Hersch legte den Wechsel in seine Brieftasche und entfernte sich.

Er kehrte auf dem geradesten Wege in seine Wohnung zurück.

Es mußten finstere Vorsätze sein, die seine Seele beschäftigten, während er bald in seinem Wohnzimmer auf- und abwanderte, bald am Fenster stehend auf die Straße hinunterblickte.

Von Zeit zu Zeit leuchtete es in seinen Augen auf, es war die Gluth eines wilden verzehrenden Feuers, die in diesen Augen loderte.

Die Stunden verstrichen, Hersch hatte schon längst zu Mittag gegessen und seine Tasse Kaffee getrunken, der Zeiger der kleinen Stutzuhr, die auf der Spiegelkonsole stand, rückte der verhängnißvollen Fünf immer näher, und mit jeder Minute wuchs die Aufregung des Agenten, der sich seinem Ziele schon so nahe glaubte, daß er wähnte, nur die Hand ausstrecken zu dürfen, um es zu erfassen.

Der Plan war fein angelegt, das Nest so dicht gesponnen, daß ein Entrinnen des Opfers unmöglich schien.

Fanden die österreichischen Soldaten den Deserteur im Hause des Kaufmanns zur Flucht gerüstet, so unterlag es keinem Zweifel, daß sie gleichzeitig mit diesem auch den Kaufmann verhafteten, dann waren die Damen schutzlos. Schutzlos? Nein, denn Rudolph Herzberg stand ihnen noch zur Seite! Aber was wollte dieser? Konnte er den Wechsel nicht einlösen, so besaß Hersch das Recht, ihn in Schuldhaft bringen zu lassen, und daß der Wechsel nicht eingelöst wurde, wußte der Agent, er kannte ja die finanziellen Verhältnisse seines Nebenbuhlers sehr genau. Waren die Beiden verhaftet, so waren sie auch für längere Zeit beseitigt, die Möglichkeit lag sogar nahe, daß der Kaufmann wegen Verleitung zur Desertion und Beschützung eines Deserteurs erschossen wurde. Erschossen! — Bah, was galt dem Agenten ein Menschenleben, wenn er nur das lang ersehnte Ziel erreichte. Seine Schuld war es ja nicht, daß Loosen den Deserteur aufgenommen hatte, mochte Jener nun zusehen, wie er sich den Folgen dieser Uebertretung der Gesetze, die er ja kennen mußte, entzog.

Die Uhr hatte längst fünf geschlagen, Konrad war noch nicht erschienen.

Die Aufregung des Agenten hatte die höchste Spitze erreicht. Wenn der Flachskopf ihn betrog, wenn der Bursche sogar ihn verrieth! Aber das war ja nicht möglich — er konnte den Mann nicht hintergehen, in dessen Händen sein und seiner Schwester Lebensglück ruhte. — Aber hatte er ihm denn nicht gedroht, hatte er nicht ohne Rückhalt erklärt, es widerstrebe ihm, länger derartige Aufträge auszuführen.

Der Agent warf einen Blick auf die Uhr. Bereits halb sechs. Der Deserteur wollte am Abend abreisen, es war die höchste Zeit, vielleicht schon zu spät!

Nein, zu spät war es nicht, die Beweise, die gegen Loosen vorlagen, die auch dann vorlagen, wenn man den Deserteur in seinem Hause nicht fand, mußten zum beabsichtigten Ziele führen, sie waren ja überzeugend.

Zähneknirschend verließ Hersch seine Wohnung, eine Viertelstunde später trat er in den Gasthof, in welchem ein ihm bekannter österreichischer Oberst wohnte.

Er befahl dem Kellner ihn anzumelden und wurde sofort vorgelassen.

„Was bringen Sie Gutes?" fragte der Oberst, als der Agent eintrat. „Haben Sie wichtige Nachrichten aus Holstein oder aus Frankfurt?"

„Etwas Anderes führt mich hierher, Herr Oberst," erwiderte

Hersch, mühsam seine Aufregung verbergend. „Der Krieg ist noch nicht erklärt, und schon beginnt in der österreichischen Armee die Desertion.“

Bestürzt fuhr der Oberst von seinem Sitz empor, dunkle Zornesgluth übergoß seine Wangen.

„Herr, bedenken Sie, was Sie sagen!“ donnerte er. „Glauben Sie nicht, daß ich ungestraft die Ehre unserer Armee beleidigen lasse.“

„Ich kann Beweise bringen —“

„Zum Teufel, so rücken Sie heraus mit diesen Beweisen! Wehe den Schuldigen, wenn sie in meine Hände fallen!“

„Ein Unteroffizier vom Lichtenstein-Husaren-Regiment Nr. 9 beabsichtigt, heute Abend Hamburg heimlich zu verlassen, um in die preußische Armee überzutreten.“

Der zornflammende Blick des Offiziers ruhte durchbohrend auf dem häßlichen Gesicht des Agenten, dessen Lippen ein Lächeln boshafter Schadenfreude umspielte.

„Das wissen Sie?“ fragte er, das letzte Wort scharf betonend. „Ich kann nicht glauben, daß dieser Unteroffizier Sie zum Vertrauten seines Geheimnisses gemacht haben soll.“

„Hätte er es gethan, würde ich ihn wahrscheinlich nicht verrathen haben,“ erwiderte Hersch, den Blick des Obersten fest aushaltend. „Gestern Abend wurde ein Hamburger Bürger in Altona durch vier Husaren verhaftet, weil er sich der Spionage dringend verdächtig gemacht hatte. Man fand in seiner Tasche Zeichnungen, welche diesen Verdacht bestätigten.“

„Weiter!“ rief der Oberst ungeduldig.

„Auf dem Wege zum Gefängniße begegnete ihnen ein Unteroffizier, der Gott weiß durch welche Mittel die Befreiung des Verhafteten ermöglichte. Zum Dank dafür nahm der Befreite seinen Retter mit hierhin, er gab ihm Obdach und erbot sich, für einen Paß und einen Civilanzug Sorge zu tragen. Heute Abend will der Deserteur abreisen.“

Der Oberst schritt mit allen Zeichen wachsender Aufregung auf und ab.

„Wer hat Ihnen das Alles mitgetheilt?“ fragte er nach einer Pause.

„Ich erfuhr es durch Zufall.“

„Wie heißt dieser Hamburger Bürger?“

„Kaufmann Paul Loosen.“

„Der Unteroffizier befindet sich noch im Hause dieses Mannes?“

„Ich weiß es nicht. Daß er in demselben übernachtet hat, kann ich beweisen.“

„Durch wen?“

„Durch die Magd.“

Der Oberst zog die Glocke und setzte sich an den Schreibtisch. „Sie werden das Commando begleiten," sagte er, nachdem er rasch einige Zeilen niedergeschrieben hatte, „bringen Sie diesen Zettel zur Altonaer Thorwache, ein Offizier und sechs Mann sollen die Haussuchung und Verhaftung vornehmen."

„Kann ich von dieser Begleitung nicht entbunden werden?" fragte Hersch.

„Nein. Wenn der Deserteur nicht gefunden wird, müssen Sie die Beweise für die Richtigkeit Ihrer Behauptung herbeischaffen."

„Der Kaufmann wird also ebenfalls verhaftet?"

„Wenn Beweise gegen ihn vorliegen, gewiß!"

„Diese Beweise können ja nach der Verhaftung beigebracht werden."

„Ich errathe jetzt den Zweck Ihrer Denunciation," sagte der Oberst im Tone der Verachtung, „Sie hätten die Folgen früher bedenken sollen. Nun Sie einmal so kühn waren, die Ehre unserer Armee anzutasten, müssen Sie auch den Kopf in's Loch halten, wenn Ihre Denunciation sich als Verleumdung herausstellt."

„Das wird sie nicht thun."

„Es wäre mir lieb, wenn sie es thäte."

„Herr Oberst!" fuhr der Agent auf.

„Was beliebt?" entgegnete der Oberst mit schneidender Kälte. „Der Denunciant ist nicht werth, daß man ihn anfaßt, um ihn vor die Thüre zu werfen, ein Fußtritt thut ja dieselben Dienste."

In dem Blick, den Hersch dem Offizier zuwarf, lag eine solche Fülle von Wuth und Haß, daß der Oberst unwillkührlich zurückbebte.

„Gehen Sie!" rief er. „Noch ist es Zeit, noch können Sie Ihre Denunciation dadurch, daß Sie von diesem Billet keinen Gebrauch machen, zurücknehmen, ich will alsdann dieselbe als nicht geschehen betrachten. Wird aber die Haussuchung vorgenommen und kein genügender Beweis gefunden, so entscheidet das Kriegsgericht über Sie."

„Ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß ich die Wahrheit behauptet habe," entgegnete Hersch mit bebender Stimme, während er sich rasch der Thüre näherte. „Sie aber sollen einst bereuen, mir diese Worte gesagt zu haben."

Er verließ den Gasthof und stieg in einen Wagen, der in der Nähe hielt.

Als er dem wachthabenden Offizier das versiegelte Billet überreicht und dieser den Inhalt desselben gelesen hatte, erlaubte er sich die Frage, ob es nöthig sei, daß er das Commando begleite.

„Mein Herr, Sie sind mein Gefangener," erwiderte der Offizier mit gemessenem Ernst; „Sie werden nur dann die Freiheit

zurückerhalten, wenn wir den Deserteur oder aber Beweise für die Richtigkeit Ihrer Denunciation finden."

Wenige Minuten später trat Hersch, von dem Offizier und sechs Infanteristen begleitet, den Rückweg nach Hamburg an.

Es war bereits acht Uhr, als das Commando vor dem Hause des Kaufmanns ankam.

Hersch zog die Glocke und bat nochmals den Offizier, ihn von der Begleitung zu entbinden, wenn es sein müsse, wolle er auf der Wache die Rückkehr des Commando's erwarten.

Als ihm aber hierauf die Antwort wurde, daß diese Bitte nicht erfüllt werden könne und dieselbe fast vermuthen ließe, er wolle sich den Folgen einer falschen Denunciation zu entziehen suchen, erwiderte Hersch trotzig, wenn man seiner leicht erklärlichen Bitte solchen Grund unterschiebe, so erfordere seine Ehre den Beweis, daß er kein Denunciant der gewöhnlichen Sorte sei, daß er jene Denunciation nur im Interesse der österreichischen Armee gemacht habe.

Die Schwester Konrad's öffnete und erschrak, als sie sich den Soldaten so plötzlich gegenüber sah.

Der Offizier befahl seinen Leuten, auf dem Flur zu warten und Niemand hinauszulassen, und trat darauf, von dem Agenten begleitet, in das Familienzimmer.

Ein Lächeln der Verachtung glitt über das Antlitz des Kaufmanns, ruhig erhob er sich, ruhig trat er dem Offizier entgegen, ohne den Agenten eines Blickes zu würdigen.

„Sie haben einen österreichischen Husaren-Unteroffizier in Ihrem Hause beherbergt," sagte der Offizier, „ich habe den Auftrag, mich zu erkundigen, wo dieser Mann augenblicklich weilt und weshalb er gestern Abend Sie hierher begleitete."

„Es ist war, daß ich einem Unteroffizier der Lichtenstein-Husaren in vergangener Nacht Obdach gegeben habe," entgegnete Loosen mit kühler Ruhe, „aber mein Gast hat heute Morgen nach dem Frühstück mein Haus wieder verlassen, ohne Abschied von mir zu nehmen, ohne mir zu sagen, ob er in seine Garnison zurückkehren, oder wohin er gehen wolle."

„Das kann ich bezeugen," fügte Margaretha hinzu, und ein Blick der tiefsten Verachtung traf aus ihren großen blauen Augen den Denuncianten, der seinen Aerger und seine Wuth über das humane, höfliche Auftreten des Offiziers kaum verbergen konnte.

„Man sagt, der Unteroffizier habe beabsichtigt, zu desertiren," fuhr der Offizier fort, „Sie sollen ihm dabei behülflich gewesen sein."

„Aus welcher Quelle diese Verleumdung stammt, Herr Lieutenant, würde mir auch dann nicht unbekannt gewesen sein, wenn

der Denunciant Sie nicht begleitet hätte," sagte Loosen achselzuckend, „ich weiß allerdings nicht, ob und welchen Werth Sie auf die Denunciation eines Menschen legen, der als Hazardspieler bekannt und dem Zuchthause verfallen ist, aber ich hege die Hoffnung, daß Sie als Ehrenmann die Sache genau untersuchen werden, ehe Sie ein Urtheil fällen."

Loosen hatte diese Worte so ruhig und zuversichtlich gesprochen, daß auch der strengste Richter in dieser zuversichtlichen Ruhe den besten Beweis für die Unschuld des Denuncirten gefunden haben würde.

Der Eindruck, den sie auf den Offizier machten, entging dem Agenten nicht, wüthend darüber, daß er sich in all' seinen Hoffnungen betrogen sah, ließ er sich durch die Wuth zu Anklagen und Beleidigungen hinreißen, die keineswegs geeignet waren, ihm die Erfüllung jener Hoffnungen zu sichern.

„Mit persönlichen Angriffen widerlegt man eine Anklage nicht," sagte er, „meine Privatverhältnisse kümmern Niemanden. Wenn es in der Möglichkeit liegt, die vier Husaren zu ermitteln, welche gestern Abend in Altona diesen Mann verhafteten, so werden dieselben bezeugen, daß sie in den Taschen des Verhafteten Zeichnungen und Papiere fanden, welche denselben der Spionage nicht nur verdächtigten, sondern sogar überführten. Jener Unteroffizier befreite ihn trotz den Gründen, die für die sofortige Ueberweisung des Gefangenen an das Brigade-Commando sprachen. Der Unteroffizier hegte den Vorsatz zu desertiren —"

„Das sind Vermuthungen," fiel Loosen dem mehr und mehr sich ereifernden Denuncianten in's Wort.

„Ich will die Beweise bringen, daß diese Vermuthungen sich auf Thatsachen stützen. Verhören Sie die Magd, Herr Lieutenant."

„Mein Gott, wie wird das enden!" seufzte Frau Loosen.

„Muth!" flüsterte der Kaufmann. „Die elenden Machinationen dieses erbärmlichen Subjects haben höchstens eine kurze Verhaftung zur Folge."

Der Offizier hatte einen seiner Leute beauftragt, die Magd zu holen.

Das Verhör mit ihr erzielte nicht das Resultat, welches der Agent gewünscht und erwartet hatte. Sie wollte nur gehört haben, daß ihr Herr gesagt hatte, der Unteroffizier werde am nächsten Tage das Haus wieder verlassen.

Vergebens erinnerte Hersch sie an die Mittheilungen, die sie ihm gemacht hatte, vergebens drohte er ihr durch Blick und Worte, das Mädchen schien sich der Spionage zu schämen und den Vorsatz zu hegen, für die Unschuld ihres Herrn einzustehen.

„So bleibt uns jetzt nur noch die Haussuchung übrig," sagte der Offizier; „Sie werden entschuldigen, Herr Loosen, wenn ich Sie bitte, mich zu begleiten und mir jedes Zimmer zu öffnen, meine Pflicht gebietet mir, den erhaltenen Auftrag zu erfüllen."

Der Kaufmann kam diesem Verlangen ohne Zögern nach, er führte den Offizier durch das ganze Haus, während Hersch im Wohnzimmer zurückblieb.

„Das wird hoffentlich Ihr letzter Bubenstreich sein," sagte Margaretha, ohne den Abscheu zu verbergen, den sie vor dem Denuncianten empfand. „Hegen Sie indeß den Vorsatz, auf der betretenen Bahn weiter zu schreiten, so möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie auf derselben nie das gewünschte Ziel erreichen werden, wie denn überhaupt kein Weg für Sie zu diesem Ziele führt."

„Wir werden sehen," entgegnete Hersch achselzuckend, „noch ist nicht aller Tage Abend. Die Stunde könnte kommen, in der Sie Ihr hochmüthiges Haupt demüthig vor mir neigen und von mir das als eine Gnade erbetteln, was Sie kurz zuvor hochmüthig zurückwiesen."

Frau Loosen hatte sich von ihrem Sitz erhoben, fest und durchbohrend ruhte ihr Blick auf dem häßlichen Antlitz des jungen Mannes, über welches flüchtig ein cynisches Lächeln glitt.

„Das wird Gottes Vorsehung nicht zugeben, daß wir von Ihnen eine Gnade erbetteln müßten," sagte sie mit bebender Stimme. „Wenn aber das Schicksal uns so hart träfe, daß es uns Alles nähme, was wir heute unser eigen nennen, die Verachtung und den Abscheu vor Ihnen könnte es uns nimmer rauben."

Die Rückkehr des Offiziers brach die Unterredung ab.

„Mein Herr, ich fordere Sie auf, mir zu folgen," wandte der Lieutenant sich zu dem Denuncianten, in dessen Zügen der Ausdruck des Siegesbewußtseins bereits der Niedergeschlagenheit gewichen war. Ihre Denunciation hat sich als unbegründet erwiesen, Sie werden sich dafür vor dem Kriegsgericht verantworten müssen."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein!" rief Hersch bestürzt, der trotz der Warnung des Obersten diesen Ausgang nicht erwartet zu haben schien. „Ich dringe darauf, daß die Sache genauer untersucht wird, die Husaren, welche gestern diesen Mann verhafteten —"

„Vorwärts!" unterbrach der Offizier ihn barsch. „Mit Leuten Ihres Gelichters pflegen wir kurzen Prozeß zu machen! Glauben Sie sich vertheidigen zu können, so thun Sie es vor dem Kriegsgericht."

Dem Agenten schoß das Blut in die Wangen; daß er diese Demüthigung im Beisein Derjenigen, denen er sie zugedacht hatte, schweigend hinnehmen mußte, trieb ihm die Galle in's Blut. Von

der Fruchtlosigkeit seines Protestes überzeugt, sah er ein, daß er augenblicklich nichts besseres thun konnte, als schweigend sich der Gewalt zu fügen; er folgte dem Offizier, der, nachdem er sich nochmals wegen der Störung entschuldigt hatte, an der Spitze des Commando's das Haus verließ.

Hersch hatte sicher darauf gerechnet, daß es ihm gelingen werde, den Vater Margaretha's hinter Schloß und Riegel zu bringen, und nun war der abgeschossene Pfeil auf ihn selbst zurückgeprallt. Wem er dies zu verdanken hatte, wußte er, ohne Zweifel war Konrad der Verräther gewesen. Er hatte den Kaufmann gewarnt und darauf sich selbst aus dem Staube gemacht.

Was nun? Otto Hersch sah mit Bangen in die Zukunft, während er, von den Soldaten umringt, die Straßen durchwanderte. Welche Strafe ihn erwartete, wußte er nicht, aber er hatte schon viel über die Urtheilssprüche des Kriegsgerichts und die raschen Executionen desselben gehört, daß er sich wegen seines Schicksals nicht beruhigen zu dürfen glaubte. Zudem mußte er ja am nächsten Tage seinen Nebenbuhler in Schuldhaft bringen lassen, er durfte das nicht versäumen, war auch der erste Schritt ihm nicht gelungen, der zweite sollte um so besser gelingen.

Hersch warf verstohlen einen prüfenden Blick auf die Soldaten, die ihn begleiteten, sie schienen ihres Gefangenen sicher zu sein und an einen Fluchtversuch desselben im Entferntesten nicht zu denken.

Er kannte die Straße, in der sie sich befanden, mit ihren Nebenstraßen und Gassen so genau, daß er sich der Hoffnung, die Flucht zu ermöglichen, wohl hingeben durfte, wenn es ihm gelang, seine Begleiter zu überrumpeln.

Jetzt oder nie! Der Agent ballte die Faust, ein mächtiger Schlag trieb einem Soldaten das Käppi bis auf's Kinn herunter, im nächsten Augenblick lag der Oesterreicher, von einem zweiten Stoß getroffen, auf dem Pflaster. — Der Gefangene war verschwunden.

Die Soldaten setzten ihm nach, aber sie fanden in diesem Labyrinth von Gassen sich nicht zurecht, sie wußten bald nicht mehr, in welche Gasse der Flüchtling eingebogen war.

„Laßt den Hund laufen," sagte der Offizier nach kurzer, fruchtloser Verfolgung, „er hätte ohnehin nur einen derben Verweis erhalten, und dem Galgen wird er doch nicht entlaufen."

Otto Hersch kehrte nicht in seine Wohnung zurück.

Sobald er die Gewißheit hegen durfte, daß er nicht weiter verfolgt wurde, blieb er stehen, um Athem zu schöpfen und zu überlegen.

Nach Hause durfte er in den ersten Stunden nicht zurückkehren,

es war ja möglich, daß man ihn während der Flucht erkannt und seinen Namen den Verfolgenden genannt hatte und daß nun die Verfolgenden ihn dort suchten. Zudem lag ihm viel daran, sich die Ueberzeugung zu verschaffen, ob der Deserteur abgereist war, oder ob er in das Haus seines Beschützers zurückkehrte. Das Letztere lag in der Möglichkeit, trat dieser Fall ein, so erhielt Hersch die Gelegenheit, den Triumph, der ihm entgangen war, dennoch zu feiern.

Der Agent schlug den Weg zum Bahnhofe ein. Wenn der Deserteur Hamburg verließ, so wählte er voraussichtlich den letzten Zug und die Route nach Berlin.

Auf dem Bahnhofe herrschte bereits reges Leben.

Hersch schlich verstohlen aus einem Wartesaal in den andern, fest entschlossen, sobald er den Deserteur bemerkte, einem der anwesenden Beamten die Sachlage mitzutheilen und die Verhaftung des Unteroffiziers zu erwirken.

Da entdeckte plötzlich im Wartesaal dritter Klasse der Agent, Rudolph Herzberg, er bemerkte, daß derselbe eine kleine, gefüllte Reisetasche in der Hand trug, und die Befürchtung, sein Schuldner hege den Vorsatz, sich aus dem Staube zu machen, tauchte augenblicklich in seiner Seele auf.

Die Befürchtung war zu wichtig, als daß er nicht hätte wünschen müssen, sich Gewißheit zu verschaffen.

Mit einem Lächeln auf den Lippen näherte er sich seinem Nebenbuhler, der nicht ahnte, welches Interesse sich für den schielenden Agenten an diese Reise knüpfte.

„Sie wollen den Zug benutzen?“ fragte Hersch.

„Allerdings,“ lautete die kurz angebundene Antwort.

„Wohin, wenn ich fragen darf?“

„Nach Berlin.“

„Oho!“ fuhr Hersch gereizt auf. „Mein Herr, ich vermuthe, Sie unternehmen diese Reise, um sich Ihren Verpflichtungen zu entziehen.“

In den Augen Herzbergs flammte es auf, aber er bezwang sich, um einen öffentlichen Eclat zu vermeiden.

„Bedenken Sie, wo wir sind,“ sagte er warnend, „wir befinden uns an einem öffentlichen Orte.“

„Ich denke überall die Wahrheit sagen zu dürfen,“ fuhr Hersch mit wachsender Gereiztheit fort. „Oder sollte es Ihnen vielleicht unbekannt sein, daß Sie morgen den acceptirten Wechsel im Betrage von hundertundfünfzig Mark einzulösen haben?“

„Besitzen Sie vielleicht diesen Wechsel?“ fragte Herzberg, dessen Wangen sich dunkler färbten.

„Ich besitze ihn.“

„Dann bedaure ich, Ihnen sagen zu müssen, daß ich augenblicklich nicht in der Lage bin, diesen Wechsel einlösen zu können. Sie werden warten, bis ich zurückkehre."

„Das heißt mit andern Worten, die Erfüllung seiner Verpflichtungen bis zum jüngsten Tage hinausschieben!"

„Mein Herr!"

„Erlauben Sie, ich bin nicht der Mann, der sich hinter das Licht führen läßt! Ich werde nicht warten."

„So suchen Sie —"

„Ich werde Sie verhaften lassen!"

„Ereifern Sie sich nicht, lieber Freund," entgegnete Herzberg gemessen. „Zu einer Verhaftung sind Sie nicht berechtigt. Der Wechsel ist erst morgen fällig, also bin ich auch morgen erst Ihr Schuldner."

„Aber Sie hegen den Vorsatz, durchzukommen!"

„Hüten Sie sich vor Injurien! Können Sie mir beweisen, daß ich übermorgen nicht zurückkehren werde? Ich glaube nicht, daß Sie einen Beamten finden, der Ihrer Aufforderung, mich zu verhaften; nachkommen wird, wäre dies dennoch der Fall, so würde ich eine Klage auf Schadenersatz gegen Sie anhängig machen, die Ihnen theuer zu stehen kommen sollte!"

Hersch zuckte geringschätzend die Achseln, aber dieses Achselzucken war nur eine Maske, hinter der er seinen Ingrimm verbarg. Er mußte zugeben, daß sein Nebenbuhler Recht hatte, daß er die Gründe desselben nicht widerlegen konnte.

„Sie suchten hier einen Andern," fuhr Herzberg leise und mit beißendem Spott fort, „bemühen Sie sich seinetwegen nicht weiter. er ist längst in Sicherheit."

Ueberrascht blickte Hersch seinen Nebenbuhler an, ihm also verdankte er das Fehlschlagen seines Racheplanes!

„Mein Herr, woher wissen Sie, daß ich einen Anderen hier suche?" erwiderte er, mühsam an sich haltend.

Herzberg zuckte die Achseln und trat, ohne den Fragenden einer Antwort zu würdigen, auf den Perron.

„Stehen Sie mir Rede," fuhr Hersch fort, dessen Aufregung die höchste Spitze erreicht hatte. „Was hindert mich, Sie der Verleitung eines österreichischen Soldaten zur Desertion anzuklagen und sofort verhaften zu lassen?"

„Könnten Sie's, würden Sie's bereits gethan haben," sagte Herzberg ruhig, „die Beweise fehlen Ihnen. Ich gebe Ihnen den guten Rath, heimzugehen und sich jedes ferneren Schrittes gegen den Kaufmann Loosen zu enthalten, Sie würden, wenn Sie die betretene Bahn verfolgen, doch nur die ungetheilte Verachtung aller gutgesinnten Menschen erreichen."

Herzberg war, während er das sagte, in den Wagen gestiegen, es kümmerte ihn nicht, daß die Umstehenden diesen Schluß seiner Unterredung mit dem Agenten vernahmen, ja, es schien sogar, als ob es ihm eine Genugthuung gewähre, seinem Gegner in Beisein Anderer die ernste Warnung ertheilen zu können.

Hersch mochte einsehen, daß er durch leere Drohungen, denen er die That nicht folgen lassen konnte, seinem Nebenbuhler nur Stoff zu beißenden Bemerkungen gab und er deshalb besser that, zu schweigen und einen günstigeren Augenblick für die Ausführung seiner Rache abzuwarten.

Er verließ den Perron, als der Zug noch nicht abgefahren war, und schon stand er im Begriff, auch den Bahnhof zu verlassen, als plötzlich ein Gedanke in seiner Seele auftauchte, den er augenblicklich festhielt und nach kurzem Nachdenken auszuführen beschloß.

Er zog sein Portefeuille aus der Tasche, prüfte den Inhalt desselben und trat an die Kasse.

Nachdem er ein Billet zweiter Klasse nach Berlin gefordert und erhalten hatte, kehrte er auf dem Perron zurück.

Zwei Minuten später fuhr der Zug ab.

---

## Fünftes Kaptiel.

## Ein österreichischer Graf.

Am Morgen des neunten Juni stand in einem der ersten Gasthöfe Berlins unter den Linden ein hoher, schlanker Herr an einem Fenster des ersten Stockes. Er blickte sinnend auf das bewegte Leben und Treiben hinunter und es mußte eine wichtige Angelegenheit sein, die seine Seele beschäftigte, denn die junge Dame, welche in dem luxuriös ausgestatteten Zimmer auf dem Divan saß, hatte schon zu verschiedenen Malen ihn angeredet, ohne eine Antwort zu erhalten.

Es war ein bereits bejahrter Herr, der graue Bart und das stark mit Grau untermischte aber noch dichte Haupthaar ließen vermuthen, daß er das fünfte Decennium schon überschritten hatte.

Auf seiner hohen, gewölbten Stirne thronte eine eiserne Willenskraft, die dunklen, blitzenden Augen und die kühn gebogene

Nase verriethen eine Geisteskühnheit, die vor keinem Hinderniß zurückschreckte.

Seine Kleidung, die schlicht und einfach, aber dennoch das Gepräge einer gediegenen Eleganz trug, und noch mehr seine stolze, imponirende Haltung ließen erkennen, daß er, wenn er auch nicht einen hohen Rang bekleidete, so doch zu den ersten Ständen zählte.

Sah man die junge Dame neben ihm, so konnte man nicht bezweifeln, daß sie seine Tochter war, in Wuchs, Haltung und dem Ausdruck der Züge, in ihrer ganzen äußeren Erscheinung glich sie ihm so sehr, daß man bei der ersten Begegnung sie für seine Tochter halten mußte.

Das elegante, werthvolle Geschirr, von welchem die Beiden gefrühstückt hatten, stand noch auf dem Tische, die junge Dame beschäftigte sich damit, in einem Handbuch für Reisende zu blättern.

Ein ziemlich lautes Pochen, dem der Eintritt eines Kellners folgte, bewog den alten Herrn, sich umzuwenden, sein Blick fiel auf ein elegant gebundenes Buch, welches der Kellner mit einer einladenden Verbeugung auf den Tisch legte.

„Was wünschen Sie?" fragte er scharf, während er sich langsam dem Tische näherte.

„Ich bitte, Ihren werthen Namen in das Fremdenbuch einzuschreiben," erwiderte der Kellner.

Die junge Dame blickte fragend ihren Vater an, über dessen Züge rasch eine düstre Wolke glitt.

„Meinen Namen?" fragte der alte Herr, indem er die Feder ergriff. „Also belästigt man auch hier die Reisenden damit? Müssen diese Rubriken alle ausgefüllt werden?"

„Es ist eigentlich vorgeschrieben, indeß —"

„Wenn das Gesetz es verlangt, so verzichte ich darauf, eine Ausnahme machen zu dürfen," unterbrach der Fremde den Kellner, während er rasch einige Worte niederschrieb.

Der Kellner erlaubte sich, einen Blick in das Buch zu werfen, es war ihm aber unmöglich, den Namen zu lesen.

Er entzifferte nur so viel, daß der alte Herr ein Graf von K . . . . . und die junge Dame seine Tochter war, daß der Graf in Wien wohnte und eine Vergnügungsreise nach Berlin gemacht hatte.

Der Kellner legte das Löschblatt sorgfältig auf die nasse Schrift und klappte das Buch zu, welches er mit einer zierlichen Verbeugung, die seinen Dank ausdrücken sollte, unter den Arm schob.

„Der Herr Graf äußerte gestern Abend den Wunsch, eine Gesellschafterin für das gnädige Fräulein zu engagiren," sagte er, „es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen mittheilen zu können, daß ich bereits eine junge Dame gefunden habe, die vor-

aussichtlich den Wünschen und Anforderungen des gnädigen Fräuleins in jeder Beziehung entsprechen wird."

„Ich äußerte allerdings diesen Wunsch," erwiderte der Graf, wie es schien unwillig darüber, daß der Kellner sich erlaubt hatte, die Erfüllung dieses Wunsches zu übernehmen. „Aber ich beauftragte nicht Sie, sondern den Eigenthümer dieses Hotels damit —"

„Der Herr Graf werden entschuldigen, ich erhielt von diesem Wunsche Kenntniß und —"

„Es ist gut, lassen sie die Betreffende wissen, daß ich ihren Besuch erwarte."

Der Kellner entfernte sich mit dem Versprechen, daß die junge Dame noch im Laufe des Vormittags erscheinen werde und er nicht bezweifle, daß seine Wahl die Billigung des gnädigen Fräuleins erhalte.

„So sind diese Berliner," sagte der Graf, während er auf dem weichen Teppich auf- und abwanderte, „stets neugierig, interessirt und zudringlich. Aber wir werden sie nationalisiren, wir werden ihnen binnen Kurzem den Daumen auf's Auge drücken."

„Dieser fanatische Haß Vater —"

„Ist durchaus gerechtfertigt, Eugenie. Das Haus Hohenzollern hat stets darnach gestrebt, das alte, berühmte und einst so mächtige Haus Habsburg aus dem deutschen Reiche zu drängen, es will die Oberherrschaft schon seit Jahren nicht mehr anerkennen, die jenem Hause allein gebührt. Was waren diese Hohenzollern vordem? Nur Markgrafen von Brandenburg, Lehnsherren des deutschen Kaisers! Sie haben stets darnach getrachtet, sich auf Kosten Oesterreichs zu bereichern, sie haben stets gegen das Haus Habsburg intriguirt."

Eugenie schüttelte zweifelnd das Köpfchen. „Ich will nicht bestreiten, daß Du aus diesen Gründen die Mission übernommen hast, die Dich hierher führte," sagte sie, „aber die Ursache Deines Hasses gegen Alles, was preußisch heißt und preußisch ist, liegt tiefer. Ich möchte manchmal behaupten, Du sehest nicht das Land, sondern jeden Einzelnen als den Feind unseres Vaterlandes, als Deinen speziellen Feind an! Und doch sind die Unterthanen des Königs von Preußen einem Kriege mit uns ganz abgeneigt, aus allen Landestheilen laufen die Bittschriften um Erhaltung des Friedens ein."

Der Graf runzelte die Stirne, sein Blick war streng und düster. „Kind, Du kennst diese Preußen noch nicht," erwiderte er, „sie fürchten den Krieg, ihrer Industrie, ihres Handels und Ackerbaues wegen; hätten sie zu bestimmen, so würde das Schwert in der Scheide bleiben. Aber ein Anderer bestimmt ihr Schicksal und dieser Andere ist unser schlimmster Feind. Graf Bismarck wird

den Krieg dictiren, und wenn dieser einmal ausgebrochen ist, so finden die Unterthanen sich rasch in das Unvermeidliche, die Zähigkeit und Opferwilligkeit dieser Preußen im Kriege ist weltbekannt. — Du sagtest vorhin, mein Haß gegen dieses Land müsse besondere Ursachen haben," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während er sich in einen Sessel niederließ. „Wollte ich Dir diese Ursachen nennen, so würde ich Dir die dunkelste Seite meiner Vergangenheit enthüllen. Sei es denn, es ist vielleicht besser, wenn Du jene Seite kennen lernst, zumal über kurz oder lang der Augenblick kommen kann, in welchem die Verhältnisse mich nöthigen, das bisher so streng bewahrte Geheimniß der Oeffentlichkeit Preis zu geben.

Es mögen jetzt dreißig Jahre verstrichen sein, seitdem ich hier in Berlin die Universität besuchte. Kein bestimmter Zweck, keine scharf vorgezeichnete Bahn hatte mich hierhergeführt, ich wollte mich amüsiren und das Leben genießen, das war der einzige Grund, der mich bewog, die Universität der preußischen Residenz zu besuchen. Und in der That ich genoß das Leben, ich leerte die Becher der Freude bis zur Neige. Da führte eines Tages mich der Zufall mit einem armen, aber sehr ehrenwerthen Edelmanne, einem Baron von B., zusammen. Wir lernten einander kennen, seine vortrefflichen, gesunden Anschauungen, seine gediegenen Kenntnisse und sein ruhiges, ernstes Wesen verfehlten nicht, einen tiefen nachhaltigen Eindruck auf mich zu machen. Ich schloß mich enger an ihn an, und erst, als ich mich seinen Freund nennen durfte, erfuhr ich, daß er eine erwachsene Tochter besaß. Ich erfuhr, weshalb über die Lippen dieses Mannes so selten ein Lächeln glitt, weshalb er so sehr sich zurückzog von allen geräuschvollen Vergnügungen, weshalb er seine Tochter hütete, wie seinen Augapfel. Die Geschichte seiner Vergangenheit enthielt manches ernste, düstere Blatt. Er war nie auf Rosen gebettet gewesen, er hattt fast nur die Nachtseite des Lebens kennen gelernt. Sein vielgeliebtes Weib hatte er erst nach schweren Stürmen und Wogen sein eigen nennen dürfen, sie war im ersten Jahre einer überaus glücklichen Ehe nach der Geburt eines Kindes gestorben. Dieses Kind zählte jetzt neunzehn Jahre, und ich muß gestehen, die Schönheit Eugenie's blendete mich. Aber es war nicht die äußere Schönheit allein, sondern auch das tiefe, weiche Gemüth, die edeldenkende Seele, das für alles Gute und Schöne begeisterte Herz, was mich fesselte. Ich gab mich ganz dem süßen Rausche hin, in welchem meine Seele befangen war, ich hegte nur noch einen Wunsch, den, diese Perle mein eigen zu nennen. Meine Liebe wurde erwidert, der Vater Eugenie's segnete unsern Bund. Hätte ich damals der Stimme meines Herzens gehorcht und der kalten Vernunft das Recht der

Einmischung nicht zugestanden, so waren wir Beide vielleicht unnennbar glücklich geworden! Ich taht es nicht und habe bitter dafür gebüßt. Mein Herz verlangte die sofortige Veröffentlichung unserer Verlobung, der die Hochzeit auf dem Fuße folgen sollte, die Vernunft sagte mir, daß dieser Schritt mich für immer mit meinem Vater überwerfen würde. Mein Vater hatte bereits die Wahl für mich getroffen, und Eugenie war arm, sie besaß weder bedeutende Besitzungen, noch einen berühmten altadeligen Namen. Das waren die Klippen, an denen jeder Versuch, die Einwilligung meines stolzen Vaters zu erhalten, scheitern mußte. Dennoch entsagte ich der Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, nicht. Einstweilen mußte die Verlobung geheim bleiben, ich wollte einen günstigen Augenblick abwarten, um meinen Vater von meiner Wahl in Kenntniß zu setzen. Ich war entschlossen, Eugenie auch gegen den Willen meines Vaters heimzuführen, aber bevor ich diesen Entschluß ausführte, wollte ich nichts unversucht lassen, was jene Kluft vermeiden konnte. Eugenie und deren Vater billigten meine Gründe, ich erfreute mich im Stillen des Glückes erwiderter Liebe. Daß ich einen Nebenbuhler besaß, wußte ich nicht, sogar meiner Braut war das unbekannt. Ein preußischer Offizier, der mit dem Baron befreundet war, liebte Eugenie, zu seiner Ehre will ich annehmen, daß nur der Haß verschmähter Liebe ihn verleitete, eine so grausame und entsetzliche Rache zu nehmen. Wir waren schon längst verlobt, als dieser Offizier, Kurt von H., um die Hand Eugenie's warb. Meine Braut gab ihm einen Korb, ohne die wahren Gründe der Zurückweisung zu nennen, die er aber ahnte. Er wollte seinen glücklichen Nebenbuhler aus dem Sattel heben und wohl wissend, daß ihm dies nicht gelingen konnte, so lange er allein mir gegenüberstand, versuchte er, seinen Zweck auf einem andern Wege zu erreichen. Er schrieb an meinen Vater und theilte ihm mit, daß ich mich im Stillen mit der Tochter eines armen, unbekannten Edelmannes verlobt habe, und im Begriffe stehe, durch diese Heirath mit ihr einer glänzenden Laufbahn den Riegel vorzuschieben. Der Schreiber dieses Briefes hatte sich nicht genannt, aber er erreichte den beabsichtigten Zweck. Mein Vater forderte mit derben Worten Aufklärung von mir, ich war zu stolz und zu ehrlich, die Thatsache zu leugnen. Als Antwort auf meinen Brief erhielt ich die Aufforderung, ungesäumt heimzukehren. Ich kam dieser Aufforderung nach, nachdem ich vorher mich mit Eugenie heimlich vermählt hatte. Ich wollte fliehen mit ihr, jenseits des Oceans eine neue Heimath suchen, aber ihr Vater und auch sie protestirten gegen dieses Vorhaben. Sie gaben Beide mir mein Wort zurück, sie stellten es mir frei, das Verhältniß ganz und für immer zu lösen.

Der Graf hatte sich erhoben, er wanderte einigemale auf und ab, offenbar, um seiner Erregung Herr zu werden, dann nahm er wieder Platz.

„Ich wäre ein Schurke gewesen, wenn ich dies gethan hätte," fuhr er fort, „ich drang auf eine heimliche Heirath und gelobte, binnen einem Jahre Eugenie öffentlich als meine Gattin anzuerkennen, gleichviel, ob es bis dahin mir gelungen sei, die Genehmigung meines Vaters zu erhalten oder nicht. Daß wir in Berlin Feinde hatten, unterlag keinem Zweifel, der Umstand, daß mein Vater von der Verlobung benachrichtigt worden war, bewies es. Wir mußten gewärtigen, daß diese Feinde uns scharf beoachteten und jeden ferneren Schritt meinem Vater mittheilten; nur um sie irre zu führen, beschlossen wir, in Schlesien uns zu vermählen; wir reisten hin, ich voraus, Eugenie und der Baron folgten mir. Alle Vorkehrungen waren getroffen, in einem kleinen Dörfchen Schlesiens wurden wir getraut. Nach einigen rasch aber köstlich verlebten Wochen kehrte ich nach Wien heim. Eugenie blieb in Schlesien unter dem Schutze ihres Vaters zurück. In meiner Hoffnung, daß es mir gelingen werde, den harten Sinn meines Vater's zu beugen, sollte ich mich getäuscht sehen. Er ahnte nicht, daß ich im verwegenen Trotze gegen seinen Machtspruch so weit schon gegangen sein könne, er befahl mir, das Bettelfräulein zu vergessen und um die Hand der reichen Comtesse zu werben, die später Deine Mutter werden sollte. Ich protestirte und fügte mich endlich scheinbar, noch immer hoffend, daß er im Laufe der Zeit nachgeben werde. Ich mußte Zeit gewinnen und schob, bald Unwohlsein, bald einen anderen Grund vorschützend, die Werbung von Woche zu Woche hinaus. Da traf plötzlich abermals unerwartet ein anonymer Brief ein, des Inhalts, daß ich bereits vermählt sei, daß meine Gattin in Schlesien lebe und ich dieselbe von Wien aus unterstütze. Acht Monate waren inzwischen seit meiner Heimkehr verstrichen. Mein Vater war ein stolzer Aristokrat, der an den Vorurtheilen seines Standes unerschütterlich festhielt, aber er war auch ein Ehrenmann. Ich leugnete nicht, den Drohungen meines Vaters begegnete ich mit männlichem Muth. Dem alten Herrn fiel es schwer, auf die Erfüllung seines schönsten Wunsches verzichten zu müssen, aber er sah auch ein, daß diese Erfüllung eine Unmöglichkeit geworden war. Er sagte mir, ich möge zu meiner Gattin zurückkehren und mich ein oder zwei Jahre dem väterlichen Hause fern halten, wenn ich nach dieser Zeit zurückkomme, habe er sich vielleicht mit den Thatsachen ausgesöhnt. Ich dankte ihm für dieses erste Zeichen der Versöhnung und verließ Wien. Daß jener Offizier mein Feind sein könne, der im Verborgenen mein Glück zu vernichten suchte, ahnte ich nicht. Kurz

nach meiner Ankunft starb der Vater Eugenie's, meine Gattin war der Niederkunft nahe. An demselben Tage, an welchem das Kind, welches sie unter dem Herzen trug, das Licht der Welt erblicken sollte, begegnete ich dem Offizier. Ich hielt die Begegnung für eine zufällige, sie war es nicht. Ich ging in ein Kaffeehaus, der Offizier folgte mir. Hier, in Gegenwart mehrerer anderer Offiziere, nannte er mich einen ehrlosen Schuft. Ich forderte eine Erklärung, er verweigerte sie, mir blieb nur noch ein Weg übrig, mir Genugthuung zu verschaffen, ich wäre kein Edelmann gewesen, wenn ich ihn nicht betreten hätte. Das Duell sollte augenblicklich stattfinden, einige Offiziere erklärten sich bereit, zu sekundiren. Wir verließen die Stadt, nachdem die Pistolen und der Wundarzt geholt waren; in einem nahe gelegenen Wäldchen wurden die Kugeln gewechselt. Ich fehlte, die Kugel meines Gegners verwundete mich tödtlich. Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, fand ich mich in einem ärmlich ausgestatteten Gemach, eine alte Frau und ein Arzt standen vor meinem Bette. Ich wollte fragen, der Doctor verbot mir jede Bewegung, jedes Wort. In qualvoller Ungewißheit verbrachte ich abermals vier Wochen, ich sah Niemand außer jener Frau und dem Arzte, die Beide mit liebevoller Sorgfalt sich meiner annahmen. Endlich erlaubte der Arzt mir, einige Fragen an ihn zu richten, ich erfuhr, daß ich am Tage des Duells durch einige Offiziere in diese Hütte gebracht worden war und seitdem Niemand sich um mich gekümmert hatte. Aus den Papieren, die er in meiner Brieftasche fand, hatte der Arzt meinen Namen und Stand erfahren; daß meine Gattin kaum eine halbe Stunde entfernt wohnte, wußte er nicht, er konnte es nicht wissen, da Eugenie sehr still und zurückgezogen lebte und bisher noch nicht zu bewegen gewesen war, meinen Namen anzunehmen. Ich schickte hin, ich bat den Arzt, meiner Gattin schonend die Ereignisse zu berichten, er brachte mir bei seiner Rückkunft die Nachricht, daß meine Gemahlin schon seit mehreren Wochen das Haus verlassen habe und Niemand ihm über ihren jetzigen Aufenthaltsort Aufschluß geben könne. Ich wollte augenblicklich, trotz meiner Schwäche und trotzdem ich noch nicht vollständig genesen war, die Hütte verlassen. Der Arzt verbot es mir, und ich gab seinen dringenden Vorstellungen und Warnungen Gehör. So war ein Vierteljahr seit jenem verhängnißvollen Tage verstrichen, als ich die Hütte meiner menschenfreundlichen Pflegerin verließ. Ich eilte zu meiner früheren Wohnung, sie war geschlossen, ich zog in der Nachbarschaft Erkundigungen ein, und erfuhr jetzt, was der Arzt mir verschwiegen hatte. An dem Tage, an welchem das Duell stattgefunden hatte, war spät am Abend ein großer, schlanker, in einen Mantel gehüllter Mann in die Wohnung meiner Gattin getreten. Er hatte ihr

die Nachricht gebracht, daß ich im Duell gefallen sei. Eine Stunde später ward ein Arzt gerufen worden, er kam zu spät, die Mutter zu retten, die am dritten Tage darauf unter den Rasen gebettet wurde."

Der Graf, dieser stolze, starke Mann, barg das Antlitz in seine Hände, die Erinnerung an jene Tage hatte ihn überwältigt.

Eugenie erhob sich, sie schlang den Arm um den Vater und eine heiße Thräne des Mitleids fiel aus ihren Augen auf die Hand des alten Mannes.

„Wir sollen stark sein, wir sollen jeden Schlag des Schicksals ertragen können," fuhr der Graf nach einer langen Pause fort, „aber es gibt Verhältnisse, unter denen auch der Mann von Eisen erdrückt wird. Mein Kind war nicht todt, eine Frau in der Nachbarschaft hatte sich desselben angenommen. Aber ich sollte es nicht sehen, ich sollte nicht in meinem unsagbaren Schmerz den Trost empfinden, dieses Kind an mein Herz drücken zu dürfen. Ungefähr drei Wochen waren nach dem Tode Eugenie's verstrichen, als ein feingekleideter Herr in die Hütte der Pflegemutter trat und sie, unter dem Vorwande, meine Familie wolle sich des Kindes annehmen, aufforderte, ihm den Knaben zu übergeben. Eine Amme begleitete ihn. Der Wagen, mit welchem er gekommen war, hielt vor der Thür. Arglos kam die Frau dieser Aufforderung nach, seitdem ist der Knabe verschollen. Alle meine Nachforschungen, die öffentlichen Aufforderungen, die ich erließ, und der thatkräftige Beistand der Behörden blieben erfolglos, das Kind war spurlos verschwunden. Anfangs glaubte ich vermuthen zu müssen, mein Vater habe das Kind geraubt, um mir den Bruch mit der Vergangenheit zu erleichtern, aber ich bat ihm im Herzen den Verdacht ab, als ich bemerkte, mit welchem Eifer er mich in meinen Nachforschungen unterstützte, als ich die Beweise seiner herzlichsten und ungeheuchelten Theilnahme empfing. Jetzt ward mir das ganze Gewebe, mit welchem jener Schurke mich umsponnen hatte, klar, Rache war das einzige Gefühl, welches fortan mich noch beseelte. Ich zog Erkundigungen über jenen Offizier ein, entschlossen, ihn wie einen tollen Hund niederzuschießen, wenn ich ihn fand, ich wäre durch ihn ein Meuchelmörder geworden. Er hatte gleich nach dem Duell seinen Abschied genommen, einige vertrauliche Aeußerungen seinen Kameraden gegenüber waren Veranlassung gewesen, daß er ihn nehmen mußte. Er soll nach Amerika ausgewandert sein. Ich reiste ihm nach, drüben in den Wäldern und Prairien verlor ich seine Spur. Nach meiner Rückkehr kam mein Vater abermals auf seinen damals ausgesprochenen Wunsch zurück, ich brachte ihm das Opfer zum Dank für seine Güte und seine Theilnahme. Ich habe das Opfer nicht bereut; Deine Mutter war eine gute, treue Seele, sie ehrte meine Erinnerungen."

„Mein Gott, welches düstere Blatt im Buche Deines Lebens!“ sagte Eugenie tief erschüttert.

Der Graf nickte, ein Zug schmerzlicher Wehmuth glitt über sein Antlitz.

„Ich habe oft gewünscht, ich könnte die Erinnerung an jene Jahre aus meiner Seele tilgen,“ erwiderte er leise, „und dennoch möchte ich mich von ihr nicht trennen; ist sie doch auch mit der Erinnerung an die herrlichsten Stunden meines Lebens eng verknüpft.“

Ein leises Pochen brach die Unterredung ab. Der Graf erhob sich rasch von seinem Sitze, er strich mit der Hand über Stirne und Augen und seine Stimme klang voll und fest, als er das Pochen mit dem üblichen „Herein!“ beantwortete.

Die Thüre wurde geöffnet, und ein schlankes, ziemlich dürftig gekleidetes Mädchen trat ein.

Sie zählte vielleicht vierundzwanzig Jahre, ihr schüchternes, bescheidenes Auftreten, welches dennoch eines gewissen Selbstbewußtseins nicht entbehrte, und ihre hübsche äußere Erscheinung, die allerdings mit der imponirenden Schönheit Eugenie's nicht wetteifern konnte, mußten einen gewinnenden Eindruck machen.

„Man hat mir gesagt, das gnädige Fräulein brauche eine Gesellschafterin,“ nahm sie das Wort, „ich erlaube mir —“

„Sie sind die junge Dame, welche der Kellner uns empfohlen hat?“ fragte der Graf, dessen Blick prüfend auf dem Madonnenantlitz des Mädchens ruhte.

„Jawohl.“

„Ihr werther Name?“

„Louise Hausmann.“

Der Graf warf seiner Tochter einen bedeutsamen Blick zu, dieser Blick sagte ihr, daß er zu dem Engagement bereit sei, wenn sie nichts dagegen einzuwenden finde.

Er fand keine Zeit, eine weitere Frage an das Mädchen zu richten, der eintretende Kellner überreichte ihm eine Karte, die der Graf schon mit Ungeduld erwartet zu haben schien. Kaum hatte er einen Blick auf dieselbe geworfen, als er den Kellner beauftragte, den Herrn in den anstoßenden Salon zu führen.

„Ich überlasse diese junge Dame Dir, Eugenie,“ sagte er, „was Du in dieser Angelegenheit thun willst, will ich gerne genehmigen.“

Er trat nach diesen Worten in den Salon, dessen Thüre er selbst hinter sich schloß.

Eugenie lud durch eine Handbewegung das Mädchen ein, Platz zu nehmen.

„Mein Vater wünscht, daß ich eine Gesellschafterin engagire,

und ich füge mich gern diesem Wunsche," sagte sie. „Wohlan, ich glaube, daß wir Beide einander verstehen werden, und wenn Sie mit den Bedingungen meines Vaters zufrieden sind, wenn Sie ferner die Stellung einnehmen wollen, die ich Ihnen anweisen möchte, so können wir den Kontrakt unverzüglich abschließen. Lassen Sie uns offen miteinander reden. Ich wünsche weniger eine Gesellschafterin als eine Freundin zu gewinnen, eine Freundin, die mir ihr volles Vertrauen schenkt, die sich gewissermaßen als meine Schwester betrachtet. Ein solches Verhältniß kann allerdings erst im Laufe der Zeit sich bilden, aber ich möchte Sie schon jetzt auf diesen Wunsch aufmerksam machen. Glauben Sie nun, diesen Wunsch erfüllen zu können?"

„Wie sollte ich Sie nicht lieben müssen, wenn sie so freundlich und liebevoll mir entgegenkommen!" erwiderte Louise freudig bewegt. „Glauben Sie mir, Sie, die Sie in dieser Beziehung noch keine bittere Erfahrung gemacht haben, in dieser egoistischen Zeit findet man so selten ein Zeichen wahrer Freundschaft, daß jedes Wort warmer Theilnahme dem fühlenden Herzen doppelt wohlthun muß."

„Sie haben diese Erfahrungen gemacht?" fragte Eugenie. „Ich dachte es mir in dem Augenblick, als ich Ihnen in's Auge sah. Darf ich, ohne indiskret zu sein, Sie bitten, mich einen Blick in Ihre Vergangenheit werfen zu lassen?"

„Sie haben ein Recht, dies zu verlangen, und ich finde keinen Grund, es zu verweigern," sagte Louise, nachdenklich vor sich hinblickend. „Meine Erlebnisse sind mit wenigen Worten berichtet. Als mein Vater vor ungefähr fünf Jahren starb, hinterließ er uns, meiner Mutter und mir, ein kleines Vermögen, dessen Zinsen indeß zur Bestreitung unserer Bedürfnisse nicht ausreichten. Wir vermietheten einige Zimmer in unserem Hause an einzelne Herren und gewannen dadurch den nöthigen Zuschuß. Einer dieser Herren, der an der hiesigen Universität Medicin studirte, suchte und fand Gelegenheit, sich uns zu nähern, sein edler Charakter und sein männlich ernstes Wesen flößten mir Achtung ein, ehe ich's ahnte, liebte ich ihn. Wir waren schon seit einigen Monaten verlobt, als er eines Abends das Haus verließ, um nie dahin zurückzukehren, er war abgereist, ohne mir Lebewohl zu sagen. In einem Briefe, den ich den Tag darauf in seinem Zimmer fand, schrieb er mir, meine Untreue habe sein Glück vernichtet, er gehe, um in Schleswig-Holstein im Kampfe gegen die Dänen seinen Tod zu suchen. Ich bin mir der Schuld, deren er mich anklagt, nicht bewußt, ich vermuthe, daß er der Verläumdung Gehör gegeben hat. Seitdem hörte ich nichts von ihm, alle Erkundigungen blieben fruchtlos. Ich hatte ihn lieb, sehr lieb gehabt, Gott weiß es, ich

hätte nimmer geahnt, daß unsere Verlobung ein solches Ende nehmen könne. Die letzten glücklichen Stunden meines Lebens habe ich an der Seite meines Geliebten verlebt, seitdem er mich verließ, ward das Schicksal nicht müde, uns schwere Prüfungen aufzuerlegen. Meine Mutter kränkelte; ein angeblicher Freund, der unter dem Mantel der Frömmigkeit das Vertrauen der gottesfürchtigen Frau zu erschleichen wußte, betrog uns um unser Vermögen, als die Mutter starb, ließen die Gläubiger das Letzte, was wir noch besessen hatten, versteigern. So sah ich mich genöthigt, um Arbeit zu betteln, ich half mir kümmerlich durch, aber dieses stete Sitzen am Stickrahmen reibt mich auf, deshalb entschloß ich mich, einen Posten als Haushälterin, Gouvernante oder Gesellschafterin zu suchen."

„Armes Kind," sagte Eugenie bewegt, indem sie dem Mädchen die Hand reichte. „Sie haben manche Blüthe welken sehen, manche süße Hoffnung zu Grabe getragen, aber darum dürfen Sie doch nicht verzagen. Nach dem Sturme folgt der Sonnenschein, an der Hoffnung müssen Sie festhalten. Und was ich dazu beitragen kann, Ihnen den Horizont des Lebens wieder aufzuklären, das soll geschehen; Louise vertrauen Sie nur in allen Dingen mir und betrachten Sie mich als Ihre Freundin. Ich will Ihnen jetzt die Bedingungen meines Vaters nicht nennen, vielleicht findet später ein besserer Augenblick sich dazu; nehmen Sie einstweilen dies, vervollständigen Sie Ihre Garderobe und lassen Sie alsdann Ihr Gepäck hierher schaffen."

Louise zögerte, die gestickte Börse, welche Eugenie ihr überreichte, anzunehmen, es schien ihr fast ein Almosen zu sein, welches die reiche Comtesse als ein Zeichen ihrer Theilnahme ihr geben wollte. Aber die Art und Weise, in der dieses Almosen ihr geboten wurde, der herzgewinnende Ton, in welchem Eugenie sie bat, sie nicht durch eine Zurückweisung dieses Gehaltsvorschusses zu kränken, und die Erklärung, daß Louise ihr später dieses Darlehn zurückerstatten könne, beseitigten ihre Bedenken.

# Sechstes Kapitel.

## Eine wichtige Entdekung.

Der Fremde, welcher die geheime Unterredung mit dem Grafen gewünscht hatte, war ein kleiner, hagerer Herr, mit fuchsrothen Haaren und einer Gaunerphysiognomie. Er trug einen ziemlich unmodernen Anzug von schwarzem Tuch und eine weiße Halsbinde und gerade die letztere hob den zurückschreckenden Ausdruck seiner scharfmarkirten, eckigen Züge nur noch schärfer hervor. Die Karte, welche er durch den Kellner dem Grafen geschickt hatte, trug den Namen „Jakob Sturm" ohne irgend eine Bezeichnung des Standes.

Der Graf ging diesem Manne mit lebhaften Zeichen der Ungeduld entgegen.

„Bringen Sie gute Nachrichten?" fragte er im Tone gespannter Erwartung, während er den Gast durch einen Wink einlud, Platz zu nehmen. „Ich habe Sie schon seit einer Stunde erwartet —"

„Umsomehr bedaure ich, Ihnen mittheilen zu müssen, daß Sie in der Residenz schwerlich Ihre Mission erfüllen werden," fiel Sturm ihm in's Wort. „Ich habe bei verschiedenen im Kriegsministerium beschäftigten Beamten angepocht, aber nicht einen Einzigen gefunden, der für Geld und gute Worte etwas verrathen will."

„Teufel, es werden doch Mißvergnügte im Ministerium arbeiten," sagte der Graf ungeduldig.

„Allerdings, aber ich versichere Sie, von feiler Käuflichkeit ist hier keine Spur. So unzufrieden man auch allenthalben mit der Politik des Herrn von Bismarck ist, sobald man den Leuten davon spricht, es sei besser, österreichisch sterben als preußisch verderben, läuft man Gefahr, mit ihren Fäusten Bekanntschaft zu machen. Ich habe nun endlich einen Bartscheerer gefunden, der mir gegen hohe Belohnung eine Abschrift der preußischen Operationspläne verschaffen will, ich hoffe, sie Ihnen heute Abend bringen zu können."

Der Graf wanderte in fieberhafter Ungeduld auf und ab.

„Das ist das Einzige, was ich zu erhalten wünsche," erwiderte er, „aber ich kann nicht glauben, daß ein Bartscheerer sie verschaffen —"

„Dafür lassen Sie ihn sorgen, uns kann's ja gleichgültig sein, auf welchem Wege er sie erhält. Vorläufig habe ich mir einige

genaue Pläne von Berlin, einen Plan der Festung Kosel und eine Specialkarte der schlesischen Grenze zu verschaffen gewußt, die unter Umständen werthvoll sein können."

Der Graf warf flüchtig einen Blick auf die Papiere, welche Sturm ihm überreicht hatte, dann schob er sie rasch in die Tasche.

„Wozu könnte der Plan von Berlin nutzen?" sagte er geringschätzend. „Glauben Sie, ich theile die Ansichten und Hoffnungen, die man in der Hofburg hegt? Unsere Armee ist brav und tüchtig, aber Sie sollen sehen, es fehlt abermals an einem fähigen Feldherrn! Benedek hat das allgemeine Vertrauen, aber er ist kein Führer, die Umsicht fehlt ihm, er richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten und verliert darüber das Ganze aus dem Auge. Clam-Gallas ist ein guter General und ein tapferer Haudegen, wenn es sich um's Dreinhauen handelt, aber zur selbstständigen Führung eines Corps besitzt er weder Kenntnisse noch Scharfblick. Weshalb haben wir nicht schon angegriffen, da doch in Wien der Krieg fest beschlossen ist? Wozu diese Zänkereien in Frankfurt? Man sagt, um sich des Bündnisses mit Süddeutschland zu sichern, um Baiern, Würtemberg, Baden und Hannover in den Strudel hineinzureißen! — Gott schütze Oesterreich, ich muß gestehen, daß ich sehr schwarz in die Zukunft blicke."

„Das wolle Gott verhüten," sagte Sturm, über dessen Antlitz ein Zug teuflischer Bosheit glitt. „Wir müssen die Preußen demüthigen, wir müssen aus diesem reichen Lande uns die Mittel zur Verhütung des Staatsbankerotts holen? Weshalb wir zögern? Weil unsere Armee noch nicht schlagfertig ist, weil wir Zeit gewinnen müssen —"

„Die alte Misere!" fiel der Graf ihm verächtlich in's Wort. „Unsere Armee ist stets vortrefflich ausgerüstet und verpflegt, nur dann nicht, wenn sie in's Feld marschiren soll! Treten Sie an's Fenster und blicken Sie hinunter, ein Garde-Regiment marschirt eben vorbei, sehen Sie nur mit welchem Siegesbewußtsein, wie stolz und imponirend und wie vortrefflich ausgerüstet diese Preußen ausrücken!"

Jakob Sturm war an's Fenster getreten, mit klingendem Spiel zog die Garde vorbei.

Der Graf hatte Recht. Es war ein herzerhebender Anblick, diese hohen, kräftigen Gestalten in geschlossenen Reihen, todesmuthig und siegesgewiß den drohenden Gefahren entgegenziehen zu sehen.

Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus,
Und Du, mein Schatz, bleibst hier,
Wann i komm, wann i komm, wann i wiederum komm,
Kehr i ein, mein Schatz, bei Dir.
Wann i komm, wann i komm, wann i wiederum komm,
Kehr i ein, mein Schatz, bei Dir.

Wie wehmüthig ernst klangen die Töne der Musik herauf, gleichwie düstere Vorboten all' der Wunden, die geschlagen, all' der Thränen, die geweint werden sollten! Und doch wie siegesfreudig und ermuthigend schmetterten gleich darauf die Hörner den Düppler Sturmmarsch, das so rasch populär gewordene Andenken an eine Heldenthat der preußischen Armee!

Sturm trat achselzuckend zurück.

„Es sind Paradesoldaten," sagte er, „junge Leute, die kein Pulver gerochen haben und beim ersten Granatregen davonlaufen werden. Ich hege die Ueberzeugung, wenn's erst einmal zum Losschlagen gekommen ist, werden wir binnen vier Wochen vor Berlin stehen!"

„So soll Benedek behauptet haben, aber ich fürchte, diese Behauptung wird eine leere Prahlerei bleiben. Wir wollen sehen, ein Glück wäre es für Oesterreich, wenn es siegte, unterliegt es, so stürzt der alte Kaiserstaat zusammen. Sie haben nichts Neues gehört?"

„Nein. Daß die Brigade Kalik sich langsam vor den in Holstein einrückenden Preußen zurückzieht, werden Sie wissen. Gablenz soll Befehl haben, sich in Hannover mit der hannover'schen Armee zu vereinigen und von dort aus Preußen anzugreifen."

„Das sind Gerüchte, deren Bestätigung man abwarten muß. — Apropos, haben Sie über die andere Angelegenheit noch nichts Näheres gehört?"

„Nichts, was uns einen Haltepunkt bieten könnte. Aber ich glaube, eine Spur gefunden zu haben. Ueberlassen Sie es vorläufig mir, sie zu verfolgen."

Jakob Sturm hatte bei den letzten Worten seinen Hut genommen und sich langsam der Thür genähert.

„Sie haben wirklich eine Spur gefunden?" fragte der Graf rasch.

„Ich glaube es wenigstens, die Verfolgung derselben wird allerdings durch die augenblicklichen Zeitverhältnisse sehr erschwert, aber ich hoffe trotzdem, etwas Gewisses binnen Kurzem zu erfahren. Gedulden Sie sich, über's Knie kann man die Sache nicht brechen. Ich werde heute Abend wieder vorsprechen, um Ihnen nähere Mittheilungen über den Gang der Verhandlungen mit dem neu erworbenen Freunde zu machen."

Er verließ, ohne eine Antwort abzuwarten, nach einer flüchtigen Verbeugung den Salon, und der Graf kehrte in das anstoßende Gemach zurück. —

Jakob Sturm stand im Begriffe, in eine Seitenstraße einzubiegen, als er sich plötzlich zwei jungen Leuten gegenüber sah, bei deren Anblick er überrascht stehen blieb.

Es waren Eduard und Konrad, deren unerwartetes Erscheinen einen so gewaltigen Eindruck auf diesen Mann machte, daß es ihm nicht gelingen wollte, seine Bestürzung zu verbergen. Er mochte wohl selbst fühlen, wie auffallend dieses Benehmen war, im nächsten Augenblick schritt er, leicht die Krempe seines Hutes berührend, weiter.

„Kanntest Du diesen Herrn?“ fragte Eduard seinen Begleiter, der ebenfalls überrascht zu sein schien.

„Er wohnte noch vor einem Jahre in Hamburg und kam damals oft in das Haus meines Herrn,“ erwiderte Konrad. „Aber seine Ueberraschung schien nicht mir, sondern Ihnen zu gelten —“

„Mir?“ unterbrach Eduard ihn ruhig.

„Gewiß. Sein Blick ruhte so stier auf Ihnen, daß ich fast vermuthe, er hat mich nicht bemerkt oder doch nicht erkannt.“

Eduard zuckte die Achseln. „Ich entsinne mich nicht, ihm vorher jemals begegnet zu sein. Wie heißt er?“

„Sturm. Jakob Sturm.“

„Er wohnte in Hamburg?“

„Ja, vor ungefähr einem Jahre zog er nach Wien.“

„Hm — was hat er hier in Berlin zu suchen? Welches Geschäft oder Gewerbe trieb er in Hamburg?“

„Das weiß ich nicht. Aber ein ehrliches Gewerbe muß es nicht gewesen sein. Ich hörte einmal durch Zufall, daß er mit meinem Herrn Unterhandlungen in Bezug auf meine Schwester pflog, die mir das Blut in die Wangen trieben. Wäre Hersch auf die Vorschläge eingegangen, ich glaube, ich hätte beide erdolcht.“

„So, so — weshalb zog er nach Wien?“

„Auch das weiß ich nicht. Hersch ließ einmal eine Bemerkung fallen, deren Sinn mir unklar blieb, ich glaubte aber daraus entnehmen zu müssen, daß Sturm wegen seines ehrlosen Gewerbes und seines schändlichen Lebens damals nicht mehr in Hamburg bleiben durfte.“

Eduard war stehen geblieben. „Mir kommt die Anwesenheit dieses Mannes gerade in der jetzigen Zeit in der preußischen Residenz verdächtig vor,“ sagte er, „wir müssen zu erforschen suchen, was er hier treibt.“

„Das wird unmöglich sein,“ wandte Konrad ein.

„Bah, unmöglich ist nichts, wenn man's nur am richtigen Ende anzufassen weiß. Folgen wir ihm auf's Gradewohl. Begegnen wir ihm bis Abend nicht mehr, so, — ah, siehst Du, dort hinten steht er.“

„Vor dem Hause eines Barbiers, ich sehe deutlich die kupfernen Becken.“

„Ganz recht. Geh' in den Frankfurter Hof und erwarte mich dort, es ist besser, wenn Du ihm nicht wieder begegnest, da er Dich kennt."

„Was wollen Sie thun?" fragte Konrad besorgt.

„Nichts, was mir Gefahr bringen könnte. Geh' und erwarte mich, ich werde Dir bald folgen."

Konrad wandte sich um und trat den Rückweg an, während Eduard sich langsam dem Hause des Bartscheerers näherte, der in eifriger Unterhaltung mit dem österreichischen Spion begriffen war.

Ehe Jakob Sturm sich's versah, stand der junge Mann, dessen Annäherung er nicht bemerkt hatte, hinter ihm. Eduard hörte deutlich folgende Worte: „Ich wohne im Frankfurter Hof, bringen Sie mir dorthin heute die Papiere." Aber er gab sich den Anschein, als ob er sie nicht vernommen hätte.

Ruhig, ohne die Beiden eines Blickes zu würdigen, trat er in das Haus, er nahm in der Scheerstube Platz und beauftragte den Barbier, der ihm rasch gefolgt war, das ziemlich lange Haupthaar zu kürzen.

Eduard hatte, während er die Schwelle überschritt, einen Blick auf das Thürschild geworfen, er wußte, daß der Bartscheerer Peter Scheidemann hieß.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" fragte er, als der mit Sommersprossen reichgesegnete, schaumschlagende Jünger Aeskulaps ihm den ziemlich unsauberen Friseurmantel über die Schultern legte. „Wir haben vor drei Jahren kurz vor Beginn des Krieges in Schleswig-Holstein manches Schöppchen gemeinschaftlich geleert."

„Wüßte nicht, daß ich die Ehre gehabt hätte," erwiderte Scheidemann, dessen Blick forschend auf den Zügen des jungen Mannes ruhte. „Kann aber sein, wahrhaftig, bei meiner armen Seele, ich glaube mir zu erinnern. Damals war es auch eine bewegte Zeit, aber hol' mir der Kuckuck, so aufregend wie jetzt war sie doch nicht."

„Da haben Sie Recht," sagte Eduard ruhig. „Damals sympathisirten wir noch mit Oesterreich und heute —"

„Bei meiner armen Seele, dieses Oesterreich hat nie unsere Sympathie verdient. Wenn es nach meinem Kopfe ginge —"

„Aber es zahlt gut, wenn man ihm dienen will."

Der Bartscheerer hielt inne, er ließ die Hand, welche die Scheere hielt, sinken und seinen Blick durchbohrend auf dem Antlitz des jungen Mannes ruhen, in welchem kein Zug verrieth, was in seiner Seele vorging.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Scheidemann mit scharfer Betonung. „Ich bin preußischer Landwehrmann, mein Herr, jeder

Tag kann mich die Gestellungs-Ordre bringen, die mir von Weib und Kind zu den Fahnen des Heeres ruft."

„Lieber Freund, weshalb ereifern Sie sich?" erwiderte Eduard ruhig. „Ich habe durchaus nicht beabsichtigt, Ihnen nahe zu treten —"

„Nein, nein, wir müssen darüber klar werden mit einander, bei meiner armen Seele!" unterbrach der Bartscheerer ihn mit wachsender Erregung. „Hol' mir der Kuckuck, einen besseren Unterthan wie mir hat des Königs Majestät nicht, wenn er mich jetzt sagte: Scheidemann, Sie müssen für mich in die See springen, bei meiner armen Seele, ich würde es thun. Hier sind nur zwei Fälle möglich, entweder Sie sind ein österreichischer Spion, und dann soll Sie der Teufel holen, oder Sie haben erfahren, daß ich augenblicklich mit einem Spion in Unterhandlung stehe. Also man heraus mit der Sprache, wer sind Sie?"

„Ein guter Patriot."

„Das kann Jeder sagen. Patriotismus ist eine billige Sache."

„Nun denn, ein guter Preuße."

„Der es mit seinem Könige hält?"

„Ganz gewiß!"

„Na, dann lasse ich's mich gefallen. Also, was wollen Sie mit der Bemerkung, Oesterreich zahlte gut?"

„Sie haben's vorhin schon gesagt."

„Sie wissen, daß ich mir mit einem österreichischen Spion eingelassen habe?"

„Ja."

„Und Sie glaubten, ich sei so schlecht —"

„Ich habe es geglaubt."

Ueber das mit Sommersprossen besäete, eckige Antlitz des Barbiers glitt ein Lächeln der Genugthuung.

„Na, es freut mir, wenn Sie mir nicht mehr für einen Verräther halten," sagte er, tief aufathmend, während er die unterbrochene Arbeit wieder aufnahm. „Der Kerl rückte gestern mich in die Bude, nachdem ich ihn rasirt hatte, fragte er mir, ob ich ihm nicht sagen könne, welcher Rasirer hauptsächlich im Ministerium beschäftigt sei. Donnerwetter, dachte ich, da ist etwas los, für nichts und wieder nichts fragt der gewiß nicht! Also sage ich ihm, daß ich der Glückliche sei, und richtig, er geht in die Falle. Er fängt an zu horchen, ob ich ihm nicht einige Pläne verschaffen könne, er wolle gut zahlen und so weiter. Na, ich dachte, einen Jux kannst du dich erlauben, ich ging auf den Spaß ein und versprach ihm, den Operationsplan der preußischen Armee zu verschaffen. Ich soll ihn heute Abend bringen, werde ihm aber sagen,

das ginge so rasch nicht, er müsse noch einige Tage warten und dergleichen."

„Und was bezwecken Sie damit? fragte Eduard gelassen.

„Na, ich halte den Spion hin und lasse ihn schließlich mit langer Nase abziehen."

„Dadurch können Sie selbst sich Unannehmlichkeiten bereiten."

„Inwiefern?"

„Insofern, als dieser Mann, wenn die Polizei Verdacht schöpft und ihn verhaftet, aussagen kann, Sie hätten ihm Versprechungen gemacht."

„Hol' mir der Kuckuck —"

„Schenken Sie ihm reinen Wein ein und strafen Sie ihn mit der Verachtung, die er verdient."

„Donnerwetter, Sie haben Recht!"

Eduard hatte sich erhoben. Der Barbier vergaß in seiner Bestürzung ganz, den Kunden abzubürsten.

„Sie wissen nicht, ob er allein hier ist, oder ob er einen Genossen hat?" fragte der junge Mann.

„Er muß einen Genossen haben," erwiderte Scheidemann, „einen reichen, mächtigen Beschützer, er ließ mir durchblicken, daß dieser Freund heidenmäßig viel Geld habe. Der Kerl selbst ist so dumm, wie er lang ist, er glaubte Alles."

„Gerade diese Leute sind die gefährlichsten," sagte Eduard, während er auf die Thüre zuschritt, „entweder zeigen Sie den Spion an, oder sagen Sie ihm geradezu, Sie wollten nichts mit ihm zu schaffen haben."

Er ging nach dieser Mahnung rasch hinaus und kehrte auf dem Wege, auf welchem er gekommen war, in den Gasthof zur Stadt Frankfurt zurück.

Mittag war bereits vorbei, Eduard beauftragte den Kellner, ihm eine Flasche Wein und die Speisekarte zu bringen, und ging in sein Zimmer, in welchem Konrad ihn ungeduldig erwartete.

---

## Siebentes Kapitel.

# Die Begegnung.

Rudolph Herzberg ahnte nicht im Entferntesten, daß es seinem Nebenbuhler eingefallen sein könne, ihn heimlich zu verfolgen.

In Berlin angekommen, ging er unverzüglich in den Frankfurter Hof, ohne zu bemerken, daß Herrsch verstohlen ihm folgte.

Der Letztere kehrte nicht in den Gasthof ein; nachdem er durch einen Kellner die Gewißheit erhalten hatte, daß Herzberg dort abgestiegen war und schon seit dem Vormittag von einigen andern Gästen erwartet wurde, schritt er wieder hinaus, um den Zweck, der ihn in die Residenz führte, zu verfolgen.

Herzberg wurde von Eduard und Konrad mit herzgewinnender Freundschaft empfangen, die Beiden hatten schon befürchtet, er werde nicht kommen.

„Sie können sich Glück wünschen, daß Sie nicht bis zu dem Zuge warteten, mit welchem ich von Hamburg abreiste," sagte Herzberg, nachdem er Hut und Reisetasche abgelegt und Platz genommen hatte. „Hersch war am Bahnhofe, er wollte Sie verhaften lassen."

„Wenn ich je nach dieser Zeit dem Manne wieder begegne, so mag er sich hüten," entgegnete Eduard ruhig. „Ich fürchte nur, er wird Mittel und Wege finden, Margaretha und deren Vater Unannehmlichkeiten zu bereiten."

„Loosen wird sich vor den Machinationen dieses Elenden zu schützen wissen," fuhr Herzberg fort, „zudem ist Hersch zu sehr verachtet, als daß —"

„Sagen Sie das nicht," fiel Konrad ihm rasch in's Wort, „dieser Mann findet überall einen Helfershelfer, wenn er einen Bubenstreich verüben will."

Eduard nickte gedankenvoll mit dem Kopfe. „Haben Sie einen bestimmten Plan entworfen?" fragte er nach einer Pause.

„Allerdings, und ich bin entschlossen, ihn auszuführen."

„So lassen Sie hören."

„Ich werde mich hier bei den schwarzen Husaren anwerben lassen."

„Bei den schwarzen Husaren?" fragte Eduard erstaunt. „Wie kommen Sie dazu?"

„Das ist sehr einfach. Ich bin im Reiten und Fahren ziemlich geübt und hoffe, als Reiter mehr nützen zu können, wie als Infanterist."

„Wenn das ist, so gebe ich Ihnen Recht. Wir Beide werden nicht in die Armee eintreten."

„Aber ich dachte doch, Sie wollten —"

„In dem bevorstehenden Kriege Preußen meine Dienste widmen? Gewiß! Ich denke ihm aber weniger mit dem Arme, als mit dem Kopfe zu dienen. Ich werde als Kundschafter der Armee voraufeilen."

„Ein gefahrvolles Amt."

„Eben weil es dies ist, übernehme ich es."

„Und Konrad?"

„Er wird mich begleiten."

„Ich bin zu schwach, die Waffen zu tragen," sagte Konrad, „ich will das Loos meines Freundes theilen."

Herzberg leerte das Glas und blickte lange nachdenkend vor sich hin.

„Wann wollen wir abreisen?"

„Morgen früh."

„Direkt nach Schlesien?"

„Ja. Dort wohnen meine Eltern," erwiderte Eduard, „ich habe die alten Leute lange nicht gesehen. Bevor ich damals hierher reiste, um hier die Universität zu besuchen, sah ich sie zum letztenmale. Das war im Jahre 1862."

Er zog nach diesen Worten die Glocke; gleich darauf trat der Kellner ein.

„Wie steht's?" fragte Eduard. „Sitzt er noch immer unten im Saale?"

„Noch immer!" sagte der Kellner, „hätte er den Gasthof verlassen, so würde ich Sie davon benachrichtigt haben."

„Er ist noch immer allein?"

„Ja."

„Gut. Sobald er Anstalten trifft, den Gasthof zu verlassen, theilen Sie es mir unverzüglich mit."

„Auf wen haben Sie's abgesehen?" fragte Herzberg, als der Kellner sich entfernt hatte.

„Auf einen österreichischen Spion, den Sie vielleicht, da er früher in Hamburg wohnte, kennen."

„Sein Name?"

„Jakob Sturm."

Herzberg zuckte die Achseln. „Den Namen mag ich schon gehört haben, ich erinnere mich aber nicht, je mit ihm in Berührung gekommen zu sein. Wissen Sie gewiß, daß er ein Spion ist?"

„Ja. Er wandte sich an einen Bartscheerer, der ihm seinen Beistand zusagte, aber als guter Unterthan ihn verrieth. Ich würde ihn der Polizei anzeigen, wenn ich nicht fürchtete, den Rasirer zu compromittiren."

„Und was wollen Sie nun thun?"

„Ihn beobachten und zu ermitteln suchen, wer der reiche Freund ist, in dessen Auftrag er spionirt."

„Und wenn Sie dies wissen?"

„So werde ich den Betreffenden warnen und ihm mit polizeilicher Verfolgung drohen, wenn er nicht sofort die Residenz verläßt."

Ein lautes anhaltendes Pochen unterbrach in diesem Augenblick die Unterhaltung.

Ueberraſcht blickten die jungen Leuten den eintretenden Polizeibeamten an, der in ziemlich barſchem Tone die Päſſe der Herren verlangte.

Eduard öffnete ſeine Brieftaſche und übergab dem Beamten das Dokument. Herzberg folgte dem Beiſpiele ſeines Freundes.

„Sie ſind beide Hamburger?" fragte der Beamte.

„Wie Sie ſehen," erwiderte Eduard ruhig, indem er ihm ein zweites Papier überreichte. „Haben Sie die Güte auch dieſes Dokument zu prüfen, Sie werden daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß ich in Schleſien geboren und erzogen, alſo auch preußiſcher Unterthan bin."

„Und der Zweck ihres Hierſeins?"

„Wir wollen Beide freiwillig in die Preußiſche Armee eintreten."

Der forſchende Blick des Beamten ruhte durchbohrend auf den Zügen Eduard's, der dieſem Blick mit Ruhe und Offenheit begegnete.

„Man hat Sie als öſterreichiſchen Unteroffizier bezeichnet," ſagte er ſcharf und ſtreng, „Sie ſollen beabſichtigen, hier zu ſpioniren."

Eduard fühlte, daß er in dieſem kritiſchen Augenblick die Faſſung nicht verlieren durfte, er mußte gewaltſam ſich bezwingen, um ſich nicht zu verrathen.

„Wer Ihnen das geſagt hat, der hat ſich einen Spaß mit Ihnen erlaubt, der ihm, wenn ich an ihrer Stelle wäre, theuer zu ſtehen kommen ſollte," erwiderte er ſo ruhig und gelaſſen, daß der Verdacht des Beamten den letzten Stützpunkt verlieren mußte. „Die Papiere werden Ihnen beweiſen, daß wir Hamburger Bürger ſind, die Geſchäfte liegen augenblicklich nieder, drückende Schulden nöthigen uns, Hamburg ſo lange zu meiden, bis wir unſern Verpflichtungen nachkommen können, da haben wir es für das Beſte gehalten, in eine Armee einzutreten."

Der Beamte blickte die Beiden noch einmal prüfend an, dann ſchweifte ſein Blick hinüber zu Konrad, der mit einer Serviette auf dem Arm am Fenſter ſtand.

Eduard bemerkte dieſen Blick, er errieth, warum Konrad die Rolle eines Kellners ſpielte, und ſchon fürchtete er, daß Mißtrauen könne in der Seele des Beamten neu erwachen, als dieſer die Päſſe mit einigen Worten der Entſchuldigung hinlegte.

„Du haſt Deine Sache vortrefflich gemacht," ſagte Eduard, als der Beamte das Zimmer verlaſſen hatte, „wäre er ſo ſchlau geweſen, auch Dir den Paß abzufordern, ſo würden wir das Spiel vielleicht verloren haben."

„Triumphiren wir nicht zu früh," erwiderte Konrad, „wer weiß, ob er nicht dennoch Verdacht geſchöpft hat und unten Erkundigungen einziehen wird."

„Wer uns nur denuncirt haben mag!" sagte Herzberg.

„Wäre Hersch hier —"

„Kann er nicht die Polizei durch den Telegraphen benachrichtigt haben?" warf Eduard ein. „Gleichviel, wer uns den Dienst erzeigt hat, einstweilen ist die Gefahr beseitigt."

Das letzte Wort war noch nicht über seine Lippen, als der Kellner die Nachricht brachte, Jakob Sturm stehe im Begriff, den Gasthof zu verlassen.

„Wohlan, folgen wir ihm," forderte Eduard die Freunde auf, „ich habe wohl nicht nöthig, Euch die größte Vorsicht anzuempfehlen."

Jakob Sturm stand auf der Schwelle und zog die weißen baumwollenen Handschuhe an, als die Freunde die Treppe hinunterstiegen. Sie warteten, bis er hinausschritt, dann folgten sie ihm in angemessener Entfernung.

Der Abend war schon ziemlich vorgeschritten, aber die Dämmerung noch nicht so dicht, daß sie den jungen Leuten nicht erlaubt hätte, den Spion scharf zu beobachten. Sie bemerkten, daß er in einen Gasthof einkehrte.

Eduard blieb stehen.

„Ich werde ihm folgen," sagte er, „Ihr Beide wartet hier, bis ich zurückkehre."

Im nächsten Augenblick stand Eduard vor dem Portier, der in dem Glauben, einen Gast vor sich zu sehen, schon die Hausglocke läuten wollte.

„Lassen Sie das," sagte der junge Mann rasch und bestimmt, „ich wünsche nur einige Worte mit Ihnen zu reden. Wem gilt der Besuch des Herrn, der vorhin hier eintrat?"

Der Portier musterte den Fragenden vom Scheitel bis zur Sohle, dann zuckte er geringschätzend die Achseln, die äußere Erscheinung des jungen Mannes schien ihm kein besonderes Vertrauen einzuflößen.

„Wenn Sie das wissen wollen, müssen Sie ihn selbst fragen," erwiderte er, kurz angebunden, „meine Pflicht ist es nicht, Jedem Rede und Antwort zu stehen."

„Ihre Pflicht als Portier vielleicht nicht," fuhr Eduard in demselben scharfen Tone fort, „aber ich glaube, Ihre Pflicht als preußischer Unterthan gebietet Ihnen, dem Staate zu dienen, wenn er bedroht ist und Sie die Gefahr abwenden können."

Diese Worte verfehlten den beabsichtigten Eindruck nicht; mit sichtbaren Zeichen der Bestürzung blickte er den jungen Mann an, der so sicher und selbstbewußt auftrat, der sogar wagte, ihn, den Portier eines Gasthofes ersten Ranges der preußischen Residenzstadt, auf seine Pflicht als Staatsbürger aufmerksam zu machen.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte er. „Ich muß Sie bitten, sich deutlicher zu erklären.“

„Sie werden den Sinn meiner Worte verstanden haben,“ sagte Eduard gemessen, „eine nähere Aufklärung kann ich Ihnen jetzt noch nicht geben. Aber Sie dürfen sich überzeugt halten, daß Sie dem Vaterland einen großen Dienst leisten, wenn Sie meine Frage offen und ohne Rückhalt beantworten.“

„Wer bürgt mir dafür?“ fragte der Portier zweifelnd.

„Schon die Gaunerphysiognomie des Mannes, der vor mir hier eintrat, müßte in Ihrer Seele die Vermuthung wecken, daß —“

„Sie haben Recht, die Physiognomie verspricht nichts Gutes. Kennen Sie den Herrn näher?“

„Ich weiß nur, daß er Jakob Sturm heißt.“

„Sturm heißt er allerdings.“

„Und ich wünsche zu wissen, wen er hier besucht.“

„Ist das Alles?“

„Vorab ja.“

„Hm, er besucht einen österreichischen Grafen, der seit gestern hier logirt.“

„Sein Name?“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Ah —“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Der Graf hat seinen Namen so unleserlich in das Fremdenbuch eingeschrieben, daß es eine Unmöglichkeit ist, ihn zu entziffern. Von K., das ist Alles, was wir im Hotel wissen.“

„War Sturm schon oft hier?“

„Gestern Abend, und heute Morgen, aber schon an den Tagen vorher erkundigte er sich einigemal, ob der österreichische Graf noch nicht angekommen sei.“

Eduard blickte eine Weile sinnend vor sich hin.

„Läuten Sie,“ sagte er, „ich wünsche angemeldet zu werden.“

„Wozu das?“

„Das ist mein Geheimniß. Wenn ich den Ruf dieses Hauses nicht schonen wollte, würde ich einige Schutzleute herbeirufen.“

„Teufel, sieht es so aus?“ fragte der Portier bestürzt, indem er unwillkührlich einen Schritt zurücktrat. „Sie sind wohl von der geheimen Polizei?“

„Thun Sie, wie ich Ihnen befahl und überlassen Sie alles Andere mir,“ erwiderte Eduard ruhig.

Der Portier schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht untersuchen, wer Sie sind und was Sie hierherführt,“ sagte er, „aber nachdem Sie mir Eröffnungen gemacht

die mich vermuthen lassen, daß es sich hier um ein Staatsverbrechen handelt, fühle ich mich verpflichtet, Ihnen beizustehen, die Verantwortung müssen Sie übernehmen."

„Nur nicht so viele Worte —"

„Erlauben Sie, ich wollte Ihnen nur beweisen, daß ich in Ihrem Interesse handle, wenn ich Ihnen rathe, mit der Anmeldung zu warten, bis jener Herr sich entfernt hat."

„Weshalb?"

„Weil der Graf den Kellner beauftragt hat, Jeden abzuweisen, so lange Herr Sturm bei ihm weilt."

„Man könnte es versuchen."

„Es wird Ihnen nichts nützen."

„Gut, so warte ich," sagte Eduard. „Wie lange währen diese Unterredungen in der Regel?"

„Hm, gestern Abend währte sie zwei Stunden, heute Morgen kam Herr Sturm schon nach einer halben Stunde zurück. Treten Sie so lange in meine Stube, durch das Fenster können Sie den Flur überwachen."

Eduard folgte der Einladung des Portiers. Seine Geduld sollte keine harte Probe zu bestehen haben, schon nach einer Viertelstunde sah er den Spion am Fenster vorbeischreiten.

Der Kellner ging gleich darauf hinauf, um den Fremden anzumelden, der weder eine Karte abgab, noch seinen Namen nennen wollte.

Der Graf nahm den Besuch an; Eduard folgte dem Kellner in den Salon, in welchem er den Freund des Spions erwarten sollte.

Der Graf stutzte, als er eintrat und dem jungen Mann in's Antlitz blickte, sichtbar bestürzt, den Blick mit dem Ausdruck gespannter Erwartung auf die Züge Eduard's gerichtet, trat er näher.

Auch Eduard schien überrascht zu sein, aber nicht in dem hohen Grade, in welchem die Ueberraschung des alten Herrn sich kundgab.

„Sie werden entschuldigen, wenn ich spät am Abend noch mir erlaube, Sie um eine Unterredung zu bitten," nahm Eduard das Wort, „aber die Angelegenheit, die mich hierherführt, ist wichtig, sie duldet keinen Aufschub."

„So lassen Sie hören," erwiderte der Graf, während er durch einen Wink den jungen Mann einlud, Platz zu nehmen.

Eduard machte von dieser Einladung keinen Gebrauch.

„Sie haben einen Herrn Jakob Sturm beauftragt, hier zu spioniren und durch Bestechung sich genaue Auskunft über die preußische Armee und die Operationspläne ihrer Führer zu verschaffen," fuhr er mit gehobener Stimme fort, „der Zufall setzte mich davon

in Kenntniß, ich bin gekommen, Sie zu warnen, und auf die Gefahren dieses Unternehmens aufmerksam zu machen."

Bei den ersten Worten Eduard's war der Graf unwillkührlich zurückgetreten, eine erdfahle Blässe hatte seine Wangen überzogen, aber die Geistesgegenwart verlor er nicht. Als Eduard schwieg, stand der Graf ihm mit stolz erhobenem Haupte gegenüber, keine Viber zuckte in seinem Antlitz, so kalt wie seine Züge waren, so kalt klang auch der Ton seiner Stimme.

„Mein Herr, wer Ihnen das Märchen aufgebunden hat, muß von Ihrer Leichtgläubigkeit im Voraus überzeugt gewesen sein," erwiderte er mit würdevollem Stolz, ich habe bisher noch nicht daran gedacht, im Interesse meines Vaterlandes die Stelle eines Spions zu übernehmen. Nach dieser Erklärung hat Ihre Warnung jeden Werth verloren."

Der Blick Eduard's ruhte durchdringend auf dem stolzen Edelmanne, er konnte nicht glauben, daß er sich so sehr getäuscht haben sollte.

„Ist es Ihnen wirklich unbekannt, daß Jakob Sturm sich mit einem Bartscheerer in Unterhandlungen eingelassen hat, der —"

„Nichts mehr davon!" fiel der Graf ihm streng in's Wort.

„Wohlan, so werde ich es der Behörde überlassen, zu untersuchen, ob mir ein Märchen aufgebunden wurde oder nicht!" fuhr Eduard mit fester Entschiedenheit fort, während er sich rasch dem Glockenzug näherte. „Ich bin ein zu guter Patriot, als daß ich mich mit Ihrer Versicherung begnügen könnte."

„Was wollen Sie thun?" fragte der Graf hastig, dem die Ruhe und Entschiedenheit des jungen Mannes jetzt Besorgniß einzuflößen schienen.

„Was ich thun will? Den Kellner beauftragen, einige Schutzleute zu rufen."

Ein Lächeln der Verachtung glitt über die Lippen des alten Herrn.

„Geben Sie sich keine Mühe. Auf meinen Befehl würden die Kellner Sie hinauswerfen."

„Glauben Sie?"

„Ich bin ein österreichischer Edelmann."

„Vor dem Gesetz gilt der Edelmann nicht mehr, als der ärmste Unterthan."

„Mag sein, aber in einem Gasthof ersten Ranges —"

„Hat er einen Vorzug. Ich gebe das zu. Wenn ich aber den Kellnern sage, dieser österreichische Graf ist ein Spion, der —"

„Mein Herr!"

„Erlauben Sie, die Umstände, unter denen wir einander gegenüberstehen, gebieten eine offene, ungeschminkte Sprache. Wenn ich

diesen Leuten sage, die Folgen werden auf Euch zurückfallen, so darf ich mich überzeugt halten, daß sie eher meine, als Ihre Partei ergreifen. Sobald die Schutzleute hier sind, geben ich ihnen den Auftrag, Sie streng zu bewachen, ich selbst eile zur Behörde und trage auf strenge Untersuchung Ihrer Effekten an."

„Was werden Sie dadurch gewinnen?" fragte der Graf, und dem jungen Manne entging nicht, daß die Ruhe des stolzen Mannes nur eine Maske war, hinter der eine wachsende Angst sich barg.

„Die Beweise, daß meine Anklage begründet ist," entgegnete Eduard mit zuversichtlicher Festigkeit.

„Sie könnten sich täuschen."

„Ich glaube es nicht. Ich hege die Ueberzeugung, daß man Papiere finden wird —"

„Vorausgesetzt, daß ich sie nicht vorher vernichtet habe."

„Dafür lassen Sie mich sorgen."

Der Graf mochte einsehen, daß er der List und dem Muthe des jungen Mannes nicht gewachsen war.

„Weshalb haben Sie mich gewarnt?" fragte er nach einer kurzen Pause, während der er mit verschränkten Armen auf- und abgeschritten war. „Weßhalb, wenn Sie Ihrer Sache so gewiß waren, haben Sie nicht sofort der Behörde die Anzeige gemacht?"

„Weil ich den Mann nicht compromittiren wollte, durch den ich von Ihrem Unternehmen Kenntniß erhielt."

„Das ist eine leere Redensart."

„Keineswegs."

„Gestehen Sie nur offen, Sie hegen die Hoffnung, ich werde Ihr Schweigen erkaufen. Nun wohl, nennen Sie den Preis, ich werde ihn zahlen."

Dem jungen Manne schoß das Blut in die Wangen, seine Augen blitzten.

„Ich bin, wenn man's so nehmen will, ein armer Schlucker, Herr Graf," erwiderte er gereizt, „aber wenn ich ein Krüppel wäre und mein Brod an den Thüren erbetteln müßte, die glänzendsten Versprechungen könnten mich nicht bewegen, mein Vaterland zu verrathen, oder deren Verrath schweigend zu erdulden. Ich habe Ihnen die Gründe genannt, die mich bewogen, Sie vorab zu warnen, ich rathe Ihnen, meine Warnung zu beherzigen und durch die schleunigste Abreise den Gefahren auszuweichen, die von morgen Mittag ab Sie bedrohen werden."

Der Graf blieb stehen, sein Blick ruhte lange auf dem Jüngling, der diese Worte mit scharfer Betonung gesprochen, sich dabei aber jeder verletzenden Nüancirung enthalten hatte.

„Ich glaube Ihnen," sagte er nach einer geraumen Weile, indem er dem jungen Manne die Hand bot, „und es freut mich,

einem so ehrenwerthen Charakter begegnet zu sein. Wir stehen einander in unseren Ansichten und Wünschen schroff gegenüber, aber auch des Feindes Edelmuth und Energie muß man ehren. Ich werde abreisen, und ich versichere Sie auf Ehrenwort, daß ich nichts von hier mitnehme, was je Ihrem Vaterlande Schaden bringen könnte."

„Ich weiß es," entgegnete Eduard ruhig, „Jakob Sturm glaubte einen Verräther gefunden zu haben, er vertraute ihm, ohne zu ahnen, daß er hintergangen wurde. Leben Sie wohl, Herr Graf."

„Bleiben Sie noch einen Augenblick," bat der alte Herr, „ich möchte nicht gern von Ihnen scheiden, ohne zu wissen, wem ich so sehr zu Dank verpflichtet bin."

„Mein Name ist Eduard Beier."

„Wo sind Sie geboren?" fragte der Graf rasch.

„In Schlesien."

„Wo da?"

„In einem Dörfchen an der böhmischen Grenze."

„Ihre Eltern leben noch?"

Eduard blickte befremdet den Grafen an, die fieberhafte Erregung desselben, deren Ursache er sich nicht erklären konnte, mußte ihm auffallen.

„Sie leben Beide noch," erwiderte er.

„Hm — sonderbar, — finden Sie nicht auch, daß Sie mir frappant gleichen?"

„Ein Spiel des Zufalls, Herr Graf."

„Mag sein. Ihr Vater ist also ein Landmann?"

„Allerdings."

„Aber Sie haben diesen Stand nicht gewählt?"

„Nein. Ich habe Medizin studirt."

„So so, Doktor?"

„Nein, so weit habe ich's nicht gebracht. Als ich im Begriff stand, mein Examen zu machen, nöthigten die Verhältnisse mich, der Laufbahn zu entsagen."

„Und jetzt?"

Eduard zuckte die Achseln.

„Setzen Sie Ihr Studium fort," sagte der Graf, „ich werde mir es zur Ehre rechnen, wenn Sie aus meiner Hand die Mittel dazu annehmen wollen."

„Sie sind sehr gütig, Herr Graf, aber —"

„Ich interessire mich für Sie, ich hege die Ueberzeugung, Sie werden mit Ihrem Muth und Ihrem ehrenfesten Charakter der Menschheit wichtige Dienste leisten, wenn Ihnen die rechte Stelle angewiesen wird."

„Das hoffe ich auch," sagte Eduard, „einstweilen aber sind meine Dienste dem Vaterlande gewidmet."

Der Graf schüttelte mißbilligend das Haupt. „Preußen hat so viele Streiter, daß es Ihren Arm entbehren kann. Weshalb wollen Sie ein Leben in die Schanze schlagen, das so viele große Thaten verheißt? Folgen Sie meinem Rathe."

„So sehr dieser Rath mich auch ehrt, Herr Graf, ich kann ihn nicht befolgen," unterbrach Eduard ihn höflich aber fest. „Jedem Menschen ist die Bahn vorgezeichnet, die meine ist vorläufig dieselbe, auf der Preußens Banner dem Feinde entgegengetragen wird."

„Wohlan denn," fuhr der Graf fort, indem er einen Ring vom Finger zog, „wenn Sie nicht anders wollen, so kann ich Sie nicht zurückhalten. Ich begreife und ehre Ihren Entschluß, aber ich hoffe, Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen einen Talisman anbiete, der Sie später vielleicht aus großer Gefahr rettet. Sie ziehen in den Kampf, in einen Kampf, der mit Erbitterung geführt werden, der ein Vernichtungskampf sein wird. Nehmen Sie diesen Ring, sollte das Schicksal es fügen, daß Sie Oesterreichs Kriegsgefangener werden, oder sollte Ihnen auf österreichischem Boden je Gefahr drohen, so zeigen Sie den Ring einem unserer Offiziere, oder einem Edelmanne, er wird Ihnen dann ein Talismann sein."

Eduard schob den Ring an den Finger und reichte dem alten Herrn die Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte er bewegt, „dieser Ring soll mich stets daran erinnern, daß ich einen Freund gefunden habe, wo ich einen Feind zu finden glaubte. Sollten je unsere Wege sich noch einmal kreuzen, so rechnen Sie auf meine Freundschaft."

Der Graf schüttelte warm die Hand des jungen Mannes und begleitete ihn bis zur Thüre.

„Sonderbar," sagte er leise, als Eduard sich entfernt hatte, „noch nie habe ich mich so rasch zu einem Menschen hingezogen gefühlt, nie zuvor hat ein Mensch schon bei der ersten Begegnung einen so tiefen, bleibenden Eindruck auf mich gemacht. — Aber es kann nicht sein, und doch wenn es wäre! Bah, Bah, ein Spiel des Zufalls, weiter nichts!"

Er trat nach diesem kurzen Selbstgespräch in das Nebenzimmer, in welchem Eugenie mit der Beantwortung eines Briefes beschäftigt war.

„Triff Deine Vorbereitungen," sagte er, „wir werden morgen mit dem ersten Zuge abreisen."

„Morgen schon?" fragte Eugenie überrascht.

„Mit dem ersten Zuge, liebes Kind."

„Aber Du sagtest heute Morgen, wir würden wahrscheinlich noch einige Tage hier bleiben müssen."

„Es ist wahr, indeß die inzwischen eingetretenen Umstände nöthigen mich, die Abreise zu beschleunigen. Ich kann hier meine Mission nicht erfüllen.“

„Du wolltest ja mit dem Grafen von Bismarck —“

„Eine Unterredung mit ihm wäre mir allerdings lieb und interessant gewesen, aber ich weiß im Voraus, daß sie mir keine Gelegenheit bietet, einen Blick in die Geheimnisse dieses Staatsmannes zu werfen. Zu dem sind wir hier nicht mehr sicher. Apropos, präge den Namen Eduard Beier Deinem Gedächtnisse ein, wir sind ihm großen Dank schuldig.“

Eugenie nickte, sie errieth, daß der Träger dieses Namens ihren Vater vor den drohenden Gefahren gewarnt hatte.

„Wo ist Fräulein Hausmann?“ fragte der Graf nach einer geraumen Pause. „Ich dachte, sie wollte schon heute Abend kommen?“

„Ich erwarte sie bereits seit einer Stunde,“ entgegnete Eugenie.

„Du glaubst, Dich an sie anschließen zu können?“

„Ganz gewiß.“

„Sieh Dich vor, Kind, daß Du Dein Vertrauen nicht einer Unwürdigen schenkest.“

„Ich fürchte das nicht, Vater.“

Der Graf zuckte leicht die Achseln und kehrte, nachdem er Eugenie nochmals gebeten hatte, ihre Vorbereitungen zu treffen, in den Salon zurück.

---

## Achtes Kapitel.

---

# Ein nächtliches Abenteuer.

Louise hatte die Comtesse von K. mit der freudigen Hoffnung verlassen, daß nun ein neues Leben für sie beginnen werde. Die herzliche Theilnahme Eugenie's, ihre zuvorkommende Freundschaft und ihr ganzes herzgewinnendes Wesen hatten in der Seele des Mädchens die Hoffnung geweckt, daß die Freundschaft dieser jungen Dame ihr den Verlust ersetzen werde, den Louise noch immer nicht vergessen konnte. Sie wollte fortan ganz der Freundschaft leben und mit neuem Muthe, neuen Hoffnungen der Zukunft entgegengehen, sie wollte mit der Vergangenheit brechen, an die so manche köstliche, aber auch so manche düstere Erinnerung für sie sich knüpfte.

Brechen mit der Vergangenheit? Wie konnte sie es! Sie liebte ja noch immer den, der treulos sie verlassen hatte, sie konnte sein Bild nicht aus ihrer Seele verdrängen, es war mit ihrer Liebe tief und fest eingewurzelt. Im Wachen und Träumen hörte sie seine Stimme, blickte sie in seine Augen, ruhte sie in seinen Armen — wie hätte sie ihn vergessen können, der noch immer so ganz ihre Seele erfüllte!

Und doch, sie fühlte, daß sie mit den vergangenen Tagen brechen mußte, und sie hoffte, es zu können, wenn sie erst die vor ihr liegende, an Abwechselung so reiche Bahn betreten hatte. Hier in der Residenz erinnerte Alles sie an ihn, daußen auf der Reise und in fremden Städten wurde vielleicht die Erinnerung durch andere Bilder geschwächt.

Mit ihren Gedanken über die nächste Zukunft beschäftigt, kehrte Louise in ihre Wohnung zurück.

Die Wohnung war nur eine kleine Stube, aber sie entbehrte trotz der einfachen, fast ärmlichen Ausstattung der Gemüthlichkeit nicht.

Ein schlichter, bescheidener Sinn mußte sich rasch heimisch fühlen in diesem Raume, in welchem eine musterhafte Ordnung und Sauberkeit herrschte. Die Blumen an den mit blendend weißen Gardinen behangenen Fenstern, der zwitschernde Kanarienvogel in dem glänzenden Messingbauer, der Stickrahmen mit seinem Farbenschimmer, die zierlichen Nippsachen auf der Kommode und die zwar alten aber werthvollen Kupferstiche an den mit einer hellen Tapete bekleideten Wänden — das Alles gab dem Gemach einen freundlichen Anstrich, der einen wohlthuenden Eindruck machen mußte.

Und saß das Mädchen mit seinem feinen, blassen Madonnen-Antlitz bei den Blumen am Stickrahmen, so mußte es den Eintretenden wahrhaft erquickend anheimeln, konnte er doch den Blick mit Wohlgefallen auf Allem und Jedem ruhen lassen, was in diesem Raume ihm begegnete.

Louise hatte kaum die Thüre ihrer Stube hinter sich geschlossen, als dieselbe abermals geöffnet wurde und eine bejahrte Frau eintrat, welche dem Mädchen einen Brief überreichte mit der Bemerkung, daß der Postbote denselben vor einer Stunde gebracht habe.

Erstaunt warf Louise einen Blick auf die Adresse, der Brief kam aus Hamburg, eine Notiz auf der Rückseite belehrte sie, daß derselbe schon in den Händen mehrerer Briefboten gewesen war, die wahrscheinlich die Wohnung der Adressatin nicht gefunden hatten.

Louise schüttelte zweifelnd das Köpfchen, ihr erster Gedanke galt dem Geliebten, aber eine Frauenhand hatte die Adresse geschrieben. Sie erbrach das Siegel und ihr Erstaunen wuchs, als sie die ersten Zeilen las.

„Mein Fräulein! Zürnen Sie mir nicht, wenn ich in Ihrer Seele eine Erinnerung wecke, mit der Sie vielleicht schon gebrochen haben. Das Interesse, welches ich an dem Manne nehme, den Sie einst geliebt haben und vielleicht heute noch mit derselben Innigkeit lieben, der Wunsch, diesen Mann glücklich zu sehen und die Hoffnung, daß es mir gelingen werde, ein unseliges Mißverständniß aufzuklären, bewegen mich dazu. Eduard Beier hat meinem Vater Freiheit und Leben gerettet, diese Erklärung genügt wohl, Sie die Gründe meiner Vermittlung erkennen zu lassen. Er gestand mir, weshalb er so plötzlich Sie verließ, er will Beweise von Ihrer Untreue erhalten haben. Daß er Ihnen die Gelegenheit zur Vertheidigung entzog, daß er mit Ihnen brach, ohne vorher ihre Rechtfertigung zu hören, ist allerdings ungerecht und unverzeihlich, aber gleichzeitig ist dies auch ein Beweis von der Gluth und Innigkeit seiner Liebe. Eine solche Liebe kann nicht parlamentiren, sie kann nur verzeihen oder verurtheilen. Ich aber hege die Ueberzeugung, daß er getäuscht wurde, daß Sie jenes Treubruchs sich nicht schuldig gemacht haben. Ihr Bräutigam reiste von dort hierher, er ließ sich in die österreichische Armee einreihen und focht wacker mit in dem Kriege gegen die Dänen. Schleswig-Holstein schuldet auch ihm seinen Dank. Nun der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich auszubrechen droht, hat Eduard Beier sich entschlossen, zu der Armee überzugehen, in welcher die Söhne seines Vaterlandes die Waffen tragen. Er reiste heute von hier nach Berlin ab, gebe Gott, daß er dort Ihnen begegne und das Mißverständniß aufgeklärt werde. Seien Sie überzeugt, daß ich an Ihnen, wie an seinem Schicksale den innigsten Antheil nehme und einer meiner schönsten Wünsche in Erfüllung geht, wenn ich höre, daß Sie Beide in der Wiedervereinigung das verlorene Glück zurückerhalten haben. Was aber auch die Zukunft Ihnen bringen möge, lassen Sie das Herz, welches hier warm für Sie schlägt, daran Theil nehmen. Mit herzlichstem Gruße und den aufrichtigsten Segenswünschen Ihre Margarethe Loosen."

Louise ließ den Brief sinken, eine Thräne perlte in ihren Augen, sie rollte langsam über die blassen Wangen hinunter.

Das also war es, was ihn bewogen hatte, so plötzlich zu brechen! Das also hatte ihn in einen blutigen Kampf hinausgetrieben, es bewog ihn vielleicht auch heute, die Brust in den Kugelregen zu tragen.

Eines Treubruchs sollte sie sich schuldig gemacht haben? Wie war es möglich, daß er dies geglaubt hatte? Sie war sich keiner Schuld bewußt, nur Verläumdung konnte sie derselben angeklagt haben, die Anklage würde in sich zerfallen sein, wenn Eduard nur der Geliebten vertraut hätte.

Der Freundin, die sie so unerwartet gefunden hatte und die einen so herzlichen Antheil nahm, dankte Louise im Stillen mit inniger Wärme, aber die Hoffnung derselben konnte sie nicht theilen.

Eine Begegnung mit Eduard mußte jetzt dem Zufall anheimgestellt werden, und wenn sie erfolgte, so lag die Aufklärung jenes Mißverständnisses doch noch in weiter Ferne, denn wodurch wollte sie ihn überzeugen, daß sie sich eines Treubruchs nicht schuldig gemacht hatte, jetzt, nachdem Jahre seitdem verstrichen waren.

Und doch fühlte Louise durch den Inhalt des Briefes sich getröstet und ermuthigt; wenn sie auch die Hoffnung zurückwies, sie kehrte immer wieder zurück und diese Hoffnung war zu schön, als daß sie nicht endlich in das Herz des Mädchens Eingang finden sollte.

Der Rest des Tages verstrich rasch. Louise hatte der Comtesse versprochen, am Abend ihr Gepäck zu schicken und dann auch ihre neue Stellung anzutreten.

Da war noch so Manches zu besorgen, daß die Stunden wie im Fluge verstrichen.

Ihre Nachbarin, die alte Frau, übernahm die Sorge für die Verpflegung der Blumen und des Kanarienvogels.

So wurde es Abend, ehe Louise ihren Koffer in den Gasthof schicken konnte, und abermals eine Stunde verstrich, bevor das Mädchen von den Bekannten Abschied genommen hatte.

Der Abend war schon weit vorgeschritten, die Nacht brach bereits an, als Louise endlich den Weg zum Gasthofe unter den Linden antrat.

In Nachdenken über den erhaltenen Brief versunken, bemerkte sie nicht, daß ein Mann ihr unausgesetzt folgte.

Erst als dieser Mann ihr nahe gekommen war und sie anredete, wandte sie sich, aus ihrem Sinnen emporfahrend, erschreckt um.

Sie befand sich in einer dunklen, stillen Gasse, und die Worte, die der Verfolger ihr sagte, waren nur zu sehr geeignet, sie über die Einsamkeit zu beunruhigen.

Louise beschleunigte ihre Schritte, aber ihr Verfolger wich ihr nicht von der Seite. Er sagte ihr Worte, die ihr das Blut in die Wangen trieben, und vergebens sah sie sich nach einem Beschützer um. Sie schwieg, in einen Wortwechsel mochte sie sich mit dem Wüstling nicht einlassen und gerade ihr Schweigen schien den letzteren zu ermuthigen. Er bot ihr seinen Arm an, sie stieß ihn zurück, spottend legte er seinen Arm um ihre Taille.

In demselben Augenblick sah Louise sich plötzlich drei Herren gegenüber, die aus einer Seitenstraße in die Gasse einbogen.

„Schützen Sie mich vor diesem Zudringlichen!" bat sie, und schon im nächsten Augenblick bereute sie, die Bitte ausgesprochen zu haben.

Sie hatte in einem der drei Herren ihren Geliebten erkannt, sie hatte mit dem ersten Blick in seinen Zügen gelesen, daß auch er sie erkannte, daß aber auch jede Hoffnung auf eine Aussöhnung mit ihm für immer verloren war.

Eduard verlor bei dieser unerwarteten Begegnung seine Fassung nicht.

„Ihr werdet allein mit diesem Menschen fertig werden," sagte er zu seinen Freunden, „schützt die Dame, ich erwarte Euch im Frankfurter Hof."

Er schritt nach diesen Worten rasch von dannen, ohne seine einstige Braut eines Blickes zu würdigen, während seine Freunde sich dem Wüstling näherten, der mit herausforderndem Trotz sie erwartete.

Eduard stand im Begriff, in die Straße, an welcher der Frankfurter Hof lag, einzubiegen, als er im Vorbeischreiten einen Blick in das hell erleuchtete Zimmer einer Restauration warf. Die Entdeckung, die er machte, bewog ihn einzutreten. Er sah Jakob Sturm, den österreichischen Spion im Kreise mehrerer Individuen sitzen, deren äußere Erscheinung ihm Mißtrauen einflößte; theils die Besorgniß, daß der Spion hier seine Netze auszuwerfen gedenke, theils der Wunsch, den Mann unschädlich zu machen, veranlaßten ihn, die sehr lebhaft geführte Unterhaltung zu belauschen.

Er setzte sich an denselben Tisch, an welchem der Spion saß, und sah jetzt abermals, wie am Morgen dieses Tages, den stieren Blick dieses Mannes mit dem Ausdruck der Ueberraschung auf sich gerichtet.

„Da habt Ihr Recht," sagte einer der Zecher, „auf Rosen sind wir hier nicht gebettet, aber es ist doch immer besser, wie in Oesterreich. In Oesterreich kann nicht der Zehnte lesen noch schreiben und die Finanzwirthschaft in dem Kaiserstaate ist unter aller Kritik."

„So sprecht Ihr, weil man es Euch so vorgeplaudert hat," eiferte Sturm, „ich kenne Oesterreich so genau wie meine Tasche, habe lange genug in dem Lande gereist. Von dem Reichthum in Wien macht Ihr Euch keinen Begriff —"

„Oho!" schaltete ein zweiter Spießbürger, nach seinem Aeußeren zu urtheilen, ein Schneider ein. „Wenn's dort mit dem Reichthum so großartig aussähe, würden die gesellschaftlichen Zustände wohl nicht so zerrüttet sein."

„Was versteht Ihr davon!" erwiderte Sturm achselzuckend.

„Was ich davon verstehe?" fuhr der Schneider gereizt auf. „Täglich lies't man's ja in der Zeitung, nichts wie Bankerott, Betrug und Selbstmord. Die Oesterreicher möchten gerne das Silber aus unserem Lande holen, aber sie werden die Finger sich garstig verbrennen."

„Oder auch nicht!" sagte Sturm. „Umgekehrt wird ein Schuh daraus! Ihr werdet noch einmal froh sein, wenn Ihr einem Oesterreicher die Hand küssen dürft, Ihr Berliner Windbeutel!"

„Haut ihm!" donnerte ein corpulenter Schlächtermeister. „An die Luft mit dem Großmaul."

Eduard hatte sich erhoben.

„Ueberlassen Sie es mir, meine Herren, diesen Schuft zu züchtigen, wie er's verdient," sagte er. „Ich habe heute Morgen schon diesen Mann darüber betroffen, daß er einen preußischen Unterthan zum Hochverrath verleiten wollte, jetzt versucht er, das Volk gegen seinen König und seine Regierung aufzuhetzen. Der Schuft ist nicht werth, daß man ihn der Polizeibehörde überliefert —"

„Haut ihm!" unterbrach der Schneider den jungen Mann und ehe Eduard es verhindern konnte, hatten schon ein Dutzend Fäuste den Spion gefaßt.

In der nächsten Minute lag Jakob Sturm mit der Anwartschaft auf ein mehrtägiges Kopfweh auf dem Trottoir vor der Restauration.

Eduard hatte diesem Act der Lynchjustiz vorbeugen wollen, er kam zu spät.

„Das habt Ihr davon," sagte er, während der Spion sich emporrichtete, und seine mehrfach beschädigte Kleidung einer Besichtigung unterwarf, „hier in Berlin versteht man keinen Scherz, wenn es sich um das Staatswohl handelt. Euer guter Freund, der Herr Graf, ist bereits gewarnt, er wird morgen früh die Residenz verlassen, um den unangenehmen Fragen der Behörden auszuweichen, ich rathe Euch, dasselbe zu thun, wenn Ihr nicht hinter Schloß und Riegel über Eure Sünden nachdenken wollt."

„Euch also verdanke ich diesen Schimpf?" fragte Sturm und der Ton seiner Stimme verrieth die Tiefe seines Hasses, der ihn beseelte. „Hütet Euch, wenn wir an einem andern Orte einmal zusammentreffen, werde ich's Euch mit Zinsen heimzahlen."

„Ich bezweifle Euren guten Willen nicht," entgegnete Eduard ruhig, „vorläufig aber befinden wir uns noch auf preußischem Boden."

„Was geht hier vor?" fragte in diesem Augenblick ein Offizier, der sich, durch den Wortwechsel aufmerksam gemacht, den Beiden genähert hatte.

Die imponirende Haltung, der graue Schnurrbart und der gebieterische Ton des Fragenden ließen Eduard erkennen, daß er einem höhern Offizier gegenüberstand, die breiten rothen Streifen an den Beinkleidern verriethen ihm, daß derselbe den Rang eines Generals bekleidete.

„Ein österreichischer Spion, Excellenz," erwiderte er ruhig. „Der Schuft hat ein so großes Maul geführt und dafür von den

guten Berlinern einen Denkzettel erhalten, den er sobald nicht vergessen wird."

„Haben Sie die Beweise, daß er ein Spion ist?" fragte der General rasch.

„Zu Befehl, Excellenz."

„So bringen Sie ihn zur Wache, ich denke, einige Schutzleute werden in der Nähe sein."

„Die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor!" spottete Sturm.

Im nächsten Augenblick war er den Blicken der Beiden entschwunden, er hatte Reißaus genommen.

„Lassen Sie ihn laufen, Excellenz," sagte Eduard ruhig, „er ist unschädlich."

„Wer bürgt dafür?" erwiderte der General scharf.

„Ich habe dafür gesorgt, daß seine sauberen Pläne zu Wasser wurden."

„Sie haben ihn schon länger beobachtet?"

„Seit heute Morgen."

„Weshalb meldeten Sie ihn nicht der Behörde?"

„Weil ich die Gewißheit hegte, daß die Verhaftung größeres Aufsehen machen werde als die Sache werth war. Er wird morgen unverrichteter Sache Berlin verlassen, ich habe ihn durch Drohungen dazu gezwungen."

Der General schritt langsam weiter, ein Wink forderte Eduard auf, ihn zu begleiten.

„Wer sind Sie?" fragte der General nach einer kurzen Pause.

„Ich desertirte vorgestern, um meine Dienste dem Vaterlande zu widmen."

Der General blieb stehen, sein Blick ruhte forschend auf den Zügen des jungen Mannes, auf welche das volle Licht einer Gaslaterne fiel.

„Ist das die Wahrheit?" fragte er.

„Eure Excellenz werden in meinem Gesichte lesen, daß ich ein ehrlicher Mann bin."

„Auch unter den Ehrlichen gibt es Spitzbuben."

„Excellenz!"

„Na, ereifern Sie sich nicht, mit dem Mißtrauen kommt man unter den obwaltenden Verhältnissen weiter als wenn man Jedem Glauben schenkt. Bei welchem Regiment dienten Sie?"

„Bei den Lichtenstein-Husaren."

„Sie wollen in die preußische Armee eintreten?"

„Nein."

„Nicht? Weshalb sind Sie denn desertirt?"

„Ich will der Armee als Kundschafter dienen.“

„Ein schwieriges und gefährliches Amt.“

„Excellenz, ich glaube das Talent und die Kenntnisse dazu zu besitzen, die Gefahr fürchte ich nicht.“

Der General war vor einem großen, elegant gebauten Hause stehen geblieben.

„Ich wohne hier,“ sagte er, „wenn Sie eine Viertelstunde erübrigen können, möchte ich gerne noch einige Worte mit Ihnen reden.“

Eduard folgte dem Offizier in ein ziemlich geräumiges, elegant eingerichtetes Gemach, der General lud ihn ein, Platz zu nehmen.

„Haben Sie schon mit einigen Offizieren über Ihr Vorhaben Rücksprache genommen?“ fragte er.

„Nein.“

„Sie glauben also der schweren Aufgabe gewachsen zu sein?“

„Ganz gewiß.“

„Täuschen Sie sich nicht. Die Spione der gewöhnlichen Sorte können der Armee wenig nutzen, wir müssen Kundschafter haben, die sich im Salon ebensowohl bewegen können, als in der Hütte.“

„Ich habe die Universität besucht, Excellenz.“

„Ah, das ist schon etwas. Aber die Sprachkenntnisse —“

„Hoffe ich zu besitzen. Französisch und italienisch lernte ich schon in der Jugend, während der Dienstzeit in der österreichischen Armee hatte ich Gelegenheit, auch das böhmische und das ungarische Idiom zu lernen.“

Der General reichte freudig überrascht dem jungen Manne die Hand.

„Dann sind Sie unser Mann,“ sagte er, „die Armee verliert zwar einen tüchtigen Husaren, aber sie gewinnt dadurch einen Kundschafter, der unter Umständen ihr ein ganzes Regiment ersetzen kann. Wenn Sie wünschen, werde ich Sie den Generälen vorstellen, die augenblicklich noch hier weilen, auch dem Ministerpräsidenten —“

„Das würde mich nur unnöthig aufhalten, Excellenz. Zudem möchte ich nicht gerne gebunden sein; wenn ich ersprießlich wirken soll, muß ich auf eigene Faust handeln können.“

„Wann wollen Sie abreisen?“

„Morgen früh.“

„Wohin?“

„Zunächst nach Böhmen.“

„Können Sie zeichnen?“

„Nein.“

„Schade, es fehlt noch an einigen Specialkarten. Aber besitzen Sie auch die Mittel —“

„Ich bedarf deren nicht.“

„Sagen Sie das nicht so bestimmt, ich werde jedenfalls das Ministerium auf Sie aufmerksam machen, sollten Sie in Verlegenheit kommen, so wenden Sie sich an den Grafen Bismarck oder an den Kriegsminister.“

Der General hatte sich bei den letzten Worten an den Schreibtisch gesetzt, er schrieb rasch einige Worte auf eine kleine Karte, die nicht größer als eine gewöhnliche Visitenkarte war, und überreichte sie dem jungen Manne.

„Diese Karte wird Ihnen als Legitimation dienen, wenn Sie aus Feindes Land in unser Lager wollen,“ sagte er, „hüten Sie sich aber, daß der Feind sie nicht bei Ihnen findet, Sie würden erschossen werden. Und nun gehen Sie mit Gott,“ fuhr er, sich erhebend, fort, „ich hoffe, wir werden nach beendetem Kriege einander bei der Siegesfeier wiedersehen.“

Eduard legte die Karte in sein Portefeuille.

„Noch Eins, Excellenz,“ erwiderte er. „Sie sagten vorhin, die Armee verliere einen guten Husaren an mir, ich will ihr Ersatz bieten dafür. Ein Freund wünscht als Freiwilliger unter den schwarzen Husaren den Feldzug mitzumachen, dürfte ich Euer Excellenz bitten, den Wunsch des jungen Mannes zu erfüllen?“

„Gewiß, aber es fragt sich ob er —“

„Er ist ein geübter Reiter und in der Fechtkunst nicht unerfahren.“

„Berliner?“

„Hamburger.“

„Hm, ich will sehen, was sich thun läßt.“

„So darf ich ihm sagen, daß Ew. Excellenz ihm erlauben, sich vorzustellen?“

„Ja, ja, er mag morgen Vormittag zwischen zehn und elf Uhr kommen.“

Eduard verabschiedete sich und eilte in den Frankfurter Hof, wo seine Freunde ihn schon längst ungeduldig erwarteten. Er berichtete ihnen seine Erlebnisse und Herzberg dankte ihm warm dafür, daß er sich seiner erinnert hatte.

„Wissen Sie auch, wer der Mensch war, vor dessen Zudringlichkeiten wir die junge Dame schützten?“ fragte Konrad, nachdem Eduard seinen Bericht erstattet hatte. „Es war Hersch!“

„Der Agent Otto Hersch?“ erwiderte Eduard bestürzt. „Das muß ein Irrthum sein.“

„Es ist die Wahrheit,“ unterbrach Herzberg ihn. „Dieser Mensch hat denselben Zug benutzt, mit welchem ich hierher fuhr, er war der Denunciant, dem wir den Besuch des Polizeibeamten zu verdanken haben.“

„Nun?“ fragte Eduard gespannt.

„Er wollte uns beweisen, daß er berechtigt gewesen sei, die Dame anzureden, daß es uns nichts angehe, wenn er einer Dame den Arm anbiete, wir aber ließen den Beweis nicht gelten. Einige derbe Maulschellen bewiesen ihm, daß wir die Sache in einem anderen Lichte betrachteten, er acceptirte sie und verzichtete auf den Versuch, uns zu seiner Ansicht zu bekehren."

Eduard schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Er hat uns Rache gelobt," fuhr Herzberg fort, „aber wir kümmerten uns nicht weiter um ihn. Ich bot der Dame meinen Arm und begleitete sie bis zum Hotel."

„Zum Hotel?" fragte Eduard.

„Sie kennen diese Dame, ich habe den Grund, der Sie bewog, ihr auszuweichen, errathen. Sie fragte mich, ob ich mit Ihnen befreundet sei und als ich dies bejahte, bat sie mich, Ihnen zu sagen, daß man kein Urtheil fällen dürfe, bevor man die Vertheidigung Desjenigen, den man verurtheilen wolle, angehört habe. Ich wollte nicht indiscret sein; wenn die Dame nicht aus eigenem Antriebe mir Eröffnungen machte, so hatte ich kein Recht, dieselben zu fordern. Ich mußte ihr erzählen, was ich über Ihre Vergangenheit wußte, sie fragte viel, worauf ich ihr nicht antworten konnte. Sie sagte mir, daß sie eine Stelle als Gesellschafterin bei der Comtesse v. K., einer Tochter eines österreichischen Grafen, den Sie kurz vorher gewarnt hatten, angenommen habe, daß sie durch den Verlust ihres Vermögens und den Tod ihrer Mutter dazu gezwungen sei."

„So rächt sich Alles," flüsterte Eduard, schmerzlich bewegt. „Sie hätte sich selbst und mich glücklich machen können, und nun? Zwei elende Geschöpfe mehr unter Gottes Sonne — bah, es gibt auf Gottes Erde der Elenden ja so viele, wie Sand am Meere!"

„Sie thun ihr Unrecht," erwiderte Herzberg vorwurfsvoll. „Dieses Mädchen kann nicht betrügen —"

„Hat auch Sie schon dieses sanfte Engelsantlitz bethört? Freund, ich wünsche nicht, daß die Stunde schlagen möge, in der auch Ihr Vertrauen auf die Liebe und Treue des Weibes erschüttert wird."

Herzberg zuckte die Achseln.

„Den Grund, der Sie bewog, mit dieser Dame zu brechen, kenne ich nicht," sagte er ruhig, „aber aus den Aeußerungen derselben muß ich entnehmen, daß Sie ihr gegenüber sich einer Ungerechtigkeit schuldig gemacht haben —"

„Lassen wir dieses Thema fallen," unterbrach Eduard ihn verstimmt, während er fieberhaft aufgeregt auf- und abwanderte. „Ich wollte, ich wäre ihr nicht wieder begegnet. Der Blick dieser Augen hat seinen Zauber noch nicht verloren, mit dem er damals mich trotz allen bittern Erfahrungen zu fesseln wußte, ich fühle, daß ich nachgeben würde, wenn —— aber es ist besser so. Alles kann die Liebe

verzeihen, nur nicht den Frevel an ihrem Heiligthum. Ich will zu vergessen suchen — aber habe ich dies nicht auch damals gesagt? Und habe ich es vermocht? Daß doch ihr Bild mich immer verfolgen muß, daß es gerade in solchen Augenblicken vor mir auftauchen muß, wenn ich mich sicher vor ihm wähne!"

„Gehen Sie zu ihr, reden Sie offen und ohne Rückhalt mit ihr," bat Herzberg, „ich hege die Ueberzeugung, daß Sie das Mißverständniß —"

„Mißverständniß?" fiel Eduard ihm bitter in's Wort. „Was ich mit meinen eigenen Augen sehe, kann das auf einem Mißverständniß beruhen?"

„Unter Umständen gewiß!"

„Bemühen Sie sich nicht," fuhr Eduard mit schneidender Kälte fort, „ich bin meiner Sache gewiß. Aber es ist spät, wir wollen zur Ruhe gehen, morgen früh reisen wir mit dem ersten Zuge ab. Vergessen Sie nicht, sich dem General vorzustellen, er wird dafür sorgen, daß Ihr Wunsch Erfüllung findet."

## Neuntes Kapitel.

# Zwei Schurken.

Jakob Sturm war der Verhaftung glücklich entronnen. Nicht ahnend, daß der, welcher ihn verfolgt hatte, in demselben Gasthofe logirte, kehrte er in den Frankfurter Hof zurück, um nach den Strapazen dieses Tages dem erschöpften Körper die nöthige Ruhe zu gönnen.

Aber es währte lange, bis der Schlaf die ermüdeten Augenlider schloß, die Pläne, welche die Seele des Spions beschäftigten, hielten den Schlummer fern. Es waren finstere Rachepläne, welche Jakob Sturm entwarf, der glühende Haß, der ihn beseelte, verlangte Befriedigung.

Am nächsten Morgen gleich nach dem Frühstücke verließ der Spion den Gasthof, um den Grafen zu warnen und ihm zu erklären, daß er vorläufig auf den gewünschten Erfolg seiner Bemühungen verzichten müsse, daß es überhaupt rathsam sei, wenn er unverzüglich abreise. Als er hörte, daß der Graf bereits abgereist war, errieth er sofort, daß derselbe ebenfalls eine Warnung erhalten hatte. Wer aber konnte jenem jungen Manne, der so zuversichtlich von

Beweisen sprach, dies Alles verrathen haben? Jakob Sturm wußte auf diese Frage keine Antwort zu finden, er erinnerte sich nicht, einem Andern als dem Bartscheerer sein Geheimniß anvertraut zu haben, und es lag doch im eigenen Interesse dieses Mannes, das Geheimniß zu bewahren. Aber es war ja möglich, daß der Barbier ihn selbst betrogen und darauf verrathen hatte, sein Wortbruch konnte gewissermaßen als Beweis für die Richtigkeit dieser Vermuthung gelten.

Jakob Sturm wollte sich darüber Gewißheit verschaffen. Vielleicht war jener Mann, der ihn verfolgt hatte, ein genauer Bekannter des Bartscheerers und es gelang ihm, durch den Letzteren den Namen und Stand desselben zu erforschen.

Er schlug unverzüglich den Weg zu der Wohnung Scheidemann's ein.

Der Bartscheerer war mit der Reinigung einer Feldflasche beschäftigt, während seine junge Frau eifrig an einem Beutel von grauer Leinwand nähte, als der Spion eintrat.

„Bei meiner armen Seele, es ist gut, daß Sie kommen, ich hatte gerade in diesem Augenblicke an Ihnen gedacht," rief Scheidemann, über dessen blasse Züge ein boshaftes Lächeln glitt. „Haben mir gestern Abend wohl vergeblich erwartet?"

„Ich errathe, weshalb Sie nicht gekommen sind," erwiderte Sturm im Tone der Gereiztheit. „Sie haben mich hinter das Licht geführt."

„Hol mir der Kuckuck, wenn Sie das gemerkt haben, sind Sie nicht so dumm, wie Sie aussehen," fuhr der Bartscheerer fort, ohne dem Gast einen Stuhl anzubieten. „Wissen Sie, rothe Haare und Erlenholz wachsen auf einen faulen Boden; sehen Sie mal in den Spiegel; ich glaube, Ihre Haare sind röther, als die Polizei es erlaubt."

„Peter!" schaltete die junge Frau begütigend ein.

„Ach was, mit solchen Leuten muß man kurzen Prozeß machen!" fügte Scheidemann mit wachsender Erbitterung hinzu. „Er hat mir zum Verrath verleiten wollen, mir, einen preußischen Landwehrmann, der Morgen früh neun Uhr sich zum Eintritt in die active Armee stellen muß! Hol mir der Kuckuck, wenn ich ihm bei der Nase herumgeführt habe, so geschieht es ihm recht und mir freut es ganz besonders, daß er sich in seinen Hoffnungen auf die Käuflichkeit eines preußischen Unterthanen getäuscht hat!"

Jakob Sturm mußte mühsam den auflodernden Zorn zurückhalten, er fühlte sich versucht, mit einem Faustschlage den Mann, der ihn betrogen und verrathen hatte und nun auch noch mit schneidendem Hohne seine Vorwürfe zurückwies, niederzustrecken.

Aber er mußte sich sagen, daß eine solche Rache ihm mehr schade, als nutze, daß die augenblicklich obwaltenden Verhältnisse ihm dringend geboten, Alles zu vermeiden, was ihn mit der Polizei in nähere Berührung bringen konnte.

„Ihr habt mich nicht nur hinter's Licht geführt, Ihr habt mich auch verrathen," sagte er grollend. „Das Erste stand Euch frei, durch das Zweite aber habt Ihr bewiesen, daß jeder Begriff von Ehre Euch fremd ist."

„Donnerwetter!" fuhr der Bartscheerer auf. „Mir, einem königlich preußischen Unteroffizier, wagen Sie zu beleidigen?" Wer sind Sie denn eigentlich, Männeken? Glauben Sie mir ungestraft beleidigen zu können? Sie werfen mir vor, ich habe Ihnen verrathen, wenn ich das gethan hätte, säßen Sie längst in Nummer Sicher. Aber einem Manne, der Ihnen an den Federn erkannt hatte und mir die Genossenschaft mit Ihnen beschuldigen wollte, habe ich gesagt, daß Sie den Operationsplan der preußischen Armee zu erhalten wünschten."

„Wer ist dieser Mann?" fragte Sturm, dessen Blick lauernd auf dem mit Sommersprossen besäeten Antlitz des Barbiers ruhte.

Scheidemann zuckte die Achseln. „Ich kenne ihn nicht, habe ihn gestern zum ersten Male gesehen, wenn Sie wissen wollen wie er heißt, müssen Sie ihn selbst fragen."

„Sie sollten das nicht selbst wissen?"

„Hol mir der Kuckuck, nein! Und jetzt bitte ich Ihnen, mir in Ruhe zu lassen, ich habe soeben meine Einberufungsordre erhalten und will die wenigen Stunden bis zum Abmarsch mit meiner Frau ungestört allein sein."

Jakob Sturm näherte sich langsam der Thüre, es ärgerte ihn gewaltig, daß ein Barbier ihn überlistet hatte.

„Wir treffen einander wohl noch einmal," sagte er langsam und jedes Wort scharf betonend, „dann werde ich Ihnen mit Zinsen heimzahlen, was Sie mir hier geboten haben. Hüten Sie sich vor mir, Sie großmäuliger Windbeutel!"

Es war gut, daß der Spion bei den letzten Worten die Thüre schon geöffnet und sich hinter dieselbe zurückgezogen hatte, denn kaum war sie hinter ihm in's Schloß gefallen, als die Feldflasche, von der geübten Hand des Bartscheerers geschleudert, am Thürpfosten klirrend zerbrach, und zwar genau an der Stelle, an der das rothe Haupt mit seiner Gaunerphysiognomie kurz zuvor sichtbar gewesen war.

Jakob Sturm vernahm das Klirren der Glasscherben, ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen, während in seiner Seele der Haß jäh aufloderte.

Als er bald darauf den Frankfurter Hof erreichte, bemerkte er auf dem Hausflur den Agenten Otto Hersch, der, wie Konrad seinem

Freunde mitgetheilt hatte, mit dem Spion schon in Hamburg sehr befreundet gewesen war.

Die beiden Ehrenmänner schüttelten einander warm die Hände und äußerten Beide ihre Ueberraschung über diese unerwartete, aber ihnen sehr angenehme Begegnung.

Jakob Sturm lud den Freund ein, ihn in sein Zimmer zu begleiten und dort eine Flasche mit ihm zu leeren, und Hersch leistete dieser Einladung Folge.

Nachdem die ersten Gläser geleert waren, berichteten die Beiden einander den Zweck ihrer Anwesenheit in der preußischen Residenz. Sie konnten dies um so offener thun, weil jeder von der preußenfeindlichen Gesinnung des Andern überzeugt war.

Da nun Sturm den Lehrling seines Freundes in Begleitung des Mannes, der ihn verfolgte, gesehen hatte, so fanden die Beiden bald heraus, daß ihr Haß sich auf eine und dieselbe Person erstreckte.

Hersch hatte in dem Augenblicke, in welchem Sturm ihm begegnete, sich erkundigt, ob die drei jungen Leute noch im Frankfurter Hofe logirten und die Antwort erhalten, daß zwei bereits abgereist seien und der Dritte den Hausknecht beauftragt habe, seine Reisetasche in eine Speisewirthschaft zu bringen, da er im Begriffe stehe, in die preußische Armee einzutreten, und aus diesem Grunde mit seiner geringen Baarschaft haushalten müsse.

„Sie haben nicht erfahren, wohin die Beiden gereist sind?“ fragte Sturm, als sein Freund schwieg.

„Das Gepäck wurde zum Breslauer Bahnhof gebracht, ich vermuthe, daß sie direct nach Schlesien gefahren sind.“

Jakob Sturm blickte lange nachdenklich vor sich hin.

„Hier ist nichts zu machen,“ sagte er nach einer Pause, „das Wenige, was man hier erfahren könnte, lohnt der Mühe nicht. Ich werde ebenfalls nach Schlesien reisen und dort auf meinen eigenen Vortheil bedacht sein. Gehen Sie mit, die Geschäfte liegen ohnehin nieder.“

„Was haben wir in Schlesien?“ erwiderte Hersch achselzuckend. „Das Leben ist dort theuer, die ungeheuren Truppenmassen verschlingen Alles.“

„Bah, es fällt mir nicht ein, dort auf eigene Kosten zu leben. Der Krieg kann an jedem Tage erklärt werden, ist er ausgebrochen, so existiren die Gesetze nur noch dem Namen nach, wir halten unsere Ernte.“

Hersch blickte fragend den Spion an. „Erklären Sie sich deutlicher,“ sagte er, „ich verstehe nicht —“

„Ich denke, einer näheren Erklärung bedarf es kaum,“ unterbrach Sturm ihn. „Wenn der Krieg ausbricht, wird's ein Vernichtungskrieg sein, wohlan, mag er nun in Schlesien oder Böhmen

geführt werden, wir finden jedenfalls Gelegenheit, unser Schäfchen zu scheeren. Je nachdem die Umstände es gebieten, legen wir preußische oder österreichische Uniformen an, die wir schon nach dem ersten Gefecht erhalten werden, in den Dörfern und namentlich in einzeln liegenden Häusern halten wir Razzia; Geld und Geldeswerth ist überall zu finden, wären's auch nur die Ringe und Uhren der Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Was haben wir zu Hause? Nichts, nicht einmal das trockene Brod, aus diesem Kriege werden wir mit guter Beute heimkehren."

Hersch nickte gedankenvoll. „Aber die Gefahr —"

„Bah, wenn man außer Schußweite bleibt, hat man keine Gefahr zu fürchten. Daneben können wir unsern guten Freunden nachforschen, und ich zweifle nicht, daß wir die Gelegenheit, Vergeltung an ihnen zu üben, finden werden."

„Sie sind also entschlossen, nach Schlesien zu reisen?" fragte Hersch.

„Fest entschlossen."

„Gut, sagen Sie mir, wo ich Sie treffen werde, ich muß zuvor nach Hamburg zurück."

„Was wollen Sie dort?"

„Meine Geschäfte ordnen."

„Sie ordnen sich von selbst. Bedenken Sie, daß täglich der Krieg ausbrechen kann!"

„Ich werde binnen vier Tagen mit Ihnen zusammentreffen."

„Schön, wenn Sie nicht anders wollen, so versäumen Sie die kostbare Zeit. Sie werden mich in Breslau im weißen Hirsch finden. Sollte ich genöthigt sein, früher von Breslau abzureisen, so werde ich jedenfalls meine Adresse zurücklassen."

Hersch erhob sich und reichte seinem Freunde die Hand. Es waren in der That zwei Biedermänner, der Schielende und der Rothkopf, die in diesem Augenblicke einen Bund schlossen, der an die Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnerte.

„Ich werde mich einfinden," sagte Hersch, „sobald ich in Hamburg das Nöthige geordnet habe, komme ich."

Er schüttelte recht herzlich die Hand seines Genossen und verließ darauf nach kurzem Abschiede das Zimmer. Auf dem Korridor sah er sich plötzlich seinem Nebenbuhler gegenüber, die Erinnerung an die Erlebnisse des vergangenen Abends und den ihm widerfahrenen Schimpf tauchten in seiner Seele auf.

„Ah, Sie sind wohl Derjenige, der zurückgeblieben ist, um in die preußische Armee einzutreten?" fragte er mit beißendem Hohn. „Wünsche Ihnen Glück zu der neuen Laufbahn —"

„Danke bestens!" fiel Herzberg ihm trocken in's Wort, „sollte in bekannten Kreisen in Hamburg die Rede auf mich kommen, so

ermächtige ich Sie zu der Erklärung, daß ich unter den schwarzen Husaren diene."

Einen Blick des glühendsten Hasses sandte Hersch dem jungen Manne nach, der mit stolz erhobenem Haupte rasch von dannen schritt, dann verließ er, mit einem Lächeln der Verachtung auf den Lippen, den Gasthof, um den nächsten Zug nach Hamburg zu benutzen.

---

## Zehntes Kapitel.

## Schlesische Patrioten.

„Nichts, wie Himmel und Soldaten!" konnte der Reisende ausrufen, den sein Weg durch Schlesien führte.

Ueberall sah man die preußischen Pickelhauben und die Landwehrmützen, in allen Festungen, Städten und Dörfern wimmelte es von Soldaten, allenthalben begegnete man den bunten Uniformen in ihren malerischen Gruppirungen. Hier die Artillerie mit ihren Kanonen und Munitionswagen, ihren kräftigen Pferden und den breitschulterigen Leuten, dort die Infanterie mit ihren Zündnadelgewehren, über die man bisher gespottet hatte, die aber gar bald die Feinde niedermähen sollten, wie die reifen Aehren unter der Sense des Schnitters fallen. Hier die Kavallerie mit ihren blitzenden Säbeln und den gezogenen Karabinern, mit ihren schlanken, muthigen Rossen und den schmucken Uniformen, dort die Pionniere mit ihren Pontons und dem endlosen Train. Es war ein buntes, bewegtes Leben in den Städten wie auf dem Lande, ein Leben, wie es nicht bunter und lustiger in dem Lager Wallenstein's gewesen sein konnte.

Auch diese Medaille hatte zwei Seiten, eine heitere und eine tiefernste; während man bei den jungen Linientruppen fast nur Heiterkeit, oft eine gar zu tolle, ausgelassene Heiterkeit bemerkte, fand man bei der Landwehr durchgängig einen schweigsamen Ernst.

Aber sie Alle wußten, daß es sich um die Vertheidigung des Vaterlandes handelte, und sie Alle waren auch muthbeseelt. Nur ein Verlangen kannten sie Alle, das, gegen den Feind geführt zu werden, das Zaudern und Schwanken der Diplomatie behagte ihnen nicht.

Noch täglich trafen neue Truppen ein, die Festungen, welche der Grenze zunächst lagen, wurden in Belagerungszustand versetzt, man bereitete sich auf einen Vernichtungskampf vor.

Dennoch waren die Dörfer an der äußersten Grenze von Truppen entblößt, nur einzelne Wachen und Posten hatte man vorgeschoben.

Auch das Dorf, in welchem Eduard's Eltern wohnten, hatte noch keine Einquartierung erhalten, trotzdem es nahe an der Grenze lag. Es war allerdings nur ein kleines und sehr unbedeutendes Dorf, aber einer Posten-Abtheilung würde es im Kampfe gute Deckung gewährt haben.

Eduard's Vater war einer der eifrigsten Patrioten, wußte er er auch nicht, aus welchen Gründen der Krieg zwischen den beiden deutschen Stämmen auszubrechen drohte, mißbilligte er auch in der Hauptsache diesen deutschen Bruderkrig, so bekannte er sich doch öffentlich und mit aller Entschiedenheit zu der Ansicht, daß nur Oesterreich an diesem Kriege die Schuld tragen könne, dessen Beweggrund wohl einzig und allein die Wiedereroberung Schlesiens sei. Und dagegen, fügte er hinzu, müsse man bis zum letzten Athemzuge sich wehren, Schlesien dürfe nun und nimmermehr an Oesterreich zurückfallen.

Es gab Leute genug in diesem Dorfe, welche die Ansicht des alten Mannes nicht nur verwarfen, sondern sie auch offen und ohne Scheu bekämpften, Leute, die nichts zu verlieren hatten, weil sie zu träge gewesen waren, unter der preußischen Herrschaft etwas zu erwerben. Diese Leute glaubten, durch die Wiedervereinigung mit dem österreichischen Kaiserstaate werde das goldene Zeitalter zurückkehren, und da sie die überwiegende Mehrzahl bildeten, so hatte der alte Beier gar oft ihnen gegenüber einen schweren Standpunt zu behaupten.

Diese Wortgefechte, welche die gegenseitige Erbitterung und Gereiztheit nur mehr und mehr steigerten, wurden stets in der Dorfschenke geführt, und so oft auch Beier sich vorgenommen hatte, die Schenke nicht mehr zu besuchen, zumal auch der Wirth gut österreichisch gesinnt war, konnte er sich doch nicht überwinden, der liebgewordenen Gewohnheit zu entsagen.

So saß er auch am Abend des 10. Juni mitten unter den Streitenden, und wer dem trotz seiner Jahre noch rüstigen Manne mit dem ergrauten Haar und dem biedern Antlitz zuhörte, der mußte vor diesem schlichten, kernfesten Landmanne und seinen gesunden Anschauungen Achtung hegen.

„Ihr Alle, die Ihr mit dem Hause Oesterreich haltet, habt in der Schule nichts gelernt, was der Mühe werth wäre," sagte er als einer der Gäste die Herrschaft Oesterreichs über die Gebühr ge-

lobt hatte, seht Euch in Böhmen um, wie sieht es dort aus? Armuth und Elend überall, und doch steckt im Boden ein unermeßlicher Reichthum."

„So geht doch hin und holt ihn," spottete ein Weber, dessen lange, scharf gebogene Nase fast das Kinn berührte. „Woran liegt die Schuld, wenn die Schätze im Boden bleiben? an der Regierunv oder den —"

„An der Regierung!" fiel Beier ihm in's Wort. „Der Druck von oben, das Prügelsystem und die schwere Steuerlast machen die Leute träge."

„Was versteht Ihr davon?" sagte ein Mausefallenhändler, der in einer Ecke auf der Bank saß. „Wir haben's gut unter unserm Kaiser, besser wie Ihr unter Eurer Regierung. Werdet's einsehen, wenn Ihr einmal gut österreichisch seid."

„Da sei Gott vor, daß wir es je werden!" entgegnete Beier ernst, und ein drohender Blick traf aus seinen großen, klaren Augen den Czechen, der bedeutsam lächelnd mit dem Kopfe nickte, daß das lange, schwarze Haar gleich einer Mähne ihn umflatterte. „Wenn aber das Schicksal will, daß Habsburg Schlesien wieder gewinnt, so bleibe ich nicht länger in diesem Dorfe —"

„Oho!" rief der Weber. „Nehmt Euch in Acht, daß man nicht kurzen Prozeß mit Euch macht! Wie die Dinge jetzt liegen, dürfen wir uns bereits als Unterthanen Oesterreichs betrachten, daß wir es werden, dafür wird der Feldmarschall Benedek sorgen!"

„Haut den Hund nieder!" rief ein Tagelöhner, der schon längst auf den Augenblick gewartet zu haben schien, in welchem der Wortwechsel zu Thätlichkeiten ausarten mußte. „Er hat immer das große Wort geführt, er hat stets für den Bismarck mit dem Maule gefochten, wir wollen den Oesterreichern zeigen, daß wir das preußische Regiment satt haben."

Beier hatte sich erhoben, mit ihm erhoben noch einige Andere sich.

„Wer Lust hat, mag kommen," sagte er ruhig, „trotz meiner grauen Haare weiche ich keinen Schritt zurück, wenn es gilt, die Treue zum Hause Hohenzollern zu bewähren!"

Ueber das Gesicht des Mausefallenhändlers glitt ein Zug triumphirender Bosheit.

„Das laßt Ihr Euch von dem Einzelnen sagen?" nahm er spottend das Wort. „Hängt ihn an seiner eigenen Hausthüre auf, müßt ohnehin fürchten, daß er Euch anzeigen wird, wenn preußische Truppen hierher kommen."

Weniger die Worte, als der beißende Ton, in dem der Czeche sie sprach, steigerte die Gereiztheit, in der die Gemüther sich befanden. Einer Derjenigen, die zur Partei Beiers zählten, schlug den Mausefallenhändler mit einem einzigen Faustschlage nieder.

Dieser Schlag war das allgemeine Zeichen zum Kampfe. Der Weber und einige Andere stürzten sich auf den alten Mann, der gleich einer Eiche im Sturme fest und ruhig stehen blieb und mit seinen sehnigen Fäusten bald hier, bald dort einen Schädel traf.

Aber die Uebermacht war zu groß, der Wirth, zu feige, sich direct an dem Kampfe zu betheiligen, rief alle Diejenigen in's Haus, deren Gesinnungen er als gut österreichisch kannte, und so sah die kleine Partei der preußisch Gesinnten sich bald umzingelt und von allen Seiten bedroht.

Sie würde unterlegen sein, wenn nicht im Augenblicke der höchsten Noth Hülfe erschienen wäre.

Eduard und Konrad traten, durch den Tumult aufmerksam gemacht, in die Schenkstube, als der Weber gerade im Begriffe stand, ein schweres Schüreisen auf das graue Haupt des Landmannes niederfallen zu lassen.

Eduard errieth augenblicklich den Grund dieses Kampfes, er sah die Gefahr, in der sein Vater schwebte, und stürzte sich, ungeachtet die weite Reise in ermüdet hatte, in den Kreis der Kämpfenden.

In der nächsten Sekunde lag der Weber, von dem Bleiknopf des Stockes, den Eduard bei sich führte, getroffen, jammernd auf dem Boden, der Mausefallenhändler, der sich inzwischen aufgerafft und an dem Kampfe betheiligt hatte, erhielt den zweiten Schlag, der ihm die Besinnung raubte.

Das war Alles das Werk eines Augenblicks gewesen, die österreichische Partei wich bestürzt zurück.

„Hinaus!" donnerte Eduard, während er den elastischen Stock wieder erhob. „Schämt Ihr Euch nicht, einen Wehrlosen zu überfallen? Feiges Gesindel seid Ihr, aber ich will Euch zeigen, wo Barthel den Most holt!"

„Eduard!" rief Beier erstaunt. „Was führt Dich hierher?"

„Frage jetzt nicht, Vater, lass' mich zuvor das Haus säubern. Hinaus, oder ich lasse meinen Stock auf Euren hirnlosen Schädeln tanzen, daß Ihr den Himmel für eine Baßgeige ansehen sollt!"

Die Oesterreicher machten Miene, den Kampf aufzunehmen, nachdem ihre Attacke zurückgeschlagen war, versuchten sie es mit dem Bombardement.

Ein steinerner Krug sauste dicht am Kopfe des jungen Mannes vorbei, während ein Glas den Arm Konrad's traf.

Eduard hielt es für rathsam, die ferneren Wurfgeschosse nicht abzuwarten, er ging, begleitet von seinem Vater, Konrad und den übrigen preußisch Gesinnten, muthig vor, und hatte die Genugthuung, binnen einer Minute die Schenke geräumt zu sehen. Sogar der Wirth hatte sein eigenes Haus verlassen müssen, Konrad warf hinter ihm die Thüre in's Schloß.

„Jetzt, mein tapferer Junge, sage mir, was Dich hierherführt," nahm der alte Landmann das Wort, indem er seinem Sohne beide Hände reichte. „Du dienst doch unter den österreichischen Husaren —"

„Diente, lieber Vater," unterbrach Eduard ihn ruhig, „ich bin desertirt, um dem Vaterlande meine Dienste zu widmen."

„Gott sei Dank! Wenn Du je einen gescheidten Einfall gehabt hast, so war es dieser, aber Du hättest nicht so verwegen sein sollen hierher zu kommen, hier wird man zuerst Dich suchen, österreichisches Militär liegt in der Nähe. —"

„Ich gedenke sogar, in den ersten Tagen direct nach Oesterreich zu gehen. Aber, ich bitte Euch, kommt, dieses Gesindel ist fähig, der Mutter entgelten zu lassen, was wir ihm zugefügt haben."

Daran schien der alte Mann noch nicht gedacht zu haben, er konnte seine Bestürzung nicht verhehlen.

„Du hast Recht," sagte er erregt, „eilen wir nach Hause."

Das Gesindel hat den Platz vor der Schenke geräumt. Wenn aber Eduard befürchtete, daß dasselbe für die erlittene Niederlage Rache nehmen werde, so war die Befürchtung vollständig begründet.

Der Weber wußte, daß Eduard unter den österreichischen Husaren den Feldzug in Schleswig-Holstein mitgemacht hatte, daß er jetzt auch noch österreichischer Soldat war. Das plötzliche Erscheinen des jungen Mannes ließ ihn sofort vermuthen, daß derselbe desertirt sei, er theilte diese Vermuthung seinen Genossen mit, welche keinen Grund fanden, die Richtigkeit derselben zu bezweifeln.

Nach kurzer Berathung beschloß man, dem zunächst liegenden österreichischen Truppentheile die Anzeige zu machen, daß ein Deserteur in dem Dorfe weile, und gleichzeitig den Vater Eduard's als den Verleiter zur Desertion zu bezeichnen.

Der Weber wollte es übernehmen, die Denunciation zu machen, er eilte nach Hause um einen Kittel über zu werfen und darauf die Wanderung anzutreten.

Dieser Weber, Kurt Hohenfels war ein armer Schlucker geblieben, trotzdem er oft Gelegenheit zu reichem Erwerb gefunden hatte. Er war stets Fatalist in des Wortes vollster Bedeutung gewesen, sein Grundsatz, daß das Schicksal eines Jeden im Voraus bestimmt sei und nichts an demselben geändert werden könne, hatte ihn träge und gleichgültig gemacht. Er vertraute darauf, daß auch ihm das Glück einmal lächeln müsse, wie es ja Manchem ohne dessen Zuthun lächele, und als er sich in diesem Vertrauen getäuscht sah, ward er erbittert gegen seine Umgebung, an der er seinen Groll über die Ungunst seines Schicksals ausließ.

Er besaß eine schöne Tochter, die sich und den Vater dadurch, daß sie im Tagelohn arbeitete, ernährte.

Maria würde längst einen Mann gefunden haben, denn sie besaß ein tiefes Gemüth und ein edles Herz wenn nicht ihre Armuth und ihr arbeitsscheuer Vater die Freier zurückgeschreckt hätten. Sie war mit ihrem Laufe zufrieden und nie traf von ihren Lippen ein Vorwurf oder ein Wort der Klage den Vater, der die Liebe und Aufopferung seines Kindes nicht verdiente.

Als der Weber in seine Wohnung trat, sah er Marie mit der Zubereitung des frugalen Vesperbrodes beschäftigt.

Er theilte Marie mit wenigen Worten den Zweck seines späten Ausganges mit, ohne zu bemerken, daß bei der Erwähnung des Deserteurs seiner Tochter das Blut in die Wangen schoß.

Er gefiel sich gar zu sehr in dem Gedanken, der Rächer seiner geschlagenen Partei zu sein, als daß er sich die Zeit genommen hätte, über die Niederträchtigkeit, die er zu begehen im Begriffe stand, und die Folgen tiefer nachzudenken; der Zweck heiligte auch ihm die Mittel, und der Zweck war nach seiner Ansicht ein Segen für das ganze Dorf.

Inzwischen war der alte Beier, von seinem Sohnne und Konrad begleitet, heimgegangen.

Eduard's Mutter empfing den Sohn mit jener Liebe und Zärtlichkeit, deren nur das Mutterherz fähig ist, und auch Konrad, als der Freund des Heimkehrenden, wurde mit offenen Armen aufgenommen.

„Und nun erzähle uns, was Dich bewogen hat, zu desertiren und hierherzukommen," sagte der Vater, nachdem er einen mit Bier gefüllten Krug aus dem Keller geholt und die kleine Gesellschaft Platz genommen hatte. „Es ist ein gefährliches Wagniß, lieber Junge, wenn die Oesterreicher Dich fangen, werden sie kurzen Prozeß mit Dir machen und Dich erschießen."

„O mein Gott!" seufzte die alte Frau, die erst jetzt an die Gefahren dachte, die ihren Sohn bedrohten. „Du hättest besser gethan, zu bleiben, wo Du warst —"

„Liebe Mutter, wenn das Vaterland seine Söhne zu den Waffen ruft, so ist der ein gewissenloser Bursche, der nicht freudig diesem Rufe Folge leistet," unterbrach Eduard sie. „Zumal ich wäre ein Ehrloser gewesen, wenn ich ferner noch in den Reihen Derjenigen geblieben wäre, welche die Brandfackel des Krieges in mein Vaterland schleuderten! Ich habe mich kurz entschlossen —"

„Und ich muß diesen Entschluß billigen," sagte der alte Mann mit bekräftigendem Kopfnicken. „Aber daß Du hierher kamst —"

„Ich wollte Euch noch einmal sehen."

„Dieser Wunsch kann Dir das Leben kosten."

„Bah, ehe man mich vor ein Kriegsgericht stellen kann, muß man mich gefangen haben."

„Nimm die Gefahr nicht so leicht, Eduard. Wir sind an der österreichischen Grenze, kaum eine halbe Stunde von hier entfernt liegen österreichische Truppen, und wie gut kaiserlich das Volk hier gesinnt ist, hast Du erfahren. Wer bürgt uns dafür, daß nicht Einer von Denen, welche vorhin die Wucht Deines Armes fühlten, hinausgeht und die Oesterreicher auf den Deserteur aufmerksam macht? Daß Du unter den Lichtenstein-Husaren dientest, weiß hier Jeder."

„Die Besorgnisse entbehren der Begründung," entgegnete Eduard ruhig, „so lange der Krieg nicht erklärt ist, werden die Oesterreicher nicht wagen, die Grenze zu überschreiten."

Der alte Mann zuckte die Achseln. „Und wenn sie's dennoch thun?" erwiderte er. „Wer schützt uns vor ihnen?"

„Sie haben Recht," sagte Konrad, „die ungarischen Husaren und die Kroaten werden sich nicht sonderlich darum kümmern, ob die Ueberschreitung der Grenze erlaubt oder verboten ist."

Das letzte Wort war noch nicht von seinen Lippen, als ein leises Pochen am Fenster sich vernehmen ließ.

Eduard trat rasch an's Fenster, er sah sich der schönen Tochter des Webers gegenüber, und ihre Aufregung, ihr verstörter Blick und ihre bleichen Wangen verriethen ihm, daß eine wichtige Angelegenheit sie zu ihm führte.

„Retten Sie sich," flüsterte das Mädchen, „binnen einer halben Stunde schon kann es zu spät sein."

„Da haben wir's," sagte der alte Mann bestürzt, „ich wußte, daß man Dich nicht ungeschoren lassen würde."

Auch Konrad war an's Fenster getreten, mit dem Ausdrucke der Bewunderung ruhte sein Blick unverwandt auf den schönen Zügen des Mädchens.

„Man weiß, daß Sie desertirt sind," fuhr Marie mit wachsender Unruhe fort, „ein Bote ist schon abgeschickt der die Oesterreicher auf Sie aufmerksam machen soll."

„Wer ist dieser Bote?" fragte Eduard, der die Geistesgegenwart nicht verlor.

„Ich darf ihn nicht nennen."

„Woher erfuhren Sie —"

„Fragen Sie jetzt nicht, benutzen Sie die wenigen Minuten, die Ihnen noch bleiben, und fliehen Sie."

„Fliehen?" erwiderte Eduard verachtend. „Nein, und stände ein ganzes Regiment vor diesem Hause, ich werde nicht fliehen."

„Du mußt!" sagte der alte Mann.

„Ich würde es thun, wenn ich Euch geschützt wüßte."

„Uns wird Gott schützen —"

„Ich bleibe, Vater. Aber Konrad mag gehen und das nächste preußische Lager aufsuchen. Hier ist die Karte des Generals —"

„Er kennt die Wege nicht," wandte der alte Mann ein, „bevor er die Truppen gefunden hat, können die Oesterreicher hier sein."

Die großen, schönen Augen Marien's ruhten forschend auf den Zügen Eduard's, in denen feste Entschlossenheit sich ausdrückte.

„Sie wollen also unter allen Umständen bleiben?" fragte sie, und die bebende Stimme verrieth die innere Angst.

„Es ist mein fester Entschluß," entgegnete Eduard ruhig.

„So will ich Ihren Freund begleiten und ihm den nächsten Weg zeigen, trotzdem — — kommen Sie, mein Herr, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Konrad nahm die Karte, welche Eduard ihm überreichte, und folgte dem Mädchen, welches rasch von dannen eilte.

Konrad schritt eine geraume Strecke schweigend neben dem Mädchen einher, ihre Schönheit und, mehr noch als dies, ihre natürliche Anmuth und ihr edler Charakter hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Sie unterbrachen sich vorhin in Ihrem Satze," nahm er endlich das Wort, „ich glaube aus dem Worte, welches Sie fallen ließen, entnehmen zu müssen, daß Sie durch meine Begleitung sich einer Gefahr aussetzen, die zu fürchten Sie gerechte Ursache haben."

„Wenn ich sie fürchtete, würde ich sie vermieden haben," entgegnete Marie ruhig.

„Aber trotzdem ist es eine Gefahr —"

„Ich gebe es zu, insofern, als man mir in meinem Dorfe diesen Dienst übel nehmen wird."

„Ich verstehe, die österreichische Gesinnung —"

„Lassen Sie uns dieses Thema nicht weiter verfolgen," unterbrach Marie ihn rasch, „es berührt mich unangenehm."

„Werden Sie mir zürnen, wenn ich frage, was Sie bewog, meinen Freund zu warnen?"

Groß und voll blickte Marie den Fragenden an, der in ihren dunklen Augen die Antwort las, welche die Lippen ihm verschweigen wollten. Die Ueberzeugung, daß das Mädchen seinen Freund liebte, daß ihre Liebe zu ihm sie zu dieser Warnung bewogen hatte, drängte sich ihm auf.

„Weshalb sollte ich Ihnen zürnen?" entgegnete Marie ruhig. „Würden Sie an meiner Stelle nicht ebenso gehandelt haben, wenn es sich um die Lebensrettung eines braven Mannes gehandelt hätte?"

„Gewiß, aber —"

„Sie glauben, ein besonderer Grund müsse mich veranlaßt haben, diese Menschenpflicht zu erfüllen?"

„Das gerade nicht."

„So begnügen Sie sich mit der Erklärung, daß ich gut preußisch gesinnt bin.“

Die Unterhaltung stockte. Konrad suchte sie durch einige Bemerkungen über die Gegend, die Unruhe der jüngsten Wochen und die bevorstehenden Ereignisse wieder zu beleben, aber Marie schien keine Lust zu fühlen, mit ihrem Begleiter wieder anzuknüpfen, sie gab einsilbige Antworten und schritt dabei rüstig weiter, so daß es dem jungen Manne mühsam wurde, gleichen Schritt mit ihr zu halten. Nach einer halbstündigen Wanderung blieb Marie vor einem kleinen Gehölz stehen.

„Wir sind zur Stelle,“ sagte sie, „gehen Sie in's Gebüsch hinein, so werden Sie auf die Postenkette stoßen.“

Konrad hatte sich dem Rande des Gehölzes bis auf zwanzig Schritte genähert, als ein rauhes „Halt! Werda?“ ihm gebot, still zu stehen.

Er sah sich einem preußischen Jäger gegenüber, der mit schußfertiger Büchse ihn scharf beobachtete.

„Ich wünsche in's Lager geführt zu werden,“ sagte er.

„Kennen Sie die Parole?“ erwiderte der Jäger.

„Nein.“

„Was wollen Sie im Lager?“

„Hülfe holen.“

„Hülfe? Zu welchem Zwecke?“

„Die Oesterreicher haben vor, die Grenze zu überschreiten und aus dem eine halbe Stunde von hier entfernten Dorfe gewaltsam einen Menschen zu entführen.“

„Wenn es nur das ist —“

„Erlauben Sie, der Mann ist preußischer Unterthan.“

Der Jäger zuckte die Achseln. „Sie müssen warten, bis eine Patrouille kommt, welche sie zur Feldwache bringt,“ sagte er. „Kehrt!“

Konrad zögerte, dem letzten Befehle Folge zu leisten, der Jäger legte den Kolben seiner Büchse an die Wange.

„Kehrt, oder ich schieße!“ rief er.

Der junge Mann kam jetzt der Aufforderung nach.

„Sie müssen sich gedulden,“ sagte Marie, „ich werde heimkehren und dem Bedrohten, so viel ich kann, beistehen.“

Eine Viertelstunde verstrich, ehe die Patrouille kam, der Wunsch Konrad's ward erfüllt.

Nach kurzer Wanderung sah er sich dem Offizier der Feldwache gegenüber. Sie lag hinter dem Gehölze auf einer Wiese. Die Artilleristen saßen neben ihren bespannten Geschützen, die Husaren lagen in der Nähe ihrer Pferde auf dem Rasen, und die Infanterie hielt sich in der Nähe ihrer pyramidenförmig zusam-

mengestellten Gewehre. Wenn auch die Soldaten den friedlichsten Beschäftigungen oblagen, wenn auch in den einzelnen Gruppen, die hier und da sich gebildet haten, eine heitere, fast ausgelassene Stimmung vorherrschte, man erkannte doch beim ersten Blick, daß sie alle beim ersten Signale bereit waren, dem Feinde entgegenzugehen.

Konrad theilte dem Offizier die Ursache und den Zweck seines Kommens mit, er überreichte ihm die Karte des Generals, und kaum hatte der Oberst einen Blick auf dieselbe geworfen, als er seinem Adjutanten befahl, einen Offizier zu beauftragen, unverzüglich mit einer halben Schwadron Husaren den jungen Mann zu begleiten.

## Eilftes Kapitel.

## Der Ueberfall.

Kaum hatte Marie und Konrad sich entfernt, als Eduard seinen Vater bat ihm bei der Verbarrikadirung des Hauses hülfreiche Hand zu leisten.

Die Thüren und Fenster wurden von innen verrammelt, Eduard holte aus seiner Reisetasche einen Revolver, während der Alte eine Jagdbüchse von der Wand nahm.

„Jetzt mögen sie kommen," sagte Eduard ruhig, „bis die Hülfe hier ist, werden wir sie beschäftigen können."

„Das gebe der Himmel," entgegnete die Mutter, die jetzt, nachdem die Gefahr so nahe gerückt war, einen bewundernswerthen Muth zeigte. „Dennoch hättest Du besser gethan, wenn Du geflohen wärest."

Der alte Mann hatte die Büchse schußfertig gemacht und sie auf den Tisch gelegt, er wanderte mit verschränkten Armen nachdenklich auf und ab.

„Wie das Alles werden wird, mag Gott wissen," nahm er nach einer geraumen Weile das Wort, wenn man den Zeitungen glauben soll, so denkt man in den übrigen Provinzen noch nicht daran, daß der Krieg zum Ausbruch kommen könne."

„Und in der That berechtigt das friedliche Zurückweichen der Oesterreicher in Holstein die Optimisten zu dem Glauben, daß der Frieden erhalten bleibe," entgegnete Eduard. „Man hält einen

Krieg zwischen Preußen und Oesterreich undenkbar, man schreckt zurück vor dem Gedanken, daß die deutschen Stämme gegeneinander in's Feld rücken könnten."

„Hier in Schlesien denkt keine Seele mehr daran, daß dieser Zwist auf friedlichem Wege ausgeglichen werden könne," fuhr der Alte fort, „wenn's nur rasch vorwärts ginge."

„Unser armes, armes Land!" seufzte die Mutter.

„Es wird manches schwere Opfer bringen müssen," sagte Eduard, „aber das Wohl des Vaterlandes verlangt dieses Opfer."

„Und ich fürchte, daß dieser Krieg ein Vernichtungskampf sein wird, der uns alle verschlingt," erwiderte Beier, der am Fenster stand und, in düstres Sinnen versunken, in die Abenddämmerung hinausschaute. „Dich vielleicht nicht, Eduard, Du bist nicht an die Scholle gebunden, bist Dein eigener Herr und hast nicht nöthig, geduldig zu warten, bis der Feind kommt, um Dir das Dach über dem Kopf anzuzünden."

„Vater, ich bitte Dich —"

„Lieber Junge, Du kennst die Horden nicht, die Oesterreich an die Grenzen geschickt hat! Gnade uns Gott, wenn sie in unser schönes Schlesien hineinfallen. Du kennst ferner die Stimmung unter dem Pöbel nicht, er ist aufgehetzt, fanatisirt von den Agenten Oesterreichs, er wird im entscheidenden Augenblick über uns, den besitzenden Stand, herfallen und sich durch Raub und Mord zu bereichern suchen."

„Sollte es wirklich so schlimm stehen —"

„Ich übertreibe nicht. Die Provinz Schlesien ist wohl die treueste des preußischen Staates, sie ist zu allen, auch den schwersten Opfern bereit, das dokumentirt hinlänglich der Geist, der in ihr herrscht. Aber hier an der Grenze treibt zu viel Gesindel sich umher, welches den Krieg als eine gute Gelegenheit, Beute zu machen, betrachtet. Du wirst uns vielleicht schon nach wenigen Stunden verlassen, Eduard," fuhr der alte Mann sichtbar bewegt fort, „und es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß Du Deine Eltern nie wiedersiehst —"

„Das wolle Gott verhüten —"

„Gewiß, aber es ist möglich, denn wir sind die Ersten, welche jene Horden überfallen und erdrücken werden. Da halte ich es denn für gut, bei Zeiten Dir mitzutheilen, was ich wohl schon längst Dir hätte mittheilen sollen."

Eduard blickte überrascht, befremdet den Vater an, der bei den letzten Worten den großen, schweren Schrank, der in der Stube stand, geöffnet und aus demselben einen sorgfältig eingehüllten Brief hervorgeholt hatte.

„Dieses Papier enthält ein Geheimniß," fuhr der Alte fort,

„wenn Du dasselbe kennst, wirst Du einsehen, weshalb ich mich nicht überwinden konnte, es Dir mitzutheilen. Versprich mir, den Brief erst dann zu öffnen, wenn Du die Nachricht von meinem Tode erhalten hast."

„Ich verspreche es Dir," sagte Eduard mit wachsendem Erstaunen. „Aber wenn Du dieses Geheimniß bis zu Deinem Tode mir verheimlichen willst, weshalb soll ich es später erfahren? Vernichte den Brief, ich verzichte gerne darauf —"

„Nein, nein," fiel der Alte ihm hastig in's Wort, „ich fürchte, schon dadurch, daß ich es Dir bis jetzt verheimlichte, eine schwere Schuld auf mich geladen zu haben. Du sollst den Brief lesen, sobald Du erfährst, daß ich nicht mehr unter den Lebenden weile, vielleicht sichert der Inhalt desselben Dir eine glänzende Zukunft."

Eduard schüttelte zweifelnd das Haupt. „Ich habe längst auf eine glänzende Zukunft verzichtet, Vater, die Erfahrungen, die ich machte —"

„Sage das nicht, wer weiß, wie nahe Dir das Glück liegt."

„Du hast bittere Erfahrungen gemacht, Du würdest sie Dir erspart haben, wenn Du —"

„Diese Vorwürfe habe ich nicht verdient," unterbrach Eduard die Mutter. „Therese hinterging mich, sie heuchelte mir Liebe, und ich ahnte nicht, daß es nur eine Maske war, hinter der die Schlange sich barg. Louise betrog mich, sie brach die Treue, und —"

„Hast Du Dich davon überzeugt?" fragte der alte Mann. „In Deinen Briefen, die Du damals schriebst, fand ich nur die Verurtheilung, keine Beweise."

Eduard schwieg. Er war in den jüngsten Tagen so oft auf diesen Punkt aufmerksam gemacht worden, daß er wegen seiner derzeitigen raschen Flucht und der Verweigerung jeder Rechtfertigung Gewissensbisse zu empfinden begann.

Beier wollte fortfahren, als plötzlich rascher Hufschlag sich vernehmen ließ.

Vater und Sohn eilten an's Fenster; ein halbes Dutzend ungarischer Husaren hielten vor dem Hause.

„Jetzt Muth!" sagte Eduard, während er den Revolver vom Tische nahm, „sobald sie Gewalt anwenden, dürfen wir uns die Nothwehr erlauben."

„Nicht eher, als bis sie im Hause sind," entgegnete der Alte ruhig, „dann aber mögen sie die Folgen ihrer Verwegenheit auf sich nehmen."

Die Reiter hatten sich aus dem Sattel geschwungen, der Unteroffizier, der sie führte, hämmerte mit dem Gefäß seines Säbels an die Hausthür.

Eduard öffnete das Fenster.

„Was beliebt?" fragte er barsch. „Ihr seid hier auf preußischem Gebiet, und so viel ich weiß, ist der Krieg noch nicht erklärt worden."

„Er ist es selbst, den Ihr sucht," sagte der Weber, der neben dem Korporal stand.

„Vorwärts!" rief der Unteroffizier. „Ihr werdet mir folgen, seid von den Lichtenstein-Husaren desertirt —"

„Und wenn ich's wäre?" unterbrach Eduard ihn geringschätzend. „Ich bin preußischer Unterthan, Ihr habt nur dann das Recht, mich zu verhaften, wenn Ihr mich auf österreichischem Boden trefft."

„Glaubt Ihr, mir Vorschriften machen zu können?" fuhr der Unteroffizier erbost auf. „Wenn Ihr nicht freiwillig mitgeht, so werde ich Euch gewaltsam mitschleppen."

„Versucht es!" sagte Eduard kurz angebunden.

„Laßt Euch von dem Maulfechter nicht in's Bockshorn jagen," stachelte Kurt Hohenfels den ohnehin gereizten Husaren auf. „Erbrecht die Thüre und nehmt den Deserteur mit, auch den Alten, der ihn zur Desertion verleitet hat."

In diesem Augenblick sah Eduard die Tochter des Webers sich hastig durch die Menge, welche sich versammelt hatte, eine Bahn brechen; er bemerkte, daß sie ihm verstohlen einen Wink gab, dessen Bedeutung er sofort errieth.

„Ich rathe Euch noch einmal, freiwillig mir zu folgen," rief der Unteroffizier. „Vorwärts, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

„Und ich wiederhole Euch, daß ich den Ersten, der es wagt, sich mir zu nähern, niederschießen werde," entgegnete Eduard mit fester Ruhe.

Der Unteroffizier gab seinen Leuten einen Wink, und der Weber schien auf dieses Zeichen gewartet zu haben. Während vier Husaren ihre Carabiner auf das Fenster richteten, eilte Kurt Hohenfels, von den beiden Anderen begleitet, in die Schenke, um den Sturmbalken zu holen, den der Wirth bereits hervorgesucht hatte.

Eduard und dessen Vater zogen sich von dem Fenster zurück, die Kugeln schlugen rechts und links in die Balken ein.

„Hätte die Tochter dieses Mannes uns nicht gewarnt, so würde ich den Weber auf's Korn nehmen und ihn niederschießen," sagte Eduard, „dieser Schuft wird größeres Unheil anrichten, als der Feind selbst, wenn der Krieg ausbricht."

Abermals forderte der Unteroffizier zu freiwilliger Ergebung auf, Eduard antwortete ihm nicht.

Ein schwerer, dumpfer Stoß, der das Haus erzittern machte,

folgte dieser Aufforderung, der zweite Stoß mußte die Thüre zertrümmern.

Aber ehe die Husaren ihn führen konnten, drang der Ruf: „Die Preußen kommen!“ ihnen in's Ohr. Den Sturmbalken hinwerfen und sich in den Sattel schwingen, war das Werk eines kurzen Augenblicks. Marie hatte die Worte gerufen; kaum saßen die Ungarn im Sattel, als der dröhnende Hufschlag der ansprengenden Preußen sie zu schleuniger Flucht mahnte. Die preußischen Husaren kamen eben noch früh genug, um den Fliehenden einige Kugeln nachzuschicken, die indeß ihr Ziel verfehlten.

Eduard eilte hinunter, um dem Offizier zu danken für die Rettung aus der Gefahr. Er bat ihn, einzutreten und auch seinen Leuten eine kurze Rast zu gönnen und erhielt darauf zur Antwort, daß die Husaren im Dorfe übernachten würden, am nächsten Tage solle auch hierher ein Truppendetachement gelegt werden.

Nach kurzer Berathung bot Eduard's Vater den Husaren seine Scheune an, die Pferde sollten auf dem geräumigen Hofe angebunden werden.

Dieser Vorschlag fand die Billigung des Offiziers, die Husaren fanden sich rasch in der Scheune zurecht, zumal Beier sie mit Bier und Brod reichlich versorgte. Drinnen in der Stube saßen Eduard und dessen Vater, Konrad und der Offizier in traulichem Gespräch bis spät in die Nacht hinein beisammen, an Stoff zur Unterhaltung fehlte es ihnen nicht.

Sie ahnten nicht, daß abermals gewitterschwangere Wolken über ihren Häuptern schwebten.

Kurt Hohenfels hatte sich, als die ungarischen Husaren davon jagten, in die Schenke geflüchtet.

Es wurmte ihn gewaltig, daß die Rache ihm nicht gelungen war, ganz wollte er nicht auf sie verzichten.

In der Schenke traf er den Wirth und den Mausefallenhändler, und der Spott dieser Beiden, die, wie dies in der Regel der Fall ist, ihrem Verbündeten die Schuld an dem Fehlschlagen des Racheplanes aufbürdeten, reizte ihn nur noch mehr.

„Jetzt haltet endlich einmal das Maul!“ rief er erbost, als der Czeche abermals eine beißende Bemerkung fallen gelassen hatte. „Kritisiren kann Jeder, aber besser machen, das ist die Kunst.“

Ein verschmitztes Lächeln umspielte die Lippen des Mausefallenhändlers.

„Ich will Euch zeigen, daß ich die Kunst kenne,“ sagte er. „Ihr sollt eine Genugthuung haben, wie Ihr sie nicht besser wünschen könnt.“

„Ihr wollt mir das zeigen?“ erwiderte Hohenfels ungläubig.

Der Wirth nickte. „Wir haben's schon überlegt," sagte er. „Der Plan ist gut, aber der Czeche kann ihn nicht ausführen."

„Ah, ich soll also wieder die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen?" fragte der Weber.

„Ihr habt die nöthigen Ortskenntnisse," entgegnete der Czeche, „wenn Ihr auch den nöthigen Muth habt —"

„Na, so laß doch hören," unterbrach Hohenfels ihn, „ich habe nicht Lust, lange zu rathen."

„Kennt Ihr den Hof und die Scheune Beier's genau?" fragte der Wirth.

„Ich denke doch. Weshalb?"

„Ihr werdet bemerkt haben, daß die preußischen Husaren in die Scheune einquartiert wurden?"

„Allerdings."

„Gut. Ich setze den Fall, während der Nacht bricht plötzlich in der Scheune Feuer aus, und ein Knecht Beier's ist so unvorsichtig oder so vorsichtig gewesen, das Scheunenthor von außen zu schließen —"

„Teufel, das ist ein echt czechischer Racheplan!" fiel der Weber dem Wirth in's Wort. „Aber was dann, wenn die Husaren rechtzeitig sich retten?"

„Hm, wer kann beweisen, daß sie nicht selbst durch Unvorsichtigkeit den Brand verschuldet haben?"

„Ganz gut, aber ich kann noch nicht einsehen, welchen andern Nutzen wir durch den Brand haben?"

„Genügt Euch die Befriedigung Eurer Rache nicht?"

„Wen trifft sie? Nur die Husaren; Beier und dessen Sohn bleiben verschont."

„Beier wird durch den Verlust empfindlich getroffen, den Sohn müssen wir seinem eigenen Schicksal überlassen. Es wird sich wohl einmal eine Gelegenheit finden, ihm mit Zinsen heimzuzahlen, was er an uns gethan hat."

Kurt Hohenfels blickte nachdenklich vor sich hin. „Ich also soll die Fackel hineinschleudern?" fragte er nach einer geraumen Weile. „Ich meine jetzt genug gethan zu haben, Einer von Euch könnte das wohl übernehmen."

„Bah, Ihr habt Furcht," sagte der Wirth achselzuckend.

„Das nicht, aber —"

„Aber?"

„Mir graut vor dieser That."

Der Mausefallenhändler blickte den Weber mit seinen kleinen, stechenden Augen durchdringend an.

„Wißt Ihr, wie's die Preußen in unserm Land machen würden?" sagte er. „Sie würden keinen Stein auf dem andern

lassen, die Männer morden, die Frauen und Mädchen schänden und das Land verwüsten! Es ist unser Land, Hohenfels, Ihr seid so gut ein Czeche, wie ich es bin."

„Wohl wahr, aber —"

„Seid kein Narr!" unterbrach der Wirth den Zögernden. „Der Kaiser wird's Euch lohnen."

„Das heißt, wenn wir österreichisch werden."

„Zweifelt Ihr daran?"

Hohenfels hatte sich erhoben. „Das nicht," erwiderte er, „aber man kann ja nicht wissen, wie's kommt."

„Wie's kommt?" spottete der Czeche. „Binnen vier Wochen sind die Oesterreicher in Berlin, und Ihr sollt sehen, die Preußen werden damit zufrieden sein. Ich habe mich lange in Preußen umhergetrieben und kenne die Stimmung ziemlich genau. Wenn's losgeht, werden sie in Berlin Barrikaden bauen und den Grafen Bismarck zum Lande hinausjagen; sobald der fort ist, fehlt der Kopf."

„Ja, ja, so wird's kommen," fügte der Wirth hinzu, „wenn auch hier die Leute sich geberden, als ob sie ganz Oesterreich verschlingen wollten, im Innern denken die Krämerseelen anders."

Hohenfels zuckte zweifelnd die Achseln. „Wir wollen's hoffen," sagte er, „schlimm wäre es für uns, wenn wir preußisch blieben. Ihr meint also, das Thor müsse geschlossen werden, ehe die Scheune angezündet wird?"

„Natürlich, wenn die Husaren hinaus können, ist der Zweck verfehlt," erwiderte der Wirth.

„Wer wird's übernehmen, das Thor zu schließen?"

„Ihr."

„Ich soll Alles besorgen?"

„Es ist besser, wenn Einer es thut, als wenn Mehrere —"

„Gut, ich will's übernehmen," sagte der Weber, während er sich langsam der Thüre näherte. „Es ist jetzt elf Uhr, nach einer halben Stunde werde ich meine Aufgabe lösen."

Er verließ die Schenke und schlug den Weg zum Hause Beier's ein.

Im Dorfe war es ruhig; der Doppelposten, den die Husaren, um sich vor einem Ueberfall zu sichern, ausgestellt hatten, stand auf der Landstraße, in der Nähe der letzten Häuser des Dorfes.

Als der Weber das Haus Beier's erreicht hatte, blieb er hinter der hohen Hecke, die den Hof umzäunte, stehen, um zu horchen. Er bemerkte nicht, daß in kurzer Entfernung von ihm eine weibliche Gestalt hinter der Hecke kauerte, die ihn unverwandt beobachtete.

Die Nacht war ziemlich hell, trotz dem Neumond, zudem fiel

durch das Fenster des Wohnzimmers, in welchem die kleine Gesellschaft zechte, ein heller Lichtstreif in den Hof.

Kurt Hohenfels stieg leise und vorsichtig über die Hecke und schlich sich an derselben entlang, bis er die Scheune erreicht hatte. Das Thor stand offen, auf der Tenne lagen die Husaren in tiefem Schlummer.

Das Scharren und Wiehern der Pferde auf dem Hofe erlaubte dem Weber größere Freiheit in seinen Bewegungen, als er sie gehabt haben würde, wenn rings um ihn herum ununterbrochene Stille geherrscht hätte; er trat in die Scheune und stieg, jede Berührung der schlafenden Soldaten sorgfältig vermeidend, rasch die Leiter hinauf.

Aber so ganz hatte er diese Berührung doch nicht vermeiden können, einer der Husaren fuhr mit einem derben Fluch aus seinem Schlummer auf.

Kurt Hohenfels blieb auf der Sprosse, die er in diesem Augenblick erreicht hatte, stehen, zum Glück für ihn beruhigte der Husar sich bald wieder.

Die Gestalt, welche hinter der Hecke gekauert und den Weber beobachtet hatte, war Marie.

Ahnend, daß ihr Vater, erzürnt über das Fehlschlagen seines ersten Planes, auf seine Rache nicht verzichten werde, hatte sie sich entschlossen, während der Nacht das Haus Beier's zu bewachen. Sie fürchtete, die österreichische Partei werde abermals eine feindliche Abtheilung holen, und mit dieser die Husaren überfallen.

Daß dieselbe andere Pläne entwerfen könnte, ahnte sie nicht, als sie aber bemerkte, daß ihr Vater behutsam sich in die Scheune schlich, tauchte eine entsetzliche Vermuthung in ihrer Seele auf.

Sie kannte den boshaften, heimtückischen Charakter dieses Mannes, sie wußte, daß es nicht schwer war, ihn aufzuhetzen und zu jedem Bubenstück zu verleiten, und mit Recht bangte ihr, daß ihre Vermuthung begründet sein könnte.

Sie schlich dem Vater nach, ihm in die Scheune zu folgen, wagte sie nicht. Sie trat hinter das Thor, um hier die Rückkunft des Webers abzuwarten.

Daß sie, ein schwaches Mädchen, ihn von der Ausführung seines Vorhabens nicht zurückhalten konnte, wußte sie, aber es war ihr vielleicht möglich, auch diesmal seine Rechnung zu durchkreuzen, wie sie es schon einmal gethan hatte.

Kurt Hohenfels blieb nicht lange in der Scheune, in demselben Augenblick, in welchem er sie wieder verließ, trat Eduard auf den Hof, um zwei Husaren zur Ablösung des Doppelpostens zu wecken. Er hatte dieses Amt übernommen, damit die Soldaten der Ruhe pflegen konnten.

Der Weber wußte das nicht, im Begriff, das Thor zu schließen, sah er sich plötzlich seiner Tochter gegenüber. Erschreckt fuhr er zurück, auf diese unerwartete Begegnung war er nicht vorbereitet.

Auch Marie hatte nicht erwartet, daß ihr Vater sie entdecken werde. Auch sie war bestürzt, aber sie verlor die Fassung nicht.

„Was thust Du hier?“ fragte der Weber leise, während er so geräuschlos wie möglich das Thor zu schließen versuchte. „Geh' heim, ich werde morgen über diesen liederlichen Lebenswandel mit Dir reden.“

„Und ich mit Dir über das entsetzliche —“

„Pst, sprich nicht so laut,“ unterbrach Hohenfels das Mädchen, dessen bebende Stimme Entrüstung und Abscheu verrieth. „Geh' heim, sage ich Dir.“

„Was geht hier vor?“ fragte in diesem Augenblick Eduard, der, durch die Bewegung des Scheunenthors aufmerksam gemacht, sich rasch den Beiden genähert hatte. „Ah, Ihr seid es, Hohenfels? Diesmal sollt Ihr mir nicht entkommen! Aufgemacht, Husaren! Heraus!“

Marie hatte sich zwischen die Beiden gedrängt, die Kindesliebe überwand den Abscheu, den sie vor dem Schurken hatte. „Lassen Sie ihn,“ bat sie den jungen Mann, „er ist mein Vater.“

„Was hat er in unserm Hofe zu suchen, wenn nicht der Vorsatz, einen Schurkenstreich zu begehen, ihn hierher führte?“ entgegnete Eduard.

Das letzte Wort war noch nicht über seine Lippen, als ein brandiger Geruch sich plötzlich bemerkbar machte, fast zu gleicher Zeit quoll eine dichte Rauchwolke durch das Dach der Scheune.

Entsetzt riß Eduard das Thor auf, sein Feuerruf schreckte die Schläfer empor.

Im Nu hatten die Husaren die Scheune verlassen, die Pferde losgebunden und sich in den Sattel geschwungen, sie glaubten nicht anders, als der Feind habe sie überfallen.

Wenige Worte genügten, sie über die Entstehung des Brandes aufzuklären. Eduard, dessen Vater und einige beherzte Husaren eilten hinauf, um zu retten, was noch gerettet werden konnte.

Sie entdeckten bald, daß das Feuer nur an einer Stelle angelegt war; in dem ziemlich feuchten Heu fand dasselbe keine besondere Nahrung.

Die Heu- und Stroh-Vorräthe wurden auf die Tenne hinuntergeworfen, während Andere das Feuer zu ersticken suchten.

Die brennenden Heubündel, in deren Nähe glücklicherweise kein Stroh lag, wurden auseinander gerissen und die Flammen unter nassen Decken erstickt, so gelang es, das Feuer zu löschen, ehe es besonderen Schaden angerichtet hatte.

Bevor Eduard in die Scheune ging, bezeichnete er den Husaren Kurt Hohenfels als den Brandstifter, aber als diese sich des Schurken bemächtigen wollten, war derselbe verschwunden.

Er hatte den günstigen Augenblick benutzt und Marie war so klug gewesen, den Offizier des Detachements mit einem Bericht über ihre Beobachtungen zu beschäftigen, während ihr Vater das Weite suchte.

Vergeblich suchten die Husaren ihn später in seiner Wohnung und in der Schenke, er war über die Grenze entflohen.

---

## Zwölftes Kapitel.

---

## Oesterreichische Spione.

Mit demselben Zuge, mit welchem Eduard und Konrad von Berlin abgereist waren, reiste auch der Graf v. K. nach Breslau.

Comtesse Eugenie und Louise hatten schon in der ersten Stunde einen Freundschaftsbund geschlossen und je näher sie einander kennen lernten, desto enger umschlang sie das Band einer uneigennützigen, dauernden Freundschaft.

Louise hatte während der Fahrt der Freundin ihre Begegnung mit dem Geliebten berichtet, sie ahnte nicht, daß dieser Geliebte sie begleitete.

Im Laufe der Unterhaltung nannte sie den Namen desselben und dies gab Veranlassung, daß auch der Graf, der bisher schweigend in die Landschaft hinausgeschaut hatte, sich an dem Gespräche betheiligte.

„Eduard Beier?“ sagte Eugenie überrascht. „Kurz bevor Sie gestern Abend in den Gasthof kamen, sagte mir mein Vater, ich möge meinem Gedächtnisse diesen Namen einprägen, wir seien diesem Manne sehr zu Dank verpflichtet.“

„Das ist die Wahrheit,“ nahm der Graf das Wort, „und ich versichere Sie, mein Fräulein, daß ich selten einem Manne begegnete, der einen so ehrenwerthen Charakter besaß. Wenn Eduard Beier das Verhältniß zu Ihnen löste, so müssen wichtige Gründe ihn dazu bewogen haben, er ist zu sehr Ehrenmann, als daß er ohne solche Gründe —“

„Scheingründe, Herr Graf,“ unterbrach Louise ihn kopfschüttelnd. „Wenn er diese Gründe untersucht hätte, so —“

„Beruhigen Sie sich, Louise, und halten Sie an der Hoffnung auf bessere Zeiten fest,“ sagte Eugenie theilnehmend. „Ich gelobe Ihnen, sobald ich dem jungen Herrn begegne, werde ich ihm seine Ungerechtigkeit vorwerfen und ihn auffordern, das begangene Unrecht wieder gut zu machen.“

Die Unterhaltung stockte, der Graf schien überhaupt zu einem lebhaften Gespräch nicht aufgelegt zu sein.

Es war Abend, als der Zug in Breslau hielt, der Graf nahm einen Wagen und beauftragte den Kutscher, zum russischen Hofe zu fahren.

„Sie werden während der Dauer unseres Aufenthaltes in Schlesien mich nicht Graf nennen, mein Fräulein,“ wandte er sich zu Louise, als das junge Mädchen ihm gegenüber saß. „Die Gründe, die mich dazu bewegen, sind sehr einfach. Ein österreichischer Graf kann unter den jetzigen politischen Verhältnissen nicht in Preußen reisen, ohne den Verdacht der Spionage auf sich zu laden, das müssen Sie zugeben, wenn Sie nur oberflächlich die Spannung zwischen den beiden Staaten kennen. Um allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, ziehe ich vor, unter dem schlichten Namen eines preußischen Kaufmannes zu reisen, haben Sie die Güte, dieses nicht zu vergessen.“

Wenn Louise auch die Gründe des Grafen als gerechtfertigt anerkennen mußte, so befremdete sie dennoch diese Maske, und dieses Befremden drückte sich in ihrem Blick und ihren Mienen so deutlich aus, daß es weder dem Grafen noch der Comtesse entgehen konnte.

„Sie werden denken, unter solchen Umständen sei es ja besser und einfacher, daß ich nach Oesterreich zurückkehre,“ fuhr der Graf nach einer kurzen Pause fort, und ein düsterer Schatten glitt über seine Stirne. „Wenn ich Ihnen aber sage, daß die Erforschung eines dunklen Familiengeheimnisses mich in Schlesien zurückhält, und daß gerade jetzt die Zeit meinen Nachforschungen sehr günstig ist, so werden Sie die Ueberzeugung erlangen, daß ich mich den Verhältnissen fügen muß, denen ich leider nicht ausweichen kann.“

Louise nickte schweigend, sie wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte, zudem hielt auch der Wagen schon vor dem Gasthofe, so daß es ihr augenblicklich wohl nicht möglich war, eine Antwort zu geben.

Der Graf stieg aus und beauftragte den herbeieilenden Kellner, ihm zwei Zimmer anzuweisen, von denen eins mit zwei Betten versehen sein müsse.

Der Kellner bedauerte, daß der erste Stock bereits ganz besetzt sei, mehrere höhere Offiziere hätten sämmtliche Zimmer in Be-

schlag genommen, nur im zweiten Stock seien noch einige Zimmer frei.

„Lieber Freund, machen Sie keine Umstände," erwiderte der Graf ruhig, während er dem Kellner folgte, „je höher, desto besser."

„Aber, Excellenz —"

„Excellenz? Für wen halten Sie mich?"

Der Kellner blickte überrascht den Fragenden an. „Ich denke mir, Sie sind auch einer der hohen Herren, die in Breslau zusammenkommen wollen, um —"

„Na, was weiter?" fragte der Graf, als der Kellner zögerte. „Weshalb wollen diese hohen Herren hier zusammenkommen?"

„Man sagt, die Herren Generale und Minister wollen hier in Breslau Kriegsrath halten —"

„Ah, und da glauben Sie, ich sei ein preußischer Minister?"

„Excellenz."

„Sie halten mich wohl gar für den Grafen von Bismarck?"

„Allerdings, die Aehnlichkeit —"

„Ich bestreite nicht, daß ich dem preußischen Premierminister in meiner äußeren Erscheinung einigermaßen gleiche, aber wenn Sie aus dieser Aehnlichkeit bereits auf die Identität der Person schließen wollen, so befinden Sie sich im Irrthume. Ich bin der Generalagent Karl Wulff aus Berlin."

Ein Zug der Enttäuschung glitt über das Antlitz des Kellners, der jetzt die Thüre zum ersten Zimmer öffnete.

„Gut, gut," fuhr der Graf fort, „ich bin zufrieden. Zeigen Sie mir nun auch das zweite Zimmer."

„Jene Thüre verbindet es mit dieser Stube," erwiderte der Kellner, dessen Haltung und Stimme bedeutend weniger devot waren, als vorher. „Wenn der Herr vielleicht etwas befehlen —"

„Bringen Sie mir eine Flasche Bordeaux und ein Souper für drei Couverts."

„Sehr wohl."

„Außerdem wünsche ich mit dem Lohndiener zu sprechen."

„Ich werde ihm den Befehl geben, unverzüglich sich einzufinden."

„Schön, wenn ich etwas wünsche, werde ich läuten."

Der Kellner entfernte sich.

Eugenie öffnete die Thüre zu dem anstoßenden Zimmer und warf einen Blick hinein.

„Es verträgt sich nicht mit der Rolle, die ich zu spielen genöthigt bin, daß wir ein geräumigeres Logis nehmen," sagte der Graf, „ich bitte die Damen, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Es wäre mir lieb, Eugenie, wenn Du Deine Wohnung in dem anstoßenden Zimmer wählen wolltest, die Besuche, die ich empfangen werde —"

„Kommen Sie," wandte Eugenie sich lächelnd zu ihrer Freundin, „ich hoffe, wir werden uns, auch ohne von dem bisher gewohnten Luxus umgeben zu sein, in der engen Stube recht gemüthlich fühlen."

Der Graf wanderte eine geraume Weile auf und ab, dann öffnete er eine kleine Schatulle, die auf dem Tische stand.

Er nahm aus derselben eine elegante Mappe und schrieb rasch einige Briefe, von denen jeder nur wenige Zeilen enthielt.

Er hatte eben diese Briefe gesiegelt und adressirt, als der Lohndiener eintrat.

Der Blick des Grafen ruhte lange prüfend auf der hageren, eckigen Gestalt, auf dem scharf markirten Gesicht mit der hohen Stirne, die in eine breite Glatze auslief, den kleinen, stechenden Augen und der ziemlich stark gerötheten Nase.

„Wollt Ihr diese Briefe an ihre Adresse befördern?" fragte der Graf.

„Gewiß," erwiderte der Lohndiener phlegmatisch, „es ist ja mein Geschäft —"

„Mechanisch zu verrichten, was die Gäste dieses Hauses Euch auftragen," fiel der Graf ihm rasch in's Wort. „Mag sein, daß Ihr das als Euer Geschäft betrachtet und daß Ihr dieses Geschäft bisher zur Zufriedenheit Eurer Kunden geführt habt. Aber bei diesen Briefen handelt es sich um ziemlich wichtige Dinge, und ich kann sie nur dann Euch anvertrauen, wenn ich die Ueberzeugung hegen darf, daß Ihr —"

„Wozu so viele Worte?" unterbrach der Lohndiener ihn ruhig. „Nennen Sie mir Ihre Wünsche und Sie werden erfahren, daß ich dieselben pünktlich erfülle."

„Gut. Dieser Brief ist an den Kaufmann Bernhard adressirt, er enthält Geschäfts-Geheimnisse und mir liegt viel daran, daß er in keine andere Hände fällt. Ihr werdet ihn also nur —"

„Ich verstehe, nur ihm persönlich darf ich den Brief einhändigen."

„Und zwar unter vier Augen."

„Gut."

„Sagen Sie ihm dabei, sobald sein Geschäftsführer angekommen sei, möge er ihn mir zuschicken. Dieser zweite Brief ist nicht so wichtig, aber immerhin wichtig genug; die genaue Adresse des Mannes, an den er gerichtet ist, findet Ihr auf diesem Zettel. Und nun geht und sorgt dafür, daß die Briefe so rasch wie möglich an ihre Adressen gelangen."

Der Lohndiener hatte sich kaum entfernt, als der Kellner das Abendessen brachte.

Eugenie bemühte sich, den Vater aufzuheitern, der, in Ge-

danken vertieft, ihrem Geplauder nur eine getheilte Aufmerksamkeit schenkte. Louise dagegen war schweigsam, sie schien ebenfalls mit ihren Gedanken zu sehr beschäftigt zu sein, als daß sie mit ganzer Seele an der Unterhaltung Theil nehmen konnte.

Eugenie neckte die Freundin wegen dieser Einsilbigkeit, deren Grund sie zu errathen glaubte, Louise schüttelte wehmüthig ernst das Köpfchen und erwiderte, sie habe während der Fahrt eine Entdeckung gemacht, über die sie unausgesetzt nachgrübeln müsse.

„Welche Entdeckung, mein Fräulein?“ fragte der Graf, aus seinem Sinnen emporfahrend.

„Eine sehr merkwürdige Entdeckung. Als der Zug heute Mittag auf einer Zwischenstation hielt, glaubte ich den Mann, über den wir im Laufe des Vormittags gesprochen hatten, zu bemerken.“

„Eduard Beier?“ fragte Eugenie überrascht.

„Ja. Ich vermuthete im ersten Augenblick, es sei eine Täuschung, aber als der Zug abfuhr, wandte er sich um, ich erkannte ihn.“

„Wie hieß die Station?“ erwiderte der Graf.

„Ich weiß es nicht.“

„Hm, wenn er es gewesen wäre, würde er doch bis Breslau mitgefahren sein.“

„Ich denke mir, er hat seine Eltern besuchen wollen, die an der böhmischen Grenze wohnen.“

„Ah — Sie mögen Recht haben. Wahrscheinlich ist er an jener Station ausgestiegen, um gleich darauf in gerader Richtung weiter zu fahren. Kennen Sie seine Eltern?“

„Nein.“

„Wissen Sie, wo dieselben wohnen?“

„Auch das nicht. Sein Vater soll ein wohlhabender Landmann sein.“

„So, so.“

„Der Name des Orts ist mir unbekannt.“

„Kaufmann Bernhard!“ meldete in diesem Augenblick der Kellner.

Der Graf erhob sich. „Ich lasse ihn bitten, einzutreten,“ sagte er. „Eugenie, ich bedaure —“

„Werden wir schon wieder aus Deiner Nähe verbannt?“ unterbrach Eugenie ihn schmollend. „Wenn er befiehlt, Louise, müssen wir wohl gehorchen.“

Die beiden Mädchen hatten die Thüre noch nicht hinter sich geschlossen, als der Angemeldete eintrat.

Es war ein kleiner, ziemlich corpulenter Herr, mit einem stark gerötheten Gesicht, Fuchsaugen und einer umfangreichen Glatze.

Der Graf lud ihn durch eine Handbewegung ein, Platz zu nehmen.

„In Berlin ist nichts auszurichten," sagte er, „ich hoffe, für die Enttäuschungen entschädigt zu werden. Berichten Sie mir, was Sie ausgerichtet haben."

Der kleine Herr zuckte bedauernd die Achseln. „Es ist wenig, aber immerhin etwas, Herr Graf," erwiderte er, „der Umstand, daß ich erst seit vier Wochen hier weile und die Stadt mir völlig fremd ist —".

„Aber Sie haben Agenten."

„Freilich, indeß stellt es sich mehr und mehr heraus, daß diese Leute nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht sind. Jeder sucht schon jetzt zu erforschen, wo er sein Schäfchen rasch und sicher scheeren kann, wenn die Oesterreicher hier eingerückt sind. Der Trödler, den Sie mir damals so warm empfohlen haben, hat heimlich eine ganze Bande organisirt, die beim Ausbruch des Krieges die Kirchen berauben und ihm das geraubte Gut gegen billige Entschädigung überlassen, er denkt daran mehr als an die Lösung der Aufgabe, die Sie ihm gestellt haben!"

„Ich hätte es früher bedenken sollen!" sagte der Graf unwirsch. „Diese Czechen und Slovaken können ihre Natur nicht verleugnen; das liebe „Ich" geht allem Andern vor. Was ist denn eigentlich geschehen, seitdem Sie hier sind? Sie verließen schon vor vier Wochen Wien mit dem speciellen Auftrage, hier Alles für die feindliche Invasion vorzubereiten, nach allen Richtungen Kundschafter auszuschicken und alle Bewegungen der preußischen Armee scharf beobachten zu lassen."

Abermals zuckte Bernhard die Achseln. „Als ich hierher reiste, hielt ich die Erfüllung meiner Aufgabe nicht schwierig," entgegnete er, „aber alle Bemühungen sind einestheils an der Trägheit und dem Egoismus unserer Kundschafter, anderntheils an dem Patriotismus der Preußen gescheitert."

„An dem Patriotismus der Preußen?"

„So ist es. Den Bürgern gegenüber darf man keine österreichische Gesinnung zeigen, wenn man nicht Gefahr laufen will, todtgeschlagen zu werden und in der Armee ist der unwissendste gemeine Soldat intelligent genug, um den Spion von dem ehrlichen Manne zu unterscheiden. In Oesterreich ist das Alles ganz anders. Da ist jeder —"

„Ja, ja, ich habe das auch gefunden," fiel der Graf ihm in's Wort, „aber eben weil diese intelligente Armee uns gegenübersteht, müssen wir Alles aufbieten, um uns einen Vortheil über sie zu sichern. Was hat der Oberst zu Wege gebracht? Er ist doch auch ein gescheidter Kopf —"

„Ich fürchte, er ist zu gescheidt," unterbrach Bernhard ihn, über dessen Lippen ein bedeutsames Lächeln glitt. „Der Oberst reist mit meiner Musterkarte von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf, aber was er von diesen Reisen heimbringt, lohnt der Mühe nicht."

„Wann kommt er zurück?"

„Ich erwarte ihn heute Abend."

„Haben Sie in Ihrer Wohnung hinterlassen, daß er Sie hier finden würde?"

„Ja."

„Gut, wir müssen andere Mittel ergreifen."

„Herr Wenzel Richter!" meldete der Kellner.

„Ah, der Trödler," sagte der Graf gleichgültig, „er hat sich um eine Agentur beworben, lassen Sie ihn eintreten."

Ein kleines, dürres Männchen trat ein, sein unscheinbarer Anzug und sein verschmitztes Gesicht rechtfertigten die Geringschätzung, mit welcher der Kellner über die Achsel auf ihn hinunter sah.

„Ich bin unzufrieden mit Ihnen," nahm der Graf in strengem Tone das Wort, „Sie rechtfertigen das Vertrauen nicht, welches ich in Sie gesetzt habe. Statt dem Vaterlande zu dienen, suchen Sie nur Ihr eigenes Interesse zu wahren, statt die Aufgabe zu erfüllen, die Ihnen gestellt wurde, beschäftigen Sie sich mit andern Dingen."

In den Augen des Trödlers loderte der Haß jäh empor. „Das kann nur Bernhard Ihnen gesagt haben," erwiderte er, „ich weiß, er möchte gern meine Dienste verkleinern und mich ganz verdrängen."

„Das sind leere Redensarten, mit denen Sie nicht durchkommen werden," fuhr der Graf fort. „Was haben Sie im Interesse unseres Landes gethan? Geben Sie mir Beweise, daß Sie wenigstens —"

„Beweise?" fiel der Trödler ihm rasch in's Wort. „Hier sind sie."

Er zog einige Papiere aus der Brusttasche seines unsauberen Rocks und warf sie auf den Tisch.

Der Graf entfaltete rasch die Papiere.

„Ein Plan der Festung Kosel?" sagte er überrascht. „Den können wir benutzen. Ein Verzeichniß derjenigen Grenzorte, die bis jetzt noch vom Militär entblößt sind. Bah, — was kann das uns nützen, vielleicht sind schon morgen die sämmtlichen Orte — aber was ist das? Ein Namenregister —"

„Ein Verzeichniß der Bürger Breslau's, welche gut österreichisch sind," ergänzte der Trödler.

Bernhard warf über die Schulter des Grafen einen Blick auf das Papier.

„Zu welchem Zweck habt Ihr das Verzeichniß angefertigt?“ fragte der Graf.

„Wenn die Stadt eingenommen ist, wird es dem betreffenden General angenehm sein, zu wissen —“

„Diese Leute zählen, so viel ich weiß, fast ausschließlich zum Plebs,“ unterbrach Bernhard den Trödler. „Ich kenne die Stimmung der Stadt sehr genau. In den gebildeten Ständen und vorzugsweise in der besitzenden Klasse findet nicht Einer sich, der das Einrücken unserer Truppen nicht als ein Unglück betrachten würde. Das ist die Ansicht der gesammten Bürgerschaft.“

Wenzel Richter zuckte geringschätzend die Achseln. „Wenn Ihr's besser wißt, muß ich mich bescheiden,“ sagte er, „mir scheint überhaupt, als ob Ihr lieber preußisch werden, als österreichisch bleiben möchtet.“

Der Graf blickte Beide scharf an.

„Jeder schiebt's auf den Andern,“ erwiderte er, „besser wäre es, wenn Ihr Beide Eure Schuldigkeit thun wolltet. Ich sehe wohl ein, daß wir keinen Schritt weiter kommen, wenn die Angelegenheit nicht energischer betrieben wird, hoffentlich finde ich an dem Oberst eine bessere Stütze.“

„Sagen Sie Herrn Bernhard, sein Geschäftsführer Karl Schulz wünsche mit ihm zu reden,“ ließ in diesem Augenblick eine Stimme auf dem Korridor sich vernehmen, „und wenn ich bitten darf, etwas rasch, ich habe keine Lust, zu warten, bis es Ihnen gefällig ist.“

„Der Oberst!“ sagte Bernhard leise.

„Gut, daß er kommt,“ entgegnete der Graf.

Der Kellner meldete den Geschäftsführer an, gleich darauf trat der Letztere ein.

Die hohe, schlanke Gestalt, die soldatische Haltung, das freie, sichere Auftreten und die ernsten, strengen Züge paßten weit besser zu der Uniform, als zu dem schlichten Rock eines Handlungsreisenden.

Mit sichtbaren Zeichen freudiger Ueberraschung bot der Eintretende dem Grafen die Hand.

„Ich hatte Sie so früh nicht zurückerwartet,“ sagte er, „Sie wollten mindestens acht Tage in Berlin bleiben.“

„Umstände nöthigten mich, die Residenz so rasch wieder zu verlassen,“ entgegnete der Graf.

„Sie haben also dort nichts ausgerichtet?“

„Nein.“

„Ich dachte es mir. Der Schwerpunkt liegt vorläufig hier.“

„Und Sie?“

„Hm, ich denke, meine Zeit gut benutzt zu haben. Ich habe

die genauesten Specialkarten der Grenze und dabei ganz besonders mein Augenmerk auf die Gegend bei dem Orte Klingebeutel gerichtet, ich halte dafür, daß dort der Einmarsch die meisten Chancen für uns bietet."

Der Graf wanderte nachdenklich auf und ab.

„Das ist schon etwas," sagte er, „aber noch nicht genug. Wir müssen die Truppenaufstellung genau erforschen und, wenn möglich, die Operationspläne zu erfahren suchen. Unsere Kundschafter haben sich keine Mühe gegeben, der Plan der Festung Kosel ist das Einzige, was die Beiden gebracht haben."

Der Oberst schüttelte den Kopf. „Ich habe einen besseren Kundschafter gefunden," erwiderte er. „Haben Sie eine Stunde übrig?"

„Was haben Sie vor?"

„Ich will Sie wohinführen."

„Wollen Sie nicht vorher mir einige Andeutungen geben?"

„Ich halte es für besser, dies erst an Ort und Stelle zu thun."

„Gut, ich bin bereit," entgegnete der Graf, indem er durch einen Wink Bernhard und den Trödler verabschiedete, die, an diese Behandlung gewöhnt, sich unverzüglich entfernten.

„Man findet zu viel perfides Gesindel unter diesen Czechen und Slovaken," sagte der Oberst, während er Arm in Arm mit dem Grafen die, trotz der späten Stunde, noch belebten Straßen durchwanderte, „deshalb auch nahm ich Anstand, im Beisein der Beiden Ihnen meinen Plan auseinanderzusetzen. Sie werden vielleicht erstaunen, wenn Sie ihn erfahren, aber ich versichere Sie, er ist gut. Ich lernte vor einigen Tagen eine junge Dame kennen, die sehr hübsch, sehr schlau und gewandt —"

„Und auch wohl sehr gefällig ist," wandte der Graf ein.

„Errathen. Ein schlesischer Rittergutsbesitzer hatte vor einigen Jahren eine sehr intime Liaison mit ihr angeknüpft, damals soll sie die Braut eines Studenten gewesen sein. Genannter Herr hat nun vor mehreren Wochen ihr sehr höflich für ihre Liebe und Treue gedankt und sich seitdem nicht mehr blicken lassen. Der Zufall führte mich mit der jungen Dame zusammen, ich erkannte bald, daß sie ganz dazu geeignet ist, den Plan auszuführen, welchen ich entworfen habe —"

„Und dieser Plan?"

„Ist sehr einfach, trotz seiner Abenteuerlichkeit. Die Dame wird als Gattin eines preußischen Garde-Offiziers von Lager zu Lager fahren, um ihren Gatten zu suchen und bei dieser Gelegenheit —"

„Ich bewundere Sie, Oberst, aber ich fürchte, daß Ihr Plan unausführbar ist."

„Weshalb fürchten Sie das?"

„Weil die nöthigen Pässe nicht zu beschaffen sein werden."

„Wenn ich Ihnen nun sage, daß die Papiere bereits zur Stelle sind?"

„Oberst, Sie hätten ein Diplomat werden sollen," sagte der Graf überrascht. „Aber besitzt die Dame die Kenntnisse, um sich einen Begriff machen zu können —"

„Seien Sie unbesorgt, sie wird uns zufrieden stellen."

Der Oberst war vor einem kleinen, freundlichen Hause in einer ziemlich abgelegenen Straße stehen geblieben, er pochte mit seinem Rohrstock dreimal leise an einen Fensterladen.

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte er. „Versprechen Sie der Dame nicht zu viel, die glänzende Belohnung müssen wir sparen bis zu dem Zeitpunkt, in welchem die Verhältnisse uns gebieten, eine Pression auf unsere Spione zu üben."

Die Thüre war inzwischen geöffnet worden, ein kleines Mädchen führte die beiden Herren in ein sehr elegant eingerichtetes Gemach und bat sie, sich einen Augenblick zu gedulden.

Gleich darauf trat die junge Dame ein.

Man mußte sie schön nennen, ihr schlanker Wuchs, ihre majestätische Haltung, ihre ebenmäßigen Züge und ihr sicheres, elegantes Auftreten gaben ihrer äußeren Erscheinung etwas Imponirendes.

„Fräulein Therese Schirmer!" stellte er die junge Dame seinem Begleiter vor, und, darauf sich zu diesem wendend, fuhr er fort: „dies ist die Dame, über welche ich vorhin mit Ihnen gesprochen habe."

„Der Herr Graf?" fragte Therese, während sie die beiden Herren einlud, Platz zu nehmen.

„Graf von K.," erwiderte der Oberst, während sein Begleiter leicht mit dem Kopfe nickte. „Sie wissen, um was es sich handelt?"

„Allerdings, und ich bin bereit, mich dem Auftrage zu unterziehen."

„Sie werden als die Gattin des Herrn Hauptmann von Schirmer das preußische Lager bereisen und bei dieser Gelegenheit die Notizen sammeln, die wir zu erhalten wünschen," fuhr der Oberst fort. „Die Stellung und die Stärke der Truppen, die Richtungen, in denen die Feldwachen und Posten vorgeschoben sind, und genaue Zeichnungen der betreffenden Gegenden. Es genügt, wenn Sie durch einfache Striche den Lauf eines Baches, die Ausdehnung eines Gehölzes, die Lage einzelner Gehöfte und die verschiedenen Fuß- und Fahrwege andeuten, die Entfernungen müßten mit Zahlen angegeben werden. Können Sie, durch welche Mittel dies auch geschehen mag, über die Operationspläne etwas erfahren, so ist dies für uns von hoher Wichtigkeit."

Die dunklen Augen des Mädchens ruhten unverwandt auf den

Zügen des Grafen, der jetzt in der Nähe die junge Dame nicht mehr so schön fand.

„Ich werde mich bemühen, allen Wünschen Rechnung zu tragen," erwiderte sie. „Aber Sie versprachen mir, für die nöthigen Pässe —"

„Hier sind sie," fiel der Oberst ihr in's Wort. „Ein Paß, lautend auf den Namen Therese von Schirmer. Sie werden finden, daß das Signalement ganz genau übereinstimmt."

„Ein echter Paß?" fragte der Graf erstaunt. „In der That, nicht einmal das Siegel fehlt."

„Ich habe mich mit verschiedenen Formularen versehen, ehe ich Wien verließ," entgegnete der Oberst ruhig. „Es wird Ihnen nicht schwer fallen, auf diesen Paß hin die Erlaubniß des kommandirenden Generals zu erhalten —"

„Aber wissen Sie auch, ob ein Hauptmann von Schirmer bei der Garde dient?" warf Therese ein.

Der Oberst zuckte die Achseln. „Das wird am Ende gleichgültig sein —"

„Gehen wir nicht so leicht darüber hinweg. Gesetzt, der General läßt in der Armeeliste nachsehen, vielleicht nur, um mir gefällig zu sein, um mir sagen zu können, wo ich meinen Gemahl finden werde, liegt es nicht nahe, daß er Verdacht schöpft, wenn die Liste den Namen nicht enthält?"

„So ist die Liste unvollständig —"

„Darauf kann ich mich nicht berufen, man würde mir erwidern —"

„Ich glaube nicht, daß die Armeelisten zur Stelle sind, und selbst, wenn dies der Fall ist, wird der General schwerlich Zeit finden, sie durchzusehen," unterbrach der Graf das Mädchen. „Sehen Sie überhaupt von dem Besuch bei dem General ab, auf diesen Paß hin wird jeder Offizier Sie ungehindert passiren lassen."

„Es ist ein gefährliches Wagniß —"

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein," sagte der Oberst. „Sie besitzen doch noch die Briefe, welche ich von der Grenze aus an Sie schrieb?"

„Allerdings."

„Nun wohl, auch diese können als Legitimation dienen. Die Unterschrift, die Adresse, der Feldpoststempel und auch der Inhalt beweisen, daß Ihr Gatte sich bei der Armee befindet. Ein wichtiges Familienereigniß nöthigt Sie, ihn zu besuchen, um ihm Mittheilungen zu machen, die Sie dem Papier nicht anvertrauen dürfen, — das wird Jeder glauben, Niemand kann darin einen Grund zum Argwohn finden. — Sie nehmen einen Wagen und fahren von Ort zu Ort —"

„Halt," fiel der Graf hastig ein, „ich habe da einen glücklichen Gedanken. „Ist der Wagen schon gemiethet?"

„Ich wollte morgen früh den Hauderer besuchen," entgegnete der Oberst.

„Gut, so werde ich der Kutscher sein."

„Sie, Herr Graf?"

„Weshalb nicht?"

Der Oberst schüttelte bedenklich das Haupt. „Das könnte Verdacht erregen, es hält zu schwer, eine solche Rolle durchzuführen."

„Ueberlassen Sie das mir. Sorgen Sie nur für den nöthigen Anzug."

„Und die Comtesse?"

„Ich empfehle sie Ihrem Schutze. Binnen acht Tagen werden wir wieder hier sein. Wir fahren morgen früh ab."

„Wenn Sie glauben, die Rolle durchführen zu können, so ist mir Ihre Begleitung sehr angenehm," sagte Therese, „um so angenehmer, weil Ihre Züge mich an einen Mann erinnern, den ich einst geliebt habe."

„Lieber Graf, die Begleitung ist mir unter solchen Umständen gefährlich," lachte der Oberst.

„Ich glaube das nicht," fuhr Therese ruhig fort, „der Herr Graf ist kein Jüngling mehr und — — aber wir plaudern da über Dinge, die dem Ernst des Augenblicks nicht angemessen sind."

Der Graf blickte nachdenklich das Mädchen an, über dessen Züge ein düsterer Schatten sich gebreitet hatte. „Sie sagten, mein Gesicht erinnere Sie an einen Andern," nahm er das Wort, „dürfte ich vielleicht fragen —"

„Wer dieser Andere war? Er war mein Bräutigam, ich allein trug die Schuld daran, daß er mich verließ."

„Er wohnte hier?"

„Er studirte hier Medizin, nach dem Bruch verließ er Breslau, ich glaube, er ist nach Berlin gereist, seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört."

„Hieß er nicht Eduard Beier?"

Therese blickte betroffen auf.

„Woher wissen Sie —"

„Ich bin bisher nur Einem begegnet, der in seiner äußeren Erscheinung mir glich, und dieser Eine hieß Eduard Beier," entgegnete der Graf ruhig.

„Wo trafen Sie ihn?" fragte Therese rasch.

„In Berlin."

„Ist er noch dort?"

„Ich glaube nicht, er wollte die Residenz verlassen."

„Sagte er Ihnen, wohin er sich wenden wolle?"

„Nein."

Der Oberst hatte sich erhoben. „Herr Graf, es ist spät," sagte er, „bedenken Sie, daß wir morgen noch Manches zu ordnen haben."

Auch der Graf erhob sich jetzt.

„Es bleibt also dabei, wir reisen gemeinschaftlich," wandte er sich zu dem Mädchen, „studiren Sie Ihre Rolle ein, ich werde mich ebenfalls bemühen, sie durchzuführen."

Therese begleitete die beiden Herren zur Thüre; als sie sich entfernt hatten, kehrte sie nachdenklich in das Zimmer zurück, wo sie lange, in tiefe Gedanken versunken, auf- und abwanderte.

---

## Dreizehntes Kapitel.

# Ein Geständniß.

Eduard war im Grunde zufrieden damit, daß der Weber Hohenfels die Flucht glücklich bewerkstelligt hatte. Wäre derselbe den Husaren in die Hände gefallen, so würde das Kriegsgericht vielleicht das Todesurtheil über ihn gesprochen haben.

Die Husaren kehrten am Morgen zu ihrem Truppentheile zurück, Eduard versprach dem Offizier, im Laufe des Tages ihm zu folgen und im Lager ihn aufzusuchen.

Er würde sofort die Husaren begleitet haben, wenn nicht die Sorge um Konrad ihn bewogen hätte, noch einige Stunden im Elternhause zu weilen.

Konrad hatte sich kurz nach dem Brande unter dem Vorwande entfernt, er wolle erforschen, ob der Weber sich noch im Dorfe befinde, oder ob er dasselbe wirklich verlassen habe, seitdem war er noch nicht zurückgekehrt.

Eduard fühlte sich beunruhigt, er kannte die Stimmung im Dorfe, er wußte, daß die Parteigenossen des Webers sich kein Gewissen daraus machten, einen preußisch Gesinnten heimlich in eine Falle zu locken und dann für immer zu beseitigen, die Besorgniß um den Freund ließ ihm keine Ruhe. Er schob den Revolver in die Brusttasche und wanderte langsam durch das Dorf, bald hier, bald dort nach einem Haltpunkt spähend, auf den sein Argwohn sich stützen konnte.

Kurz entschlossen ging er endlich in die Wohnung des Webers, konnte er auch nicht darauf rechnen, hier Gewißheit über das Schicksal seines Freundes zu erhalten, so hoffte er doch Marie zu finden, die ihm vielleicht werthvolle Andeutungen gab.

In dieser Hoffnung sah er sich nicht getäuscht.

Marie saß an dem kleinen Fenster und blickte durch die halberblindeten Scheiben in die lachende Landschaft hinaus. In dumpfes Brüten versunken, bemerkte sie den Eintritt des jungen Mannes nicht; erst als er, hinter ihr stehend, leise ihren Namen nannte, fuhr sie erschreckt empor.

„An wen denken Sie?“ fragte Eduard leise.

Purpurgluth übergoß bei dieser Frage die Wangen des Mädchens, verwirrt senkte sie die Wimpern.

Wäre Eduard nicht zu sehr mit der Sorge um seinen Freund beschäftigt gewesen, so hätte es ihm jetzt klar werden müssen, was Marie am Tage vorher bewog, ihn zu warnen und seinetwegen sich großen Gefahren auszusetzen.

„Sie denken wohl an Ihren Vater?“ fuhr er fort, ehe das Mädchen Zeit fand, sich von ihrer Ueberraschung zu erholen. „Wenn es ihm noch nicht gelungen ist, zu entfliehen, so fürchten Sie nichts, ich werde ihn nicht verrathen, trotzdem ich —“

„Er ist in Sicherheit,“ unterbrach Marie ihn, und ein Blick des Dankes traf aus ihren großen Augen den jungen Mann, dem das Mädchen heute schöner, denn je zuvor erschien. „Führt Sie nur das zu mir, so —“

„Nicht das, Marie, obschon ich weiß, daß Sie diesen Mann lieben, der doch wahrlich Ihre Liebe und Achtung nicht verdient. Sein Schicksal ist mir gleichgültig, und wenn es mich freut, daß er glücklich der Verhaftung entronnen ist, so freut mich das nur Ihretwegen. Nein, in erster Reihe führt mich ein warmes, inniges Dankgefühl zu Ihnen. Sie haben für mich —“

„Reden Sie nicht davon —“

„Doch, Marie, mein Herz und mein Gewissen sagen mir, daß Sie durch Ihren Edelmuth und Ihre Aufopferung mir eine schwere Schuld aufgebürdet haben, die ich wohl nimmer tilgen kann.“

„Ich bitte Sie —“

„Marie, weshalb wollen Sie den Dank zurückweisen?“

„Wenn Sie wüßten, was mich dazu bewogen hat!“

Forschend blickte Eduard das abermals hoch erröthende Mädchen an, welches ängstlich vermied, seinem Blicke zu begegnen.

„Was Sie dazu bewogen hat?“ erwiderte er. „Was anders könnte es gewesen sein, als Ihr edles Herz?“

„Ja, das Herz war es, Eduard,“ fiel Marie ihm rasch in's Wort. „Aber reden wir nicht mehr davon, jedes Wort, welches

Sie mir sagen, weckt in meiner Seele Träume, die ja doch niemals sich verwirklichen können."

Sie wandte sich ab und trat an's Fenster zurück.

Mit wachsendem Erstaunen hatte Eduard diese Worte vernommen, mehr noch, als sie, verrieth ihm der Ton, in welchem sie gesprochen worden waren. Er wußte nicht, welche Antwort er darauf geben sollte, ihn überraschte das fast unzweideutige Geständniß und eben so sehr überraschte ihn die Gluth der Leidenschaft, die in diesem Geständniß sich kund gab.

„Sie werden sich erinnern, Eduard, daß wir in den schönen Tagen unserer Kindheit Spielgefährten waren," fuhr Marie nach einer kurzen Pause fort, „wenn Sie an jene Tage zurückdenken, so entsinnen Sie sich auch wohl mancher herrlichen Stunde, die wir in Feld und Wald mit einander verbrachten. Sogar später noch, als Sie das Gymnasium besuchten, waren wir während Ihrer Ferien oft beisammen, Sie erzählten mir Ihre Erlebnisse, Sie unterrichteten mich, Sie liehen mir Bücher —"

„Es ist wahr," unterbrach Eduard sie, „und ich versichere Sie, daß Sie damals meine einzige Freundin waren, die ich recht herzlich lieb gewonnen hatte."

„Damals!" seufzte das Mädchen leise. „Wir waren beide noch Kinder, und mein Herz hegte die Hoffnung, daß es so immer zwischen uns bleiben werde. An dieser Hoffnung hat es festgehalten, trotzdem ich mir im Laufe der Zeit sagen mußte, daß es eine thörichte Hoffnung sei. Zürnen Sie mir nicht, Eduard, es ist so schön, hoffen zu dürfen, auch dann noch, wenn die Erfüllung der Hoffnung eine Unmöglichkeit ist."

Eduard hatte sich dem Mädchen genähert. Er ergriff ihre Hände und blickte ihr treu in's Auge.

„Ich Ihnen zürnen?" erwiderte er. „Wie können Sie daran nur denken? Mag sein, daß auch ich einmal jene Hoffnung gehegt habe, das Herz des Kindes hofft ja so leicht und so gerne! Auf der wildbewegten See des Lebens sind alle meine Hoffnungen und Wünsche gescheitert, alle Illusionen und Träume zerronnen, schiffbrüchig kehrte ich heim und nur noch einen Wunsch kennt meine Seele, den, daß sie bald Ruhe finden möge."

Marie schüttelte mißbilligend das Köpfchen. „Sprechen Sie nicht so, Eduard, wenn Sie auch zweimal betrogen wurden, das berechtigt Sie nicht, Jeden für einen Betrüger zu halten. Wahrlich, das Mädchen, welches Sie betrügen konnte, muß statt des Herzens einen Stein im Busen getragen haben."

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen," sagte Eduard düster, „zu viele unangenehme Erinnerungen knüpfen sich an sie, als daß ich sie in's Gedächtniß zurückrufen möchte. Marie, diese Ver-

gangenheit ist die einzige Kluft, die zwischen uns liegt, über sie führt niemals eine Brücke. Wäre aber sie nicht, Gott im Himmel ist mein Zeuge, ich würde mich glücklich schätzen, den Traum Ihrer Kindheit erfüllen zu können."

„Sagen Sie das nicht, ich bin eine unwissende Bettlerin; Sie sind —"

„Marie, Sie tragen einen Schatz in sich, der das glänzendste Vermögen aufwiegt, und von Ihrer Unwissenheit mag ich auch nichts hören, Sie sprechen ja wie ein Buch. Wo haben Sie das nur gelernt?"

„Aus den Büchern, die Sie mir geliehen haben, aus den öfteren Unterhaltungen mit Ihnen, Eduard."

„Nun wohl, Marie, lassen Sie uns jenen Freundschaftsbund erneuern, seien Sie meine Schwester —"

„Ja, ja, so sei es," erwiderte das Mädchen rasch, „ich will Ihnen eine treue, liebevolle Schwester sein."

Eduard drückte das Mädchen in seine Arme und hauchte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Und nun wirst Du mir auch erlauben, daß ich fortan für Deine Zukunft Sorge trage," sagte er. „Du mußt dieses Haus und diesen Ort verlassen."

„Weshalb?" fragte Marie überrascht.

„Weil es in Deinem Interesse liegt, die Begegnung mit dem Vater zu vermeiden."

„Er ist mein Vater —"

„Gewiß, aber daneben auch ein Schurke."

„Eduard!"

„Du kannst und wirst es nicht leugnen. Nun er vogelfrei geworden ist, wird er noch tiefer sinken."

„Eben deshalb muß ich ihn zu retten suchen."

„Wird es Dir gelingen?"

„Vielleicht."

„Du glaubst es selbst nicht, Du weißt, daß er Dich mit Hohn zurückweisen, daß er Dir den Verrath vorwerfen und vielleicht, von seinem Jähzorn hingerissen, Dir fluchen wird."

„O mein Gott!"

„Sage selbst, ob dem nicht so ist."

„Du hast Recht, Eduard, mein Vater ist verloren!"

„Er war es schon längst."

„Dennoch gebietet mir meine Pflicht —"

„Marie, diese Pflicht hat ihre Grenze, die sie nicht überschreiten darf."

Das Mädchen blickte lange schweigend vor sich hin. „Wohin soll ich gehen?"

„Nach Breslau.“

„Was soll ich dort?“

„Ich werde suchen, Dir eine Stelle zu verschaffen.“

„Und Du?“

Eduard zuckte die Achseln. „Wohin mich das Schicksal verschlagen wird, weiß ich noch nicht, ich werde meine Dienste dem Vaterlande widmen und erst dann, wenn es ihrer nicht mehr bedarf, über meine Zukunft mit mir zu Rathe gehen. — Nun noch Eins. Mein Freund, derselbe, den Du gestern zu den Vorposten begleitet hast, hat heute Morgen in der Frühe unser Haus verlassen, um im Dorfe Deinem Vater nachzuforschen, ich bin seinetwegen in Sorge, glaubst Du —“

„Ich sah ihn vor zwei Stunden in die Schenke einkehren,“ unterbrach Marie ihn rasch. „Ist er noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein.“

„Deine Besorgniß kann begründet sein.“

„Du glaubst also, dieser Wirth —“

„Er ist ein heimtückischer Schuft. Seitdem der Czeche, der Mausefallenhändler, bei ihm wohnt, gefällt er sich darin, die Gesinnungen eines jeden zu erforschen und den, der gut preußisch ist, mit Spott und Hohn zu überschütten.“

„Seit wann wohnt der Czeche bei ihm?“

„Seit acht Tagen.“

„Du glaubst also, daß der Wirth fähig ist, den jungen Mann aus dem Wege zu räumen, wenn die Gelegenheit sich ihm darbietet?“ fragte Eduard, der diese Auskunft nicht erwartet hatte, trotzdem sie mit seinem Argwohn übereinstimmte.

„Ich vermuthe sogar, daß er dies bereits gethan hat.“

Eduard zog den Revolver aus der Tasche und unterwarf das Schloß einer sorgsamen Prüfung.

„Kennst Du die innere Einrichtung der Schenke?“

„Ja.“

„So komm', Du wirst mich begleiten.“

„Ich bin dazu bereit,“ sagte Marie entschlossen.

Die Beiden verließen das Haus und schlugen den Weg zur Schenke ein.

Der Wirth stand auf der Schwelle seines Hauses, er hatte die Hände auf dem Rücken gekreuzt und pfiff eine lustige Weise vor sich hin.

In dieser Beschäftigung ließ er sich durch den Eintritt der Beiden nicht stören, phlegmatisch folgte er ihnen in die Schenkstube.

„Was beliebt?“ fragte er barsch. „Nach dem gestrigen Vorfalle fühle ich keine Lust, Euch irgend etwas zu verabreichen —“

„Wo ist der Mausefallenhändler?“ unterbrach Eduard ihn ruhig.

„Was wollt Ihr von ihm?"

„Kümmert's Euch? Ich verlange mit ihm zu reden."

Der Wirth schien nachzudenken. Nach einer kurzen Pause, während der er den jungen Mann vom Scheitel bis zur Sohle gemustert hatte, öffnete er eine Thüre.

„Dort ist er," erwiderte er.

„Laßt ihn eintreten."

Der Czeche trat mit einem Lächeln verachtender Geringschätzung auf den Lippen in das Schenkzimmer.

„Setzt Euch," befahl Eduard, während er den Revolver aus der Tasche zog.

„Was soll das?" fuhr der Wirth auf. „Gewalt in meinem eigenen Hause?"

„Noch einmal befehle ich Euch, nehmt auf jener Bank Platz," entgegnete der junge Mann mit gemessenem Ernst. „Sechs Kugeln sind in dieser Waffe, und ich bin ein zu geübter Schütze, als daß ich das Ziel fehlen könnte, das merkt Euch vorab. Eine einzige verdächtige Bewegung, ein einziger Hülferuf und Ihr seid Beide des Todes, mit Schurken Eures Gelichters macht man nicht viele Umstände."

Der energische Ton, in welchem Eduard dies sagte, die Ruhe, die er bewies, und die Entschlossenheit, die in seinen Zügen sich ausdrückte, mußte den Beiden beweisen, daß er nicht scherze, daß der Drohung die That auf dem Fuße folgte, wenn sein Befehl nicht befolgt wurde. Zudem waren Beide feige. Eduard befahl dem Mädchen, die Thüre zu schließen, auch das ließen sie ruhig geschehen.

„Wo ist mein Freund, der vor zwei Stunden in Euer Haus trat?" fragte Eduard, den Blick fest auf das verstörte Gesicht des Wirthes gerichtet.

„Weiß ich's?" entgegnete der Wirth trotzig. „Ich habe ihn nicht gesehen."

„Das ist eine Lüge."

„Beweist mir's."

„Ihr wollt also nicht sagen, wo ich ihn finde?"

„Was kümmert mich Euer Freund!"

„Der Flachskopf?" fragte der Czeche, über dessen häßliches Gesicht ein Zug teuflischer Bosheit glitt. „Er war hier, hat sich aber nicht lange aufgehalten."

„Ihr habt ihn gesehen?"

„Ja."

„Mit ihm geredet?"

„Nein."

Eduard blickte den Czechen forschend an, er hegte die feste Ueberzeugung, daß auch dieser ihn belog.

„Ihr wißt Beide, wo er ist, aber Ihr glaubt, mich täuschen zu können," sagte er nach einer Pause, „Ihr sollt erfahren, daß Ihr nicht schlau genug seid, mich zu betrügen! Marie, sei so gut, und durchsuche das Haus, der Wirth wird Dir die Schlüssel geben."

„Tod und Teufel!" fuhr der Wirth auf.

„Ah — seht Ihr, jetzt habt Ihr Euch schon verrathen," erwiderte Eduard ruhig, „auf die Haussuchung wart Ihr nicht vorbereitet. Hütet Euch, eine verdächtige Bewegung zu machen, im nächsten Augenblicke würde eine Kugel Euch in's Gehirn fahren."

„Ihr habt nicht das geringste Recht, in mein Haus einzudringen!" rief der Wirth erbost. „Ein Straßenräuber seid Ihr —"

„Ruhig, wenn ich bitten darf!" fiel Eduard ihm in's Wort, „Euer Geschrei könnte gute Freunde herbeilocken, ich mache Euch darauf aufmerksam, daß, sobald man zu Eurer Hülfe herbeieilt, ich mich genöthigt sehe, Euch niederzuschießen. Gebt die Schlüssel heraus!"

Eine drohende Bewegung mit dem Arme, der den Revolver hielt, unterstützte die Aufforderung, der Wirth zog die Schlüssel aus der Tasche und warf sie trotzig auf den Fußboden.

Marie hob sie auf und entfernte sich.

In den Augen der beiden Gefangenen loderte die verzehrende Gluth des Hasses, Eduard las in ihnen, was ihm bevorstand, wenn er wehrlos den Beiden in die Hände fiel.

Ungefähr fünf Minuten waren verstrichen, als Marie zurückkehrte, Konrad folgte ihr.

„Schießt die Schurken nieder," sagte der letztere, „sie überfielen mich, als ich in die Schenke trat, ich wurde gebunden und geknebelt und in den Keller geschleppt. In der nächsten Nacht sollte ich ermordet werden, der Mausefallenhändler zeigte mir, ehe er mich verließ, das Messer, welches er mir in's Herz stoßen wollte."

„Wahrlich, sie hätten nichts Besseres verdient," entgegnete Eduard mit schneidender Kälte, „aber sie sind Beide das Pulver nicht werth. Ich mag meine Hände mit dem Blute dieser Menschen nicht besudeln."

„Die Stunde wird schlagen, in der Ihr mir das entgelten sollt!" sagte der Wirth und in seiner Stimme lag eine solche Fülle glühenden Hasses, daß Marie erbebte.

„Kommt," drängte sie, „in der Nähe dieser Menschen kann man nicht frei athmen."

„Was nun?" fragte Konrad, nachdem sie die Schenke verlassen hatten. „Hier können wir nicht länger bleiben, der Haß dieser Schufte —"

„Wird uns nicht erreichen," entgegnete Eduard ruhig. „Marie, Du wirst unverzüglich die Reise nach Breslau antreten, ich folge

Dir, sobald ich von meinen Eltern Abschied genommen und mit meinem Freunde die nöthigen Verabredungen getroffen habe. Du erwartest mich morgen früh in diesem Hause."

Er hatte eine Karte aus seiner Brieftasche genommen und sie dem Mädchen überreicht.

„Ich hoffe, bald eine angenehme Stelle für Dich zu finden, alsdann ist einstweilen Deine Zukunft gesichert," fuhr er fort. „Du wirst also ohne Zögern das Dorf verlassen."

„Ich werde Alles thun, was Du befiehlst," erwiderte Marie treuherzig.

„Gut, auf Wiedersehen morgen früh."

„Auf Wiedersehen!"

Marie schritt rasch voran, sie kehrte in ihre Wohnung zurück, um ihre geringen Habseligkeiten einzupacken.

„Wenn sie Alles thut, was Sie ihr befehlen, so bitte ich Sie, ihr auch zu befehlen, daß sie meine Liebe erwidern möge," sagte Konrad, während die Beiden der Wohnung Eduard's zuschritten.

Eduard blickte betroffen den Freund an. „Du liebst dieses Mädchen?" fragte er. „Freund, weißt Du, was Liebe ist? Kannst Du das Gefühl der Liebe von einer freundschaftlichen Zuneigung unterscheiden? Prüfe Dich wohl!"

„Ich liebe sie," fuhr Konrad fort, „in dem Augenblicke ihrer ersten Begegnung mit ihr zog das Gefühl der Liebe in meine Seele ein."

Eduard zuckte die Achseln. „Eine vorübergehende —"

„Spotten Sie nicht darüber, ich fühle, wie sehr die Trennung von Marie mich schmerzt, wie warm und innig mein Herz an ihr hängt! Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich so plötzlich dieses Mädchen lieb gewonnen habe, aber daß dem so ist —"

„Du bist noch jung, Konrad, die Schönheit Mariens hat Deine Leidenschaften geweckt, Du hältst den Sinnesrausch für die Gluth einer reinen Liebe."

„Nein, nein —"

„Reden wir jetzt nicht mehr darüber, wenn Du wirklich das Mädchen zu lieben glaubst, so wird diese Trennung der sicherste Prüfstein für die Wahrheit und Innigkeit Deiner Liebe sein. Zudem beschäftigen uns jetzt wichtigere Dinge. Ich werde heute Nachmittag nach Breslau reisen und morgen oder übermorgen von dort mich nach Böhmen begeben. Dort wollen wir einander treffen."

„In Böhmen?" fragte Konrad überrascht.

„Ja. Du wirst Dich für einen Hausirer ausgeben, der in Schlesien seine Waare verkauft hat — aber nein, das geht nicht, Du hast keine Sprachkenntnisse, der Czeche verlernt seine Muttersprache nie."

„Ueberlassen Sie es mir, die Rolle nach den augenblicklichen Verhältnissen zu wählen," sagte Konrad, „geben Sie mir nur die Richtung an und —"

„Hier ist eine ziemlich genaue Karte," unterbrach Eduard ihn, indem er ihm eine kleine Zeichnung überreichte, „den Weg, den Du verfolgen wirst, habe ich genau vorgezeichnet. Er führt nach Reichenberg."

„Reichenberg ist das Ziel meiner Wanderung?"

„Vorläufig ja. Du wirst mich dort im „Schwarzen Bär" erwarten."

„Morgen oder übermorgen?"

„Spätestens Donnerstag. Ich überlasse es Dir, wie Du Dich über die Grenze schmuggeln willst, es ist vielleicht besser, wenn ich Dir hierin keine Vorschriften mache, Du wirst selbstständiger."

Die Beiden hatten inzwischen das Haus erreicht.

Eduard füllte einen leinenen Beutel mit Brod und Fleisch und gab ihn dem Freunde, der ihn über die Schulter hing. Hiernach führte er ihn in den Garten.

„Schlage diesen Weg ein," sagte er, „durch das Dorf darfst Du nicht gehen, der Czeche könnte Dir folgen. Nach einer viertelstündigen Wanderung wirst Du die Grenze überschritten haben, in Böhmen sieh' Dich vor, bei jedem Schritte drohen Dir Gefahren. Und nun geleite Dich Gott, Konrad, ich hoffe in Reichenberg Dich gesund wiederzusehen."

Die Beiden schüttelten einander warm die Hände, dann schritt Konrad auf dem ihm bezeichneten Wege rasch davon.

„Als er dem Blick Eduard's entschwunden war, kehrte dieser in's Haus zurück, um von den Eltern Abschied zu nehmen. Vielleicht war's ein Abschied für immer!

---

## Vierzehntes Kapitel.

# Machinationen.

Eugenie und Louise wollten nach dem Frühstück sich in ihr Gemach zurückziehen, der Graf bat sie, noch einen Augenblick zu weilen.

„Ich werde morgen früh die Stadt verlassen und erst nach acht Tagen zurückkehren," sagte er, „eine wichtige Angelegenheit, die Du ja kennst, Eugenie, fordert diese Reise."

Eugenie schüttelte mißbilligend das schöne Köpfchen. „Laß uns mitgehen," erwiderte sie bittend, „es ist ja auch für Dich tröstlicher, wenn ich in Deiner Nähe bin. Vielleicht —"

„Du fürchtest Dich, allein zurück zu bleiben?" unterbrach der Graf sie lächelnd. „Fräulein Hausmann bleibt ja bei Dir, Ihr könnt während meiner Abwesenheit ausfahren, kleine Landpartieen machen —"

„Nein, nein, wir werden im Hotel bleiben, Vater; in diesen bewegten Zeiten ist es nicht rathsam, ohne die schützende Begleitung eines Herrn auszugehen und gar weitere Spazierfahrten zu unternehmen."

„Wie Du willst, Eugenie," entgegnete der Graf ruhig, „ich überlasse es ganz Deinem Ermessen. Vergiß nur nicht, daß Du hier nicht die Comtesse von K., sondern die Tochter des Generalagenten Karl Wulff bist."

„Ich werde es nicht vergessen, Vater."

„Sie kehren also nach acht Tagen zurück?" fragte Louise.

„So hoffe ich; sollte es einige Tage länger währen, so beunruhigt Euch deshalb nicht."

„Und nach Deiner Rückkunft werden wir Breslau verlassen, Vater?"

„Wahrscheinlich."

„Um nach Wien zurückzukehren?"

„Schwerlich, ich gedenke mich einige Wochen in meinem Schlosse in Böhmen aufzuhalten."

„Ah, das ist schön," sagte Eugenie erfreut. „Louise, wir werden dort herrliche Tage verleben. Die prachtvolle Lage des Schlosses, der große, schattige Park, der wundervolle Garten — Sie sollen sehen, dort werden Sie freier aufathmen und sich mit ganzer Seele dem Entzücken hingeben, welches —"

„Liebes Kind, schildere es nicht mit all' zu reizenden Farben," warnte der Graf. „Kannst Du wissen, ob der Feind nicht das Schloß zerstören, Park und Gärten verwüsten und uns nöthigen wird, schon am Tage nach unserer Ankunft zu fliehen?"

Eugenie blickte bestürzt den Vater an, auf dessen Stirne sich düstere Schatten gelagert hatten.

„Glaubst Du das im Ernste?" erwiderte sie. „Du warst doch bisher so sehr von dem Siege unserer Armee überzeugt, und nun fürchtest Du —"

„Ich war nie davon überzeugt, mein Kind," fuhr der Graf mit trübem Ernst fort, „es ist eben das Unglück Oesterreichs, daß man in der Hofburg stets mit hochtrabenden Worten und volltönenden Phrasen Alles erreichen zu können glaubt. Dasselbe, was im Jahre 1859 in Italien uns gedemüthigt hat, wird auch dies-

mal uns Schlappen bringen, wir haben seitdem leider nichts gelernt und nichts vergessen. Die Preußen stehen längst schlagfertig an der Grenze, unserer Armee fehlt noch so Manches, daß ich vor dem Gedanken, der Krieg könne heute oder morgen erklärt werden, zittere. Die Verpflegung ist schlecht, die Munitionskolonnen fehlen, die Führer liegen sich bereits in den Haaren —"

„Aber glauben Sie denn wirklich, daß es zur Kriegserklärung kommen wird?" fragte Louise. „Jede der beiden streitenden Parteien hat erklärt, die Grenze nicht überschreiten zu wollen, ich denke, die Diplomaten werden Alles wieder in's Geleise bringen."

Der Graf zuckte die Achseln. „Nach dem Bruch in Holstein kann diese Hoffnung Niemand mehr hegen. Sehen Sie sich um in Preußen, überall bilden sich Vereine zur Unterstützung der Krieger und zur Pflege der Verwundeten. Sehen Sie diese Opferfreudigkeit, diese Thätigkeit an allen Enden, diese Truppenconcentrationen, und Sie werden zugeben müssen, daß alle diese Anzeichen darauf hindeuten, daß in Preußen die Würfel schon geworfen sind. Ich traue diesen Preußen zu, daß sie eines schönen Morgens mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen über die Grenze rücken; thun Sie's, so fürchte ich, daß die Armee Benedek's den Anprall nicht aushalten kann."

„Herr Schulz!" meldete der Kellner in diesem Augenblick.

„Ich bitte ihn, einzutreten," sagte der Graf, während die Damen das Zimmer verließen.

„Der Wagen ist gemiethet," nahm der Oberst das Wort, nachdem er sich gesetzt und die Cigarre, welche der Graf ihm anbot, angezündet hatte. „Anfangs wollte der Hauderer Schwierigkeiten machen, es schien ihm zu gewagt, Wagen und Pferde einem Unbekannten anzuvertrauen. Ich sagte ihm, die Frau eines Gardeoffiziers wünsche denselben zu benutzen, um ihren Gatten im Lager aufzusuchen, der frühere Bursche ihres Gemahls, den sie zufällig hier angetroffen habe, wolle die Zügel führen, ein Kutscher sei also nicht nöthig."

„Wenn er darauf nicht eingehen wollte, so verdenke ich das dem Manne nicht," sagte der Graf.

„Ich war auf diese Weigerung vorbereitet und bot ihm Sicherheit."

„Geld oder Bürgschaft?"

„Es wäre allerdings kürzer und einfacher gewesen, wenn ich den Werth in Banknoten deponirt hätte, aber das würde Verdacht erregt haben, ich zog also vor, ihm Bürgschaft zu bieten."

„Sehr wohl, aber —"

„Sie fürchten, er habe meine Bürgschaft als ungenügend zurückgewiesen?" fragte der Oberst. „Ich bot sie ihm nicht an, weil ich

voraussah, daß er mir in's Gesicht lachen würde. Ich sagte ihm nur, ich würde im Laufe des Tages ihm die Bürgschaft eines hiesigen Banquiers bringen."

„Welches?"

„Des ersten Besten, lassen Sie mich dafür sorgen. Um jeden Argwohn zu vermeiden, werden Sie morgen früh den Wagen holen —"

„Herr Oberst —"

„Mein Gott, bedenken Sie doch, daß Sie morgen früh nicht der Graf von K., sondern der Bursche eines preußischen Gardeoffiziers sind."

„Sie haben Recht, ich dachte nicht daran."

Der Graf war an's Fenster getreten, er blickte nachdenklich hinaus, während der Oberst im Zimmer auf- und abwanderte.

„Ueberhaupt müssen Sie sich ganz in Ihre Rolle hineinleben, wenn Sie dieselbe durchführen wollen," fuhr der Oberst nach einer Pause fort, „ich fürchte, Sie werden den Edelmann nicht vergessen können."

„Fürchten Sie das nicht," sagte der Graf ruhig, „ich werde Fräulein Therese beauftragen, ein wachsames Auge auf mich zu haben."

„Es wäre vielleicht besser, wenn ich die Stelle übernähme."

„Nein, nein, ich habe meine besonderen Gründe, den Kutscherrock anzuziehen. Haben Sie bereits für die Garderobe Sorge getragen?"

„Ja, der Trödler wird Ihnen eine Gardeuniform verschaffen."

„Eine Uniform?" fragte der Graf überrascht.

„Sie sind ja der frühere Bursche des Hauptmanns. Zudem wird es die Sache sehr erleichtern, wenn Sie preußische Uniform tragen."

Der Graf schüttelte den Kopf. Mir behagt diese Verkleidung nicht recht," sagte er, „und noch weniger sagt es mir zu, daß Sie Wenzel Richter damit beauftragt haben."

„Wenzel Richter ist unser Verbündeter."

„Er hat mein Vertrauen verloren."

„So rasch?"

„Ja. Er ist ein Czeche, ich denke, in diesen Worten liegt Alles, was —"

„Aber, wenn Sie ihm mißtrauen, warum benutzen Sie ihn?"

Der Graf zuckte die Achseln. „Konnte ich es ihm auf der Stirne lesen?" erwiderte er. „Ich höre, er hat bereits Banden organisirt, die nach dem Ausbruch des Krieges rauben und plündern sollen —"

„Hol' den Schurken der Teufel!"

„Still, still, lieber Oberst. Wir werden diesen Mann im Auge behalten, vorläufig müssen wir ihm noch Vertrauen heucheln.“

„So heimtückisch sein Charakter auch sein mag, er wird uns nicht verrathen,“ sagte der Oberst. „Ihm brächte das keinen Nutzen und auf der andern Seite ist es ja sein Vaterland, dem wir dienen.“

Der Graf zuckte verächtlich die Achseln. „Sein Vaterland!“ erwiderte er spottend. „Er ist Kosmopolit, Leute seines Gelichters haben kein Vaterland. Weiß Fräulein Therese, daß der Wagen gemiethet ist?“

„Nein, ich werde es ihr sagen lassen, oder besser — wir gehen am Abend hin. Kommen Sie, ich habe dem Trödler versprochen, daß wir ihn im Laufe des Morgens besuchen wollen. Für den Fall unter der Garderobe, die er inzwischen sich verschafft hat, nichts Passendes sich findet, muß er für andere Anzüge Sorge tragen.“

„Wir sollen ihn besuchen?“ fragte der Graf, und der Ton, in welchem er die Frage stellte, verrieth, wie sehr diese Zumuthung ihn entrüstete.

Der Oberst schüttelte den Kopf. „Sie verfallen schon wieder in den Fehler, den ich vorhin gerügt habe; Sie vergessen schon wieder, daß —“

„Entschuldigen Sie, die Zumuthung, daß wir die Schwelle eines Trödlers überschreiten sollten —“

„Hat ihre guten Gründe. Die öfteren Besuche dieses Mannes könnten Verdacht erregen. Es ist besser, wenn wir hingehen und Sie dort den Anzug aussuchen. Ebenso rathsam ist es, daß Sie auch morgen früh hingehen, um sich dort umzukleiden. Bedenken Sie, wenn die Comtesse Sie in dem Anzuge eines preußischen Gardisten sähe!“

„Sie haben wiederum Recht,“ sagte der Graf nach kurzem Nachdenken, „in der That, ich bewundere Ihren Scharfsinn und die Geschicklichkeit, mit der Sie Alles einzuleiten wissen.“

Er hatte bei den letzten Worten Hut und Stock genommen, die Beiden verließen jetzt den Gasthof.

„Apropos, Sie sagten gestern, die Gegend bei dem Orte Klingebeutel scheine Ihnen zum Einmarsch der Oesterreicher am geeignetsten zu sein,“ nahm der Graf das Wort. „Kennen Sie die Ansichten Benedek's über diesen Punkt?“

„Nein,“ erwiderte der Oberst unwillig, „ich sah Benedek vor wenigen Tagen, aber vergeblich suchte ich ihn auf den Zahn zu fühlen. Er hat seinen Plan fertig, heißt es, aber Niemand, nicht einmal seine vertrautesten Freunde kennen diesen Plan.“

„Er beabsichtigt doch, die Offensive zu ergreifen?“

„Ich habe ihm dazu gerathen aus naheliegenden Gründen, aber er scheint sich auf die Defensive beschränken zu wollen.“

„Das ist nach meiner Ansicht eine Unklugheit.“

„Die von keinem besondern Feldherrntalent zeugt. Jeder tüchtige Feldherr sucht vor allen Dingen den Krieg in Feindes Land zu tragen, dadurch sichert er sich nicht nur die Hülfsquellen des eigenen Landes, er entmuthigt auch durch ein solches energisches Vordringen die feindliche Armee, während er das Selbstvertrauen und den Muth seiner Truppen hebt.“

„Aber die Schwierigkeiten —“

„Können durch gute Specialkarten gehoben werden.“

„Sie zu erhalten, ist keine leichte Aufgabe.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, die Preußen besitzen bessere Karten, wie wir.“

„Glauben Sie?“

„Ganz gewiß. Ungefähr vor einem Jahre traf ich in Prag im „Café Prag“ einen schon ziemlich bejahrten Herrn, der, schlicht, fast ärmlich gekleidet, durch sein bescheidenes und doch gediegenes Auftreten mir so sehr gefiel, daß ich eine Unterhaltung mit ihm anknüpfte. Er sagte mir, daß er Photograph und in Wien ansässig sei, daß der schlechte Geschäftsgang ihn zwinge, eine sogenannte Kunstreise zu machen, durch die er wieder auf einen grünen Zweig zu kommen hoffte. Er wollte Böhmen und Mähren bereisen, alle interessanten Punkte aufnehmen und nach seiner Rückkehr ein reichhaltiges Album herausgeben. Die Idee war nicht übel, ich theilte seine Ansicht und seine Hoffnungen und machte ihn auf verschiedene Punkte in der Umgebung Prag's aufmerksam, wofür er mir mit warmen Worten dankte. Der Mann besaß keine Subsistenzmittel; um sein Leben kümmerlich fristen und die Kosten der Reise decken zu können, nahm er Porträts zu fabelhaft billigen Preisen auf, ich glaube, das Dutzend kostete nur zwei Gulden. Ich selbst ließ mich durch die Armuth des Photographen bewegen, sein Atelier zu besuchen und ihn mit der Anfertigung meines Porträts zu beauftragen. Billig war's, aber auch herzlich schlecht. Vier Wochen später reiste der Mann wieder ab, ich sah und hörte seitdem nichts mehr von ihm. Da begegnete ich ihm gestern und zwar in Breslau, ich erkannte ihn augenblicklich und es war ein Glück für mich, daß er mich nicht bemerkte. Wissen Sie, wer dieser Photograph war? Ein Oberst des Generalstabes, ich sah auf seiner Brust mehrere Orden.“

„Nicht möglich!“ erwiderte der Graf bestürzt.

„Parole d'honneur! ein schlechter Photograph war der Oberst, aber ein guter Zeichner ist er sicher gewesen!“

„Und das schon vor einem Jahre!“

„Daraus ersehen Sie, daß Graf Bismarck schon damals die Möglichkeit eines Krieges mit Oesterreich in's Auge gefaßt und seine Vorbereitungen getroffen hat. Geben Sie Acht, die Preußen werden in Böhmen einmarschiren, ehe wir's uns versehen."

„Wenn Sie das glauben, so ist es eine unnütze Zeitvergeudung, daß wir die Aufstellung der preußischen Armee zu erforschen suchen."

„Hm, man weiß ja nicht, was Benedek thun wird!"

Der Oberst war vor einem großen, palastähnlich gebauten Hause stehen geblieben.

„Kommen Sie mit," sagte er, „hier wohnt der Bankier, der für uns bürgen soll."

Der Graf folgte seinem Freunde, der in das Haus trat und den Portier beauftragte, ihn in das Kassenzimmer zu führen.

„Mein Herr, wir sind preußische Offiziere, die morgen zur Armee abreisen werden," sagte er, als er dem Kassirer gegenüber stand. „Wir besitzen eine Summe von fünfhundert Thalern, die wir nicht gerne in's Feld mitnehmen möchten. Würden Sie uns erlauben, dieses Geld bei Ihnen zu deponiren?"

„Unter welchen Bedingungen?" fragte der Kassirer. „Wir nehmen in der Regel solche kleine Depositen nicht an, würden aber hier eine Ausnahme machen —"

„Ich verstehe," unterbrach der Oberst ihn ruhig. „Sie erhalten das Geld zinsfrei und acceptiren eine Tratte, die ich auf Sie ziehen werde."

Der Kassirer schüttelte den Kopf. „Das ist ein ganz sonderbares Anerbieten —"

„Durchaus nicht. Es liegt in unserm Interesse, einen Wechsel zu besitzen, der so gut wie baares Geld ist und erst nach einem Monat verfällt. Sie acceptiren und erhalten die Deckung voraus."

„Was aber nützt Ihnen ein Wechsel im Felde?"

„Lieber Herr, was wir mit dem Wechsel vorhaben, ist unsere Sache; wenn Sie das Geschäft, welches allerdings keinen besonderen Gewinn abwirft, zurückweisen, so zweifle ich durchaus nicht, daß wir —"

„Entschuldigen Sie einen Augenblick," unterbrach der Kassirer den Oberst.

Er schloß das Gitter und ging in's Kabinet.

„Fünfhundert Thaler, meinte der Hauderer, seien Wagen und Pferd werth," sagte der Oberst. „Ihr Portefeuille wird hoffentlich die Summe enthalten."

„Die dreifache, wenn's nöthig ist."

„Ich wußte es, deshalb auch fragte ich vorher nicht. Bleiben Wagen und Pferd im Ritt, so ist der Hauderer entschädigt und wir

haben nicht nöthig, ihm die Ursache des Verlustes auseinander zu setzen."

Der Kassirer kehrte zurück, er legte den bereits ausgestellten und acceptirten Wechsel dem Oberst vor, der ihn rasch unterzeichnete, während der Graf die Banknoten hinzählte.

„Und nun zu Wenzel Richter," sagte der Oberst, als sie das Haus verlassen hatten. „Die Angelegenheiten mit dem Hauderer werde ich im Laufe des Tages ordnen."

Eine Viertelstunde später bogen die Beiden in eine enge, unbelebte Gasse ein.

So unsauber wie die Gasse, war auch das Haus, welches Wenzel Richter bewohnte.

Die Hausthüre führte auf einen sehr engen, dunklen Flur, durch die erste Thüre gelangte man in ein ziemlich breites, aber sehr niedriges Zimmer, in welchem die mannigfaltigsten Gegenstände bunt durcheinander standen und lagen. Durch die halberblindeten Scheiben der schmalen, niedrigen Fenster drang das Tageslicht nur spärlich ein, so daß in diesem dumpfen, feuchten Raume stets Dämmerung herrschte, eine Dämmerung, die nur mit der Finsterniß, nie mit einem Lichtstrahl kämpfte. Das Zimmer enthielt so viele zum größeren Theile altersschwache und defecte Mobilien, daß es ein Kunststück war, sich zwischen ihnen durchzuwinden, ohne hier oder dort an einem hervorstehenden Nagel hangen zu bleiben, und auf diesen Mobilien standen und lagen so viele Haushaltungsgegenstände und Garderobestücke, daß es eine Unmöglichkeit war, beim ersten Blick den ganzen Reichthum des Trödlers zu überschauen und nach seinem Werthe zu schätzen. An diesen Raum stieß ein zweites Gemach, welches durch eine Glasthüre mit dem Verkaufszimmer in Verbindung stand, hinter den Scheiben dieser Thüre hing eine schmutzige gelbe Gardine, die beim Eintritt der beiden Herren rasch zurückgeschoben und darauf eben so rasch wieder fallen gelassen wurde.

Als der Trödler die Thüre öffnete, um in das Verkaufszimmer zu treten, konnte man deutlich bemerken, daß jenes Gemach sehr klein und bedeutend dunkler war, auch machte sich ein unangenehmer Tabaksqualm bemerkbar, der den Grafen zu der Aeußerung veranlaßte, daß dieses Haus eine wahre Pesthöhle sei. Trotzdem der Trödler wußte, daß er den Besuch der beiden Herren erwarten mußte, hatte er doch auf diesen Besuch in Bezug auf seine Toilette nicht die mindeste Rücksicht genommen.

Ein alter, unsauberer Schlafrock, aus dem an verschiedenen, fast unzählbaren Stellen die schwarzgraue Watte hervorguckte, ein Paar niedergetretene Schuhe und ein schwarzes Halstuch, dessen Zipfel, wahrscheinlich um die unsaubere Wäsche zu verbergen, auf die

Brust hinabhingen, bildeten den Anzug des kleinen, dürren Mannes.

„Ich hoffe, es ist Ihnen gelungen, den Anzug herbeizuschaffen,“ sagte der Oberst, während der Graf, um die Atmosphäre, die in nächster Nähe ihn umgab, zu verbessern, eine Cigarre anzündete. „Zeigen Sie uns, was Sie uns anzubieten haben, und beeilen Sie sich gütigst, der Teufel soll's in diesem Loche aushalten!“.

„Glaub's gerne, daß die hochgebornen Herren sich hier nicht besonders wohl fühlen,“ spottete Wenzel Richter, über dessen Züge ein hämisches Lächeln glitt. „Thut mir leid, aber wer's gewohnt ist —“

„Na, sputet Euch!“ unterbrach der Graf ihn barsch.

Der Trödler öffnete einen Schrank und holte aus demselben mehrere Uniformstücke.

„Es ist die Uniform eines preußischen Gardisten,“ sagte er, „vollständig neu.“

„Woher habt Ihr sie?“ fragte der Oberst. „In der kurzen Zeit könnt Ihr sie nicht beschafft haben.“

„Man muß sich bei Zeiten auf alle Fälle vorsehen,“ erwiderte Wenzel Richter ruhig. „Wollen Sie die Uniform eines preußischen Husaren, oder eines Kürassiers —“

„He, Ihr habt am Ende auch österreichische Uniformen?“ fiel der Oberst ihm in's Wort.

„Wozu sollte ich sie benutzen?“

„Hm, man kann nicht wissen, was Ihr vorhabt! Wozu wollt Ihr die preußischen Uniformen benutzen?“

„Ich denke, diese Frage bedarf keiner Antwort,“ entgegnete der Trödler achselzuckend, „hätte ich sie mir bei Zeiten nicht verschafft, so würden wir heute genöthigt sein, eine Uniform anfertigen zu lassen, und das wäre mit Schwierigkeiten verknüpft gewesen. Hier ist Alles, was Sie bedürfen. Beinkleider, Rock, Halsbinde und Feldmütze, der Leibgurt mit dem Haubajonnet und den Patrontaschen, der Brodbeutel und die Feldflasche; wenn Sie wollen, kann ich Ihnen auch das Gewehr und den Tornister sammt dem Mantel liefern.“

„Danke,“ sagte der Graf, „ich komme mit den Sachen, die hier liegen, reichlich aus.“

„Sehen Sie zu, ob die Uniform Ihnen paßt,“ nahm der Oberst das Wort, während er dem Freunde behülflich war, den Rock anzuziehen. „Nichts wäre eher geeignet, Verdacht zu erregen, als eine Uniform, die den prüfenden Blick des Vorgesetzten nicht ertragen kann.“

„Er paßt vortrefflich,“ sagte der Trödler.

„Er ist zu enge,“ bemerkte der Graf.

„Weil Sie nicht gewohnt sind, eine Uniform zu tragen," erwiderte Wenzel Richter.

„Die preußischen Uniformen schließen alle eng an," sagte der Oberst, „nehmen Sie die Uniform."

„Ihr Preis?" fragte der Graf.

„Hundert Thaler."

„Hier sind sie, ich will nicht feilschen mit Euch, aber ich kann doch die Bemerkung nicht unterlassen, daß Ihr Euern Vortheil vorzüglich zu wahren versteht."

„Ich versichere Sie, daß ich selbst —"

„Spart die Lügen, ich weiß, was ich von Euch zu halten habe. Morgen früh werde ich hierher kommen, um mich umzukleiden, es wäre mir lieb, wenn Ihr für etwas bessere Luft sorgen wolltet."

„So viel es in meinen Kräften steht," sagte der Trödler, während er die Beiden zur Hausthüre geleitete. „Wann soll ich Sie erwarten?"

„Punkt fünf Uhr."

„Etwas früher, lieber Graf," erwiderte der Oberst. „Um fünf Uhr müssen Sie die Stadt schon verlassen haben."

„Gut, sagen wir um vier Uhr."

„Ich werde zur Stelle sein."

Der Trödler verbeugte sich und warf mit einem halb unterdrückten Fluche die Thüre in's Schloß.

Darauf kehrte er in das kleine Gemach zurück, in welchem ein Mann ungeduldig auf- und abschritt, trotzdem der enge Raum ihm diese Wanderung kaum erlaubte.

Dieser Mann war Jakob Sturm, der österreichische Spion.

„Was hat er vor?" fragte er, als der Trödler zurückkehrte. „Was will er mit der Uniform?"

„Was weiß ich!" entgegnete Richter unwirsch. „Wahrscheinlich will er spioniren. Kennt Ihr ihn?"

„Ich sollte den Grafen nicht kennen? Habt Ihr schon vergessen, daß Ihr nur meiner Empfehlung Eure Bekanntschaft mit ihm verdankt?"

„Na, wenn Ihr ihn kennt, werdet Ihr auch wissen, was er vor hat, ich kümmere mich um seine Geheimnisse nicht."

„Aber Ihr steht in seinem Solde."

„Jetzt nicht mehr."

„Jetzt nicht mehr?" fragte Sturm überrascht. „Habt Ihr ihn schlecht bedient?"

Der Trödler zuckte die Achseln. „Wie man's nehmen will," sagte er gelassen. „Er warf mir vor, ich berücksichtige mehr mein Interesse, als das Wohl meines Vaterlandes! Was kümmert es

ihn? Jeder will leben! hätte ich seine Revenüen, so wollte ich meine Dienste gerne dem Vaterlande widmen.“

„Und im Grunde ist es ja einerlei, ob wir preußisch oder österreichisch werden, wenn wir nur unser Schäfchen dabei scheeren. Wo logirt der Graf?“

„Im russischen Hofe. Wollt Ihr ihn besuchen?“

„Vielleicht.“

„Um auf unser früheres Thema zurückzukommen — Ihr billigt also meinen Plan?“

„Natürlich.“

„Und Ihr werdet die Ausführung theilweise übernehmen?“

„Mit Vergnügen.“

„Was Ihr mir bringt, Uhren, Ringe, Kirchengefäße, was es nur sein mag, ich werde gut dafür zahlen.“

„Thut Ihr's nicht, so biete ich's einem Andern an,“ sagte Sturm kurz angebunden, während er die Asche von seiner Cigarre stieß. „Sobald der Krieg ausgebrochen ist, werde ich die Arbeit beginnen.“

„Allein?“ forschte der Trödler.

„Vielleicht. Ich weiß es noch nicht.“

„Stellt Euch an die Spitze einer kleinen Bande.“

„Was hätte ich dadurch gewonnen? Jeder würde auf seine eigene Faust arbeiten.“

Jakob Sturm hatte sich erhoben. „Morgen früh um vier Uhr will der Graf kommen?“ fragte er.

„So sagte er.“

„Ich werde hier übernachten.“

„Wozu das?“

„Weil ich wissen will, was dieser Mann vorhat. Logirt er unter seinem Namen im russischen Hofe?“

„Nein, er führt den Namen Carl Wulff.“

„Gut. Seine Tochter begleitet ihn?“

„Ja.“

„Wenn ich nicht einem Hamburger Freunde versprochen hätte, ihn hier zu erwarten, würde ich dem Grafen folgen,“ sagte Sturm nachdenklich, während er sich langsam der Thüre näherte. „Aber im Grunde kann mir sein Vorhaben auch ziemlich gleichgültig sein. Ich möchte nur wissen, wohin er reist und wie lange er ausbleibt.“

„So viel ich von seinem Freunde erfahren habe, bleibt die Comtesse hier,“ erwiderte der Trödler, „daraus läßt sich schließen, daß er bald zurückkehren wird.“

„Die Comtesse bleibt hier?“ fragte Sturm überrascht. „Ah, dann — — na, lebt wohl, heute Abend seht Ihr mich wieder, sorgt für einen guten Nachttrunk.“

Er ging hinaus; was seine Seele in diesem Augenblicke beschäftigte, — wer konnte es wissen! Aber düstere Pläne mußten es sein, Pläne, welche die Oeffentlichkeit nicht ertragen konnten. Von Zeit zu Zeit glitt ein Zug teuflischer Bosheit über sein häßliches Gesicht, welches in diesem Augenblicke mehr denn je der Spiegel seiner Seele war. Und in diesem Spiegel bemerkte der forschende Beobachter nur den Reflex einer wilden, unbezähmbaren Leidenschaft, er sah durch sie hindurch in die Tiefen einer Seele, welche vor keinem Verbrechen zurückbebte.

## Fünfzehntes Kapitel.

# Ein unerwartetes Wiedersehen.

Eduard traf am Abend in Breslau ein. Er hatte dem Mädchen versprochen, ihr eine Stelle zu verschaffen, und er hoffte, dieses Versprechen einlösen zu können.

Aus seiner Universitätszeit her war er mit mehreren Familien befreundet, und unter diesen hatte vorzugsweise die Familie des Faßbindermeisters Bernhard Breuer ihm stets eine uneigennützige Freundschaft erwiesen.

Er hatte in dem Hause dieses Mannes gewohnt und sich in dieser Wohnung so heimisch gefühlt, daß der Abschied von ihr ihm schwer gefallen.

Dorthin lenkte er zuerst seine Schritte. Bernhard Breuer und dessen Frau sollten ihm rathen und beistehen, er durfte die Ueberzeugung hegen, daß sie ihren Rath und Beistand ihm nicht versagten.

Aber Eins hatte er nicht bedacht. Der Faßbindermeister war noch jung, seinem Alter nach mußte er sich noch im ersten Aufgebot der Landwehr befinden, die Möglichkeit lag also sehr nahe, daß die Pflicht ihn schon unter die Fahnen gerufen hatte.

Wenn Eduard daran gedacht hätte, würde er augenblicklich die Ursache der Niedergeschlagenheit errathen haben, die in den hübschen Zügen der jungen Frau sich spiegelte. Als er in die Wohnstube trat, sah er sie mit den Kindern beschäftigt, deren Zahl schon auf vier gewachsen war.

Sie bot ihm mit einem trüben Lächeln die Hand und hieß ihn willkommen.

„Es hat gar Manches sich geändert, seitdem Sie uns verließen," sagte sie, und der Ton ihrer Stimme verrieth den innern Schmerz, den sie gewaltsam zurückzudrängen suchte.

„Sie haben Unglück gehabt?" fragte Eduard bestürzt.

„Gehabt? Nein, im Gegentheil, wir müssen Gott danken für all' das Gute, was er in den letzten Jahren uns erzeigt hat. Das Geschäft meines Mannes blühte, wir blieben von Krankheit verschont und die Zukunft lag golden vor uns. Da entstehen plötzlich diese Unruhen, hüben und drüben wird gerüstet, das Geschäft geht den Krebsgang, die Ersparnisse müssen angegriffen werden und Gott weiß, was Alles noch kommt."

Eduard nickte. „Liebe Frau, in solchen Zeiten muß man den Kopf erst recht oben behalten," sagte er, „es wird nichts so heiß gegessen, wie es —"

„Ach ja, das habe ich mir auch gesagt," unterbrach die junge Frau ihn, während sie das jüngste Kind auskleidete, „aber mit leeren Redensarten kann man die verzagende Seele nicht trösten."

„Und wenn eine Kugel geflogen kommt
In's preußische Herz hinein,
Laß die Augen, die fröhlich brechen,
Laß die treuen Kameraden sprechen:
So muß geschieden sein!"

Es war eine volle sonore Baßstimme, die im anstoßenden Zimmer die schwermüthige Weise sang.

„Mein Mann," fuhr Frau Breuer fort, und Eduard bemerkte, daß eine helle Thräne über ihre bleichen Wangen rollte, „ich begreife seinen Muth und seine Heiterkeit nicht, er ist eingefordert, morgen früh soll er sich stellen."

Erst jetzt erkannte Eduard den Grund der düstern, sorgenvollen Niedergeschlagenheit; ehe er Zeit fand, eine tröstende Antwort zu geben, wurde die Thüre geöffnet und der Faßbindermeister, eine kräftige, gedrungene Gestalt, trat ein.

„Sieh' da, unser Studiosus," sagte Breuer freudig überrascht, indem er dem jungen Manne entgegen eilte. „Das ist schön, daß Sie uns noch einmal besuchen."

„Um vielleicht auf immer Abschied zu nehmen!" fügte die junge Frau hinzu.

„Auf immer?" fragte Eduard.

„Ja, ja, Sie werden doch auch als Arzt in's Feld müssen?"

„Wäre ich Arzt, so würde ich wohl schon lange die Uniform tragen —"

„Sie sind es nicht?"

„Nein."

„Aber Sie wollten ja in Berlin —“

„Lieber Freund, der Mensch denkt und Gott lenkt,“ fiel Eduard dem Faßbinder in's Wort. „Ich wollte in Berlin meine Studien beenden, dieselben Erfahrungen, die von hier mich vertrieben, nöthigten mich auch dort, vor der Zeit Berlin zu verlassen.“

Ueber das wohlgenährte, gutmüthige Antlitz Breuer's glitt ein trüber Schatten.

„Also abermals eine unglückliche Liebe?“ fragte er.

„So ist es.“

„Und was sind Sie jetzt?“

„Wenn Sie wollen, ein verbummeltes Subjekt.“

„Das ist nicht möglich,“ sagte die junge Frau, deren Blick mit dem Ausdruck warmer Theilnahme auf dem Gaste ruhte, „danach sehen Sie nicht aus und dafür haben Sie zu viel gelernt.“

Eduard zuckte die Achseln.

„Nicht Jedem ist es gegeben, jeden Schlag des Schicksals gleichmüthig pariren zu können,“ erwiderte er bitter, „ich habe ihm die Stirne geboten, so lange ich's vermochte.“

Bernhard Breuer schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Bring' die Kinder zur Ruhe, Bertha,“ sagte er, „Herr Beier wird uns hoffentlich die Ehre schenken, heute Abend unser Gast zu sein.“

„Heute Abend?“ erwiderte Eduard. „Es ist der letzte vor dem Abschied.“

„Eben darum! Man soll mit heiterm Muthe der schweren Abschiedsstunde entgegensehen, alles Grämen und Sorgen nützt ja doch nichts! Wir haben schon seit drei Wochen täglich in einer Angst geschwebt, die sich nicht beschreiben läßt; so oft die Thüre geöffnet wurde, fürchteten wir, den Boten eintreten zu sehen, der mir die Gestellungsordre bringen würde; wenn ich ausgewesen war, kehrte ich stets mit bangem Herzen heim; wenn wir Morgens erwachten, wünschten wir, daß es schon wieder Abend sein möge. Nun ich aber die Ordre habe, nun ich endlich dieser entsetzlichen Ungewißheit überhoben bin, füge ich mich in das Unvermeidliche.“

Er verließ nach diesen Worten das Zimmer und kehrte bald darauf mit einer Flasche und einigen Gläsern zurück.

„Es muß ja sein,“ fuhr er fort, nachdem er die Gläser gefüllt und mit dem Freunde angestoßen hatte, „so wie es war und wie es jetzt ist, kann es nicht länger bleiben, mit Eisen und Blut müssen wir unserm schönen Deutschland wieder auf die Beine helfen. — Wohlan denn, mit Gott für König und Vaterland!“

Bernhard Breuer hatte die letzten Worte mit gehobener Stimme gesprochen, er leerte das Glas auf einen Zug und blickte dann lange nachdenklich vor sich hin, während die junge Frau mit den Kindern

sich entfernte, um an dem Bettchen der Kleinen ihrem schwer bedrückten Herzen in einem heißen Thränenstrome Luft zu machen.

„Man hat gesagt, wir Landwehrleute würden uns renitent zeigen, wir würden dem Rufe zu den Fahnen nicht Folge leisten," nahm Breuer nach einer geraumen Weile wieder das Wort. „Man hat es gesagt und die österreichischen Blätter beginnen die Infamie, dieses Gerücht zu verbreiten! Na, die Herren Oesterreicher werden erfahren, wie die preußische Landwehr einhaut! Wie es in andern Provinzen aussieht, weiß ich nicht, hier in Schlesien geht jeder Landwehrmann, wenn auch nicht freudig, so doch muthig dem Feinde entgegen und ich sage Ihnen, die Stimmung in allen Landwehrbataillonen, die aus den andern Provinzen hierher gerückt sind, gipfelt in dem einen Wunsche, daß es recht bald losgehen möge."

„Ich habe das auch gefunden," sagte Eduard, „und ich fürchte, die Oesterreicher werden einen schweren Stand haben, wenn unsere vortreffliche Armee gegen sie anrückt. Sie sind Infanterist?"

„Unteroffizier im 50. Infanterie-Regiment."

„Haben Sie nicht reklamirt?"

„Doch, meine Frau bat mich darum; um sie zu beruhigen, that ich's, obschon ich wußte, daß meine Gründe gesetzlich nicht gültig waren. Man antwortete mir, daß meine Familie für die Dauer meiner Abwesenheit unterstützt würde."

„Aber Ihr Geschäft —"

„Liegt schon seit Wochen nieder, zwei Gesellen wurden einberufen, den dritten mußte ich entlassen, weil ich keine Beschäftigung für ihn hatte. Da ist es ja am Ende besser, daß ich mit in's Feld rücke, als daß ich hier auf der faulen Haut liege."

„Bernhard!" sagte die junge Frau vorwurfsvoll, die in diesem Augenblick wieder eintrat.

„Liebes Kind, wenn ich hier bleibe, verdiene ich keinen rothen Heller —"

„Aber Du bist auch nicht der Gefahr ausgesetzt, das Leben zu verlieren."

„Was will das heißen," entgegnete der Faßbindermeister ruhig. „Wir Alle sich in Gottes Hut und nicht jede Kugel trifft!"

„Es ist besser, daß man sich in das Unvermeidliche mit heiterm Sinn fügt, als daß man mit dem Schicksal hadert," sagte Eduard.

Die junge Frau zuckte die Achseln. „Es ist leicht zu urtheilen und mit schönen Redensarten Trost zu spenden, wenn man selbst —"

„Bertha!" fiel Breuer ihr warnend in's Wort.

„Sie glauben, ich selbst werde weit genug vor dem Schuß bleiben?" erwiderte Eduard ruhig. „Es fragt sich, liebe Frau, wer den größeren Gefahren entgegengehen wird, Ihr Mann oder

ich. Glauben Sie, ich sei deshalb in Holstein von der österreichischen Fahne desertirt, um hier ruhig zuzusehen?"

Ueberrascht blickte das Ehepaar den jungen Mann an, der sein Glas hastig leerte.

„Desertirt?" fragte Breuer.

„Reden wir nicht davon," fuhr Eduard fort, „später werde ich Euch das einmal erzählen. Ich habe Euch den Zweck meines Besuchs noch nicht genannt, unter den obwaltenden Verhältnissen fürchte ich, auf die Erfüllung der Hoffnung, die mich hierherführte, verzichten zu müssen."

„Nein, nein," sagte Breuer rasch, „Sie wissen, wie sehr wir Sie schätzen und achten, reden Sie nur frei von der Leber weg, wenn es in unseren Kräften liegt, diese Hoffnung zu erfüllen, so soll es geschehen."

„Es handelt sich nämlich um ein Unterkommen für ein junges Mädchen."

„Für ein junges Mädchen?" fragte Frau Breuer befremdet. „Haben Sie die Erfahrungen, welche Sie bisher machten —"

„Die Vermuthung, welche Sie zu hegen scheinen, entbehrt der Begründung," unterbrach Eduard sie rasch. „Dieses Mädchen steht mir fern, aber doch nicht so fern, daß ich nicht innigen Antheil an seinem Geschick nähme."

„Das verstehe ich nicht," sagte Bernhard Breuer kopfschüttelnd.

„Und doch ist es nicht schwer zu begreifen," fuhr Eduard fort. „Jenes Mädchen war in den Tagen meiner Kindheit meine Spielgefährtin."

„Ah, und da —"

„Entschuldigen Sie, als ich sie nach einer Trennung von mehreren Jahren wiedersah, regte in meiner Seele nur ein freundschaftliches Gefühl sich für sie. Dieses Wiedersehen war mit ganz besonderen Umständen verknüpft. Ihr Vater, ein armer Weber und im Uebrigen ein liederliches Subjekt, hatte mir Rache geschworen, weil ich so frei gewesen war, ihn wegen seiner österreichischen Sympathieen zu züchtigen. Er schlich sich über die Grenze, um ungarische Husaren zu holen, die mich, den österreichischen Deserteur, verhaften sollten."

„Pfui!" schaltete Frau Breuer ein. „Und dieser Mann war ein preußischer Unterthan?"

„Seine Tochter warnte mich, sie selbst benachrichtigte das nächste preußische Detachement von der Gefahr, die mich und meine Eltern bedrohte, ihrer aufopfernden Freundschaft allein durften wir unsere Rettung verdanken. Während der Nacht versuchte der Weber es mit der Brandstiftung, das Verbrechen wurde rechtzeitig entdeckt, der Brandstifter rettete sich durch die Flucht

und nun hat seine Tochter Niemand, der sie vor dem Zorne ihres Vaters und seiner Gesinnungsgenossen schützt. Ich habe ihr gerathen, hierher zu gehen, in Ihrem Hause sollte sie morgen früh mich treffen."

„Sie suchen ein Unterkommen für sie," erwiderte die junge Frau. — „In welcher Eigenschaft?"

„Das ist es gerade, worüber ich Ihre Ansicht, Ihren Rath hören möchte."

„Was kann sie?"

„Es wird wenig sein. Feld- und Gartenarbeit —"

„Kann sie nähen, stricken, kochen —"

„Du lieber Gott, wo sollte sie es gelernt haben! Sie wird das Alles nach ihren ländlichen Begriffen verstehen, aber ich fürchte, daß ihre Kunst in dieser Beziehung in einer bürgerlichen Haushaltung nicht genügt."

„So wäre sie also nur als Magd zu verwenden?"

„Das will ich nicht sagen, sie hat Manches gelernt, sie weiß sich sehr gebildet auszudrücken und ich bin überzeugt, sie hat Lust und Liebe, sich weiter auszubilden, und jede Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen, zu ergreifen. Die Aufsicht über Kinder könnte man ihr ruhig anvertrauen, die Kinder würden sie bald lieb gewinnen ihres vortrefflichen Herzens wegen."

Die junge Frau blickte in Nachdenken versunken lange vor sich hin. „Sie wird morgen kommen?" fragte sie.

„Ja."

„Gut, ich werde mich für sie bemühen."

„Und so lange sie kein Unterkommen gefunden hat, kann sie ja bei Dir bleiben," sagte der Faßbindermeister.

„Das wäre zu viel verlangt," erwiderte Eduard, „hätte ich gewußt —"

„Verlieren wir keine Worte darüber," unterbrach die junge Frau ihn, „so schlimm sieht es hier nicht aus, daß wir eine Hülfsbedürftige von unserer Schwelle verweisen müßten. Der Umgang mit ihr wird mich zerstreuen, sie mag hier bleiben, bis es uns gelungen ist, ein Unterkommen zu finden."

Eduard reichte dem Ehepaar die Hände. „Ich hatte dieses freundliche Anerbieten nicht erwartet," sagte er bewegt, „aber ich versichere Sie, wäre ich mit dem so plötzlichen Umschwung in Ihren häuslichen Verhältnissen bekannt gewesen, so würde ich nicht gewagt haben, diese Bitte an Sie zu richten. Sie verpflichten mich doppelt durch Ihre uneigennützige Freundschaft —"

„Bah, es ist nicht der Rede werth," fiel Bernhard Breuer ihm in's Wort, „in solchen Zeiten der allgemeinen Noth und Gefahr soll ein Jeder thun, was er kann, das ist Menschenpflicht."

Die Unterhaltung stockte, der Faßbindermeister füllte wieder die Gläser.

„Ich habe oft an Sie gedacht," nahm die junge Frau nach einer geraumen Weile das Wort. „An Sie und an das junge Mädchen, welches Sie damals Ihre Braut nannten."

„Sie haben seitdem dieses Mädchen nicht wieder gesehen?" fragte Breuer.

„Nein," erwiderte Eduard, den die Erinnerung an jene Tage unangenehm zu berühren schien.

„Ich sah sie vor einigen Wochen," fuhr der Faßbindermeister fort. „Sie war so elegant gekleidet, daß ich glaubte, eine unserer reichsten Damen vor mir zu sehen, wirklich, eine so elegante Toilette hatte ich —"

„Du wirst Dich geirrt haben," warf Frau Breuer ein.

„Nein, nein, ich glaubte das Anfangs selbst und, eben um mich zu überzeugen, sah ich die Dame genauer an. Sie war es, das unterlag keinem Zweifel, wenn sie sich auch den Anschein gab, als ob sie mich nie gesehen habe."

Eduard hatte sich erhoben.

„Ob sie es war oder nicht, mir ist es gleichgültig," sagte er ruhig, „ich hatte schon derzeit mit ihr gebrochen und ist seitdem selten ihr Bild in meiner Seele aufgetaucht. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank."

„Sie wollen schon gehen?" fragte Breuer.

„Es ist spät geworden."

Die Hausglocke wurde in diesem Augenblick hastig geläutet, Bernhard Breuer ging hinaus.

Als er zurückkehrte, hielt er ein kleines Stück Papier in den Händen.

„Wir gehen jetzt, wie es scheint, etwas rascher vorwärts," sagte er, „hören Sie den Inhalt dieser Depesche:

„Oesterreich beantragte heute am 11. Juni beim deutschen „Bunde die Mobilisirung der deutschen Bundesarmee mit Ausnahme der beiden Armeecorps, welche das Contingent Preußens bilden."

„Das muß zum definitiven Bruche führen," erwiderte Eduard, „entweder der Antrag wird angenommen und damit die Kriegserklärung gegen Preußen ausgesprochen, oder er fällt durch, dann sieht Oesterreich sich genöthigt, das Schwert zu ziehen, um die bedrohte Ehre zu retten."

„O mein Gott, wie wird das Alles enden!" seufzte die junge Frau. „Meine armen, armen Kinder!"

„Muth, Muth!" sagte Eduard. „Wir sind ja Alle in Gottes Hand, er weiß am besten, was uns Noth thut!"

„Und in solchen Zeiten müssen wir freudig Alles opfern können für König und Vaterland!“ fügte Bernhard Breuer hinzu.

Eduard verabschiedete sich mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wieder vorsprechen zu wollen.

In Gedanken versunken durchwanderte er langsam die Straßen. Er wollte im Laufe des nächsten Tages Breslau wieder verlassen und ohne Zögern sich nach Böhmen begeben, um dort die Stellung der Oesterreicher zu erforschen.

Er dachte an seine Bekannten, an Herzberg, Konrad, den patriotischen Bartscheerer in Berlin, der ohne Zweifel jetzt auch schon die Uniform eines Landwehrmannes trug, an Hersch und Jakob Sturm, er dachte auch an den österreichischen Grafen, den er in Berlin gewarnt hatte, dessen Ring er am Finger trug.

Er konnte sich nicht erklären, weshalb er sich so sehr für diesen Mann interessirte, der doch ihm feindlich gegenüber stand. Nicht nur Achtung, sogar eine freundschaftliche Zuneigung war es, was er für diesen Edelmann hegte, und doch hatte er nur einmal ihn gesehen, fast nur schroffe Worte mit ihm gewechselt.

Aus seinem Sinnen schreckte ihn plötzlich der Klang einer ihm bekannten Stimme empor.

Er blickte auf, zwei Herren waren an ihm vorbeigeschritten.

War es nicht die Stimme des Grafen gewesen?

Er schaute den Beiden nach, es waren zwei hohe, schlanke Gestalten — kein Zweifel, einer von diesen Beiden war der Graf von K. Wuchs, Gang und Haltung verriethen ihn.

Was wollte er in Breslau? Wer war sein Begleiter? Weshalb ging er noch so spät am Abend aus und was suchte er hier in dem entlegenen Stadttheil, in der stillen, unbelebten Straße?

Mancherlei Vermuthungen tauchten in der Seele des jungen Mannes auf, aber unter all' diesen Vermuthungen war diejenige, daß der Graf im Interesse Oesterreichs in Breslau weile, die wahrscheinlichste. Konnte es nach den Erfahrungen, die Eduard in Berlin gemacht hatte, noch einem Zweifel unterliegen, daß der Graf jetzt eben im Begriffe stehe, eine wichtige Entdeckung zu machen? War es nicht sehr auffallend, daß er so spät am Abend in diesem entlegenen Stadttheil sich zeigte?

Eduard beschloß, ihm zu folgen, aber ehe er noch diesen Entschluß ausführen konnte, sah er, daß die beiden Herren vor einem kleinen Hause stehen blieben, dessen Schwelle sie gleich darauf überschritten.

Wer wohnt dort? Vielleicht eine schöne Dame — bah, der Graf war zu alt, um an galanten Abenteuern noch Gefallen zu finden.

Eduard besann sich nicht lange.

Er zog an einem Nachbarhause die Glocke, die Sache war zu wichtig, als daß er leicht über sie hinweggehen durfte.

Eine junge, hübsche Magd öffnete.

„Verzeihen Sie, schönes Kind, wohnt hier Herr Montekarius?" fragte Eduard.

„Montekarius?" erwiderte die Magd, die einen derartigen Namen wohl noch nie gehört hatte.

„Man sagte mir, er wohne in dieser Straße."

„Ich bedauere, hier wohnt er nicht."

„Ach dann bitte ich zu entschuldigen; vielleicht können Sie mir das Haus angeben?"

„Leider nein."

„Wissen Sie, ob er in diesem Hause wohnt?"

„Dort wohnt nur Herr Müller!"

„Oder in jenem?"

Eduard zeigte auf das Haus, in welches die beiden Herren eingetreten waren.

„Ach nein, dieses Häuschen bewohnt eine junge Dame."

„So, so. Allein?"

„Ganz allein."

„Hm, dann werde ich wohl genöthigt sein, mir zuvor eine genauere Adresse zu verschaffen. Entschuldigen Sie."

Eduard trat zurück.

Also war es doch ein galantes Abenteuer!

Aber nein, das konnte nicht sein, der Graf von K. war über diese Jahre hinaus.

Und hatte man nicht aus früheren Kriegen Beispiele genug, daß in den Boudoirs schöner Damen die verderblichsten Pläne geschmiedet worden waren? Hatte man nicht manche dieser Damen als eine gefährliche Spionin erklärt? War es nicht möglich, daß diese junge Dame im Solde des österreichischen Grafen stand, während sie mit preußischen Offizieren verkehrte?

Gewiß, das Alles lag in der Möglichkeit, und je länger Eduard darüber nachdachte, desto mehr drang ihm die Ueberzeugung sich auf, daß in diesem Hause Pläne geschmiedet würden, die er durchkreuzen mußte.

Aber wie? Welche Mittel standen ihm zu Gebote? Er kannte die Dame nicht, er mußte sogar befürchten, daß er, wenn er die Glocke zog, keinen Einlaß erhalten werde.

Er wollte das versuchen, gelang es ihm nicht, so konnte er noch immer über einen andern Weg nachdenken.

Nach einer halben Stunde verließen die beiden Herren das Haus und als sie an dem jungen Manne, ohne ihn zu bemerken, vorbeischritten, gewann dieser die Ueberzeugung, daß er sich nicht geirrt hatte.

„Ich werde Sie morgen früh um vier Uhr abholen, damit Sie die Stunde nicht versäumen," hörte er den Begleiter des Grafen sagen.

„Also so früh schon? Wollte er Breslau wieder verlassen, oder hatte er etwas Anderes vor?"

Eduard wußte auf keine dieser Fragen eine Antwort zu finden, aber er hoffte sie durch die junge Dame zu erhalten.

Er zog die Glocke, das kleine Mädchen öffnete ihm.

Der junge Mann wollte rasch eintreten, aber die Thüre gab nicht nach, eine Kette versperrte ihm den Weg.

„Was wünschen Sie?" fragte das Mädchen in einem keineswegs freundlichen Tone.

„Sage Deiner Herrin, der Graf von K. schicke mich zu ihr," entgegnete Eduard kurz angebunden.

„Graf von K.?"

„Ja."

„Warten Sie einen Augenblick."

Das Mädchen kehrte nach wenigen Minuten zurück und öffnete die Thüre. Es führte den jungen Mann in dasselbe Zimmer, in welchem die erste Unterredung Therese's mit dem Grafen stattgefunden hatte.

Der Blick Eduard's ruhte unverwandt auf der Thüre, durch welche die junge Dame eintreten mußte.

Vom ersten Augenblick hing viel, vielleicht Alles ab, gelang es ihm, Sie zu dupiren, so hatte er das Spiel schon halb gewonnen.

Die Thüre wurde geöffnet, die junge Dame erschien auf der Schwelle.

Wäre ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel plötzlich zwischen die Beiden niedergefahren, ihr Entsetzen hätte nicht größer sein können, wie es in diesem Augenblicke sich in den Zügen Beider ausdrückte.

Nur für einen kurzen Augenblick hatte Eduard die Fassung verloren, er fand sie rasch wieder.

Therese wollte zurücktreten, der junge Mann ließ ihr nicht Zeit, ihr Vorhaben auszuführen, er schloß die Thüre und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Setzen Sie sich," sprach er in befehlendem Tone, „ich hatte nicht erwartet, Sie hier zu finden, und so unangenehm mir diese Begegnung auch ist, sehe ich mich dennoch genöthigt, über die Angelegenheit, die mich hierher führt, Rücksprache mit Ihnen zu nehmen."

Auch Therese hatte die Fassung wiedergefunden.

„Reden Sie, mein Herr," erwiderte sie, eine Ruhe heuchelnd,

die ihrer Seele fremd war, „nur bitte ich Sie, zu berücksichtigen, daß es schon spät ist —“

„War es Ihnen nicht zu spät, den Grafen von K. zu empfangen, so hoffe ich, werden Sie auch mir eine halbe Stunde schenken können.“

„Sie kommen in seinem Auftrage?“

„In wessen Auftrage?“

„Des Grafen von K.“

„Nein.“

„Aber Sie ließen mir doch sagen —“

„Ich wußte keinen andern Weg, mir die Unterredung mit Ihnen zu erzwingen.“

Ein trotziges Lächeln umspielte die schönen Lippen des Mädchens.

„Der Anfang verheißt nichts Gutes,“ sagte sie, „fahren Sie fort. Was wünschen Sie?“

„Vor allen Dingen offene Antworten auf meine Fragen.“

„Und wenn ich sie verweigere?“

„So würden Sie mich zu einem Schritte nöthigen, den ich Ihnen und mir gerne ersparen möchte.“

„Wollen Sie nicht die Güte haben, sich näher zu erklären?“ spottete Therese.

„Gewiß. Der Graf von K. ist ein österreichischer Spion,“ entgegnete Eduard, den forschenden Blick fest auf die Züge des Mädchens gerichtet, von dessen Lippen das trotzige Lächeln plötzlich verschwand. „Es bedürfte nur einer Anzeige, um —“

„Ach, Sie sind bereits so tief gesunken?“ unterbrach Therese ihn mit verachtender Geringschätzung. „Den Unglücklichen kann man bemitleiden, den Denuncianten muß man verachten.“

„Wäre ich so tief gesunken, wer trüge die Schuld daran?“ fuhr Eduard gereizt auf.

„Lassen Sie die Vergangenheit ruhen, mein Herr, ich bin mir keiner Schuld gegen Sie bewußt.“

„Weil Sie es ganz in der Ordnung halten, Ihre Reize dem zu verkaufen, der am besten dafür zahlt! Sie haben damals die Liaison mit einem Rittergutsbesitzer —“

„Sie haben mir das derzeit so oft gesagt, daß mich nicht darnach verlangt, Ihre Vorwürfe noch einmal zu hören. Kommen Sie zur Sache.“

„Ich sagte Ihnen, der Graf von K. sei ein österreichischer Spion.“

„Nun? Was weiter?“

„Sie sind seine Mitschuldige.“

„Ich?“

„Allerdings.“

Therese zuckte die Achseln, aber es gelang ihr nicht, dem forschenden Blick Eduard's die wachsende innere Unruhe ganz zu verbergen.

„Was sollen diese Drohungen bezwecken?“ sagte sie. „Erklären Sie rund und deutlich den Zweck Ihres Besuchs und fassen Sie sich möglichst kurz, ich fühle mich sehr ermüdet.“

„Ich bedaure, auf Ihre Wünsche keine Rücksicht nehmen zu können,“ entgegnete Eduard gemessen. „Ich selbst wünsche diese Unterredung rasch zu beenden, aber ich werde sie nicht eher beenden, bis ich meinen Zweck erreicht habe. Was wollte der Graf bei Ihnen?“

Therese schien diese Frage erwartet zu haben.

„Ich fühle mich nicht verpflichtet, Ihnen darauf zu antworten,“ entgegnete sie kalt. „Weshalb fragen Sie nicht den Grafen? Er hat mir einen freundschaftlichen Besuch gemacht, das ist Alles.“

Eduard sah ein, daß er auf diesem Wege seinen Zweck nicht erreichte, er wählte einen andern, so schwer es ihm auch fiel, ihn zu gehen.

„Therese, lassen Sie uns offen mit einander sprechen,“ sagte er, und jener sympathische Klang, dem so wenige Herzen zu widerstehen vermögen, gab sich plötzlich in seiner, jeder Modulation fähigen Stimme kund. „Haben Sie seit unserer Trennung niemals an die Vergangenheit zurückgedacht? Es waren schöne Tage, die man nimmer vergessen kann, die Erinnerung an sie läßt Manches vergessen. Therese, Ihr Bild hat mich stets umschwebt, lassen Sie's mich gestehen, die Sehnsucht, Sie wiederzusehen, hat in erster Reihe mich hierhergeführt. Wenn Sie wissen wollen, was mich bewegt, den Zweck des gräflichen Besuchs zu erforschen, so gestehe ich offen, daß der Gedanke, in dem Grafen einen Nebenbuhler zu besitzen, mich der Verzweiflung preisgeben könnte! Haben Sie Mitleid mit mir, Therese, ich will ja Alles vergeben und vergessen, wenn Sie Hand in Hand mit mir einer schönen Zukunft entgegengehen wollen.“

Therese blickte lange prüfend den jungen Mann an, eine solche Wendung hatte sie nicht erwartet. Aber sie kannte den Charakter Eduard's zu genau, um nicht die Aufrichtigkeit seiner Worte bezweifeln zu müssen, sie wußte, daß er den Treubruch ihr niemals vergeben konnte, der ihn aus seinen schönsten Träumen jäh emporgeschreckt und sein Lebensglück vernichtet hatte.

Nur einen kurzen Augenblick schwankte sie, sie las es in seinem Blick, daß die Wärme und Innigkeit, mit der er zu ihr redete, erheuchelt waren.

„Betrügen Sie Andere, mich betrügen Sie nicht,“ erwiderte sie mit schneidender Kälte. „Sie hoffen auf diesem Wege Ihren

Zweck erreichen zu können, ich sage Ihnen, es wird Ihnen nicht gelingen, mich zu täuschen. Ich kenne Sie zu genau, um nicht zu wissen, daß Sie viel lieber sich in den dichtesten Kugelregen stürzen, denn in meine Arme zurückkehren würden. Sie wollen wissen, weshalb der Graf so spät mich besuchte, und um dies zu erfahren, heucheln Sie mir eine leidenschaftliche Liebe, nachdem Sie vorher mir mit Verhaftung gedroht haben. Ich glaube weder das Erste, noch fürchte ich das Letztere, thun Sie, was Sie nicht lassen können."

Therese hatte sich erhoben, ein höhnendes Lächeln umspielte ihre Lippen.

Eduard biß auf die Lippe, daß sie blutete, er hatte eine Niederlage erlitten, eine Niederlage durch die, welche er einst mit der ganzen Kraft seiner Seele liebte und nun in demselben Grade verachtete.

Daß nach dieser Niederlage jeder weitere Versuch scheitern würde, konnte keinem Zweifel unterliegen; so sehr es auch den jungen Mann ärgerte, unverrichteter Dinge das Haus verlassen zu müssen, sah er doch ein, daß ihm nichts anderes übrig blieb.

„Sie haben Recht, wenn Sie glauben, daß ich eher den Tod suchen, als in Ihre Arme zurückkehren würde," sagte er, indem er auf die Thüre zuschritt. „Heute haben Sie mir eine Niederlage bereitet, hüten Sie sich vor der nächsten Begegnung! Es wäre besser gewesen, wenn Sie mir reinen Wein eingeschenkt hätten, Sie wollten das nicht, aber ich werde nichts desto weniger erfahren, was ich unter allen Umständen erforschen muß. Leben Sie wohl, ich hege die Ueberzeugung, daß wir einander wiedersehen, alsdann haben Sie vielleicht nicht mehr den Muth, mir so kühn die Stirne zu bieten."

Er öffnete die Thüre und schritt in die Nacht hinaus.

„Morgen früh um vier Uhr," hatte der Begleiter des Grafen gesagt. Eduard wollte wissen, welche Bedeutung diese Worte hatten, standen sie mit dem Besuch des Grafen bei Therese in Verbindung, und der junge Mann vermuthete dies, so war ihre Bedeutung wahrscheinlich auch in der Wohnung des Mädchens zu finden. Hätte Eduard gewußt, in welchem Gasthofe der Graf logirte, so würde er am nächsten Morgen ihn beobachtet haben, nun er dies nicht wußte, beschloß er, zur angegebenen Stunde sich vor dem Hause Therese's einzufinden, um hier der kommenden Dinge zu harren.

# Sechszehntes Kapitel.

## Repressalien.

Jakob Sturm hatte in der Wohnung des Trödlers übernachtet. Er hatte in dem engen, dumpfen Gemach auf dem Fußboden geschlafen, und wenn Wenzel Richter den Versicherungen seines Gastes Glauben schenken wollte, so durfte er die Ueberzeugung hegen, daß Jakob Sturm ihm für dieses Nachtquartier sehr dankbar war.

Wenzel Richter hatte seinem Gaste kein besonderes Zutrauen geschenkt und eben deshalb sich vorgenommen, denselben während der Nacht nicht zu verlassen, aber der starke Branntwein, den Jakob Sturm am Abende mitbrachte, ließ ihn diesen Vorsatz vergessen.

Zudem schlief sein Gast bereits, als er das Zimmer verließ, um sich eine Treppe höher zu verfügen und dort den Winkel aufzusuchen, den er sein Schlafgemach nannte, er schlief sogar sehr fest, denn der Versuch des Trödlers, ihn zu wecken, blieb erfolglos.

Wenzel Richter dachte zu seinem Unglück nicht daran, daß er es mit einem schlauen, in allen Künsten erfahrenen Burschen zu thun hatte, er hegte die Ueberzeugung, daß sein Gast berauscht sei und dieser Rausch vor dem Morgen nicht verflogen sein werde.

Aber Jakob Sturm hatte nicht ohne Absicht seinem Wirth den mit Branntwein gefüllten Krug vorgesetzt.

Kaum war hinter dem Trödler die Thüre in's Schloß gefallen, als der Spion sich rasch und leise erhob.

Er horchte; die alte Treppe knarrte, der Schall der Tritte wurde mit jeder Secunde schwächer, jetzt fiel auch oben eine Thür in's Schloß, dann ward es still, und Nichts unterbrach diese Stille in dem kleinen, dunklen Hause, eine Stille, die man unheimlich nennen konnte, wenn man sich all der Gegenstände erinnerte, welche dieses Haus enthielt.

Jakob Sturm ließ sich leise auf einen Stuhl nieder, fast eine Stunde verstrich, ehe er sich wieder erhob.

Er holte eine kleine Blendlaterne aus der Tasche und zündete sie an, dann trat er rasch in das Verkaufszimmer, in welchem er sich vorsichtig, jedes Geräusch sorgfältig vermeidend, dem Schrank näherte, aus dem der Trödler am Morgen die Gardeuniform geholt hatte. Er nahm einen preußischen Waffenrock und eine Feld-

mütze und legte die beiden Kleidungsstücke an, darauf warf er einen Blick auf die Uhr.

„Elf," flüsterte er, „ich kann um zwei Uhr zurück sein."

Nachdem er den Leibgurt umgeschnallt und das Bajonett eingesteckt hatte, verließ er leise das Haus.

Die Hausthüre war allerdings geschlossen, aber der Schlüssel steckte im Schloß, und die beiden Riegel ließen sich ohne große Mühe zurückschieben.

In den Straßen war es still und öde. Jakob Sturm, der als preußischer Infanterist die Begegnung mit den Polizeibeamten und Nachtwächtern nicht zu fürchten hatte, schlug den Weg zum russischen Hofe ein.

Seine Frage, ob der Generalagent Wulff aus Berlin schon zur Ruhe gegangen sei, wurde von Seiten des Oberkellners bejaht, seine Aufforderung, daß man ihn wecken möge, anfangs mit der Bemerkung zurückgewiesen, er möge am nächsten Morgen wiederkommen. Erst als er wiederholt erklärt hatte, daß eine sehr dringende und wichtige Angelegenheit ihn so spät in den Gasthof führe, wurde seiner Bitte nachgegeben.

Der Graf vermuthete sofort, der späte Gast sei einer seiner Spione, als der Kellner ihm mittheilte, daß ein Infanterist mit ihm zu reden wünsche; die Möglichkeit, daß derselbe wirklich eine sehr wichtige Nachricht brachte, bewog ihn, die Unterredung zu bewilligen.

Fünf Minuten später stand Jakob Sturm dem Edelmann gegenüber, der, unangenehm überrascht, in barschem Tone ihn fragte, ob seine Mittheilungen in der That so wichtig seien, daß er ihretwegen ihm nicht einmal die Nachtruhe gönnen dürfe.

Der Spion zuckte die Achseln und nahm in einem Sessel Platz, ohne den steigenden Unwillen des Grafen zu beachten.

„Sie haben Berlin verlassen, ohne es für nöthig zu halten, mich vorher davon zu benachrichtigen," sagte er, „das könnte mir beweisen, daß Sie nicht weiter auf meine Dienste reflectiren. Es ist die alte Geschichte, wenn der Mohr seine Schuldigkeit gethan hat, kann er gehen, aber ich versichere Sie, Herr Graf, daß ich mich nicht so ohne weiteres damit einverstanden erkläre."

„Ha, welche Sprache!" fuhr der Graf gereizt auf. „Wer sind Sie, mein Herr —"

„Still, still, das gnädige Fräulein schläft, wie ich vermuthe, nebenan und da ich gesonnen bin, Dinge zur Sprache zu bringen, die —"

„Bah, glauben Sie nicht, daß Sie durch leere Drohungen mich einschüchtern werden! Was wollen Sie von mir? Sie werfen mir vor, ich habe Berlin verlassen, ohne es Ihnen vorher mitzutheilen — hänge ich vielleicht von Ihnen ab?"

„Das nicht, aber —"

„Aber es ist Ihnen unangenehm, daß ich Sie nicht aufforderte, mir zu folgen! Nicht Oesterreichs wegen, sondern aus dem einfachen Grunde, weil Sie meine Kasse bisher als eine unversiegbare Quelle betrachtet haben. Hätten Sie geleistet, was Sie versprachen, so würde ich Ihnen erlaubt haben, noch oft aus dieser Quelle zu schöpfen."

„Verzeihen Sie, nicht die Unzufriedenheit mit mir, sondern der Entschluß, selbst den Lohn zu verdienen, hat Sie bewogen, mir diese Quelle zu verstopfen," entgegnete Sturm, und ein spottender Zug glitt rasch über seine widerwärtige Gaunerphysiognomie.

Der Graf blickte betroffen den Spion an. „Wer hat Ihnen das gesagt?" fragte er.

„Ich weiß es."

„Sie vermuthen es."

„Ich kann Ihnen beweisen, daß ich es weiß."

„Wirklich?"

„Allerdings! Sie werden morgen früh um vier Uhr eine preußische Uniform anlegen. Zu welchem Zweck? Ich denke, das liegt ziemlich klar auf der Hand."

Der Graf zuckte geringschätzend die Achseln, aber er täuschte durch dieses Achselzucken den geübten Blick des Spions nicht, der die Ueberraschung und den Unmuth des Edelmanns sehr deutlich bemerkte.

„Und wenn Ihre Vermuthungen richtig wären?" fragte er.

„So würde ich Sie ersuchen, mich für diesen Eingriff in meine Rechte schadlos zu halten."

„Für diesen Eingriff in Ihre Rechte?"

„So sagte ich."

„Ich verstehe das nicht."

„Weil Sie es nicht verstehen wollen. Sie waren bisher der Kopf, ich der Arm und ich leugne nicht, daß ich mit meinem Lohn zufrieden sein konnte. Nun aber wollen Sie Beides sein, Sie wollen mir den Lohn entziehen, das kann uud werde ich nicht dulden."

„Sie drohen?"

„Wenn vernünftige Vorstellungen nicht fruchten, werde ich wohl genöthigt sein, zu drohen."

Der Blick des Edelmanns ruhte durchbohrend auf dem Spion, der diesem Blick mit herausforderndem Trotz begegnete.

„Mein Herr, Ihre Drohungen sind ebenso lächerlich, wie Ihre Forderungen unverschämt," sagte der Graf, „wenn Sie glauben, ich lasse mir einen unerlaubten Eingriff in Ihre Rechte zu Schulden kommen, so suchen Sie, auf dem gesetzmäßigen Wege sich schadlos dafür zu halten."

„Ich ziehe den kürzeren Weg vor," entgegnete Sturm gemessen. „Ich vermuthe, daß Sie die Stadt zu verlassen gedenken, um als preußischer Gardist die Grenze zu bereisen, wenn die Thorwache Sie verhaften sollte, so erinnern Sie sich an meine Drohung, die Sie lächerlich fanden."

Der Graf erschrak sichtbar, eines solchen Verraths schien er den Spion nicht fähig gehalten zu haben.

„Was hätten Sie dadurch gewonnen?" fragte er.

„Nichts, aber ich hätte Ihnen gezeigt, daß ich meine Rechte nicht ungestraft antasten lasse. Sie sagen, ich habe nicht geleistet, was ich gelobte, war es meine Schuld, daß ich das gewünschte Resultat nicht erzielte? Hier in Schlesien würde ich besser wirken können, aber hier ziehen Sie vor, den Lohn zu sparen. Ich versichere Sie, wenn Sie allein die Lösung der Aufgabe übernehmen, werden Sie das Ziel nicht erreichen."

Der Graf wanderte ungeduldig auf und ab, er sah wohl ein, daß er das Schweigen dieses Mannes erkaufen mußte, wenn er sich den Erfolg seines Unternehmens sichern wollte, und doch sträubte er sich, nachzugeben.

„Wohlan, nennen Sie den Preis," sagte er nach einer geraumen Weile ziemlich unwirsch, „ich will ihn zahlen, um Sie ein für allemal abzufinden."

„Hundert Gulden."

„Hier sind sie und nun —"

„Geduld!" fiel Sturm dem Edelmann in's Wort, der die Banknote auf den Tisch geworfen hatte und jetzt gebieterisch auf die Thüre zeigte. „Es thut nimmer gut, wenn man im Hader von einander scheidet. Sie wollen also morgen Breslau verlassen?"

„Was kümmert es Sie?"

„Ereifern Sie sich nicht; es könnte mir vielleicht eine Gelegenheit sich bieten, Ihnen hier nützlich zu sein."

„Inwiefern?"

„Hm, ich denke mir, das gnädige Fräulein wird hier bleiben, Sie könnten ja an der Grenze als Spion aufgegriffen werden."

Der Graf bemerkte den lauernden Seitenblick des Spions nicht.

„Wenn das der Fall wäre, würde die Comtesse nicht ohne Schutz sein," sagte er ruhig. „Und jetzt ersuche ich Sie, mich zu verlassen."

Jakob Sturm zuckte die Achseln und entfernte sich, ohne sich von dem Edelmann zu verabschieden, der zornig hinter dem Spion die Thüre schloß.

„Deinen Stolz werde ich demüthigen," flüsterte der Spion, während er langsam die Treppe hinunterstieg. „In Berlin war

ich sein bester Freund, heute behandelt er mich wie seinen Schuhputzer. Aller Tage Abend ist noch nicht gekommen — halt, die Comtesse bleibt hier, nur ein junges Mädchen begleitet sie — — bon, ich werde die Sache schon einzufädeln wissen!" —

Jakob Sturm hatte während dieses kurzen Selbstgesprächs den Gasthof verlassen, er stand im Begriff, in eine Seitenstraße einzubiegen, als er sich plötzlich einer Patrouille gegenüber sah.

„Halt! Werda?" donnerte der Anführer der Patrouille, daß der Spion erschrocken zusammenfuhr.

Jakob Sturm erinnerte sich, daß er die Uniform eines preußischen Soldaten trug.

„Na, seht Ihr denn nicht, daß ich ein Kamerad bin?" fragte er ruhig.

„Allerdings," entgegnete der Gefreite, „aber Mitternacht ist vorbei, Ihr werdet so gut sein, mir Eure Urlaubskarte zu zeigen."

„Welche Urlaubskarte?"

„Hol' Euch der Teufel, wenn Ihr glaubt, mich zum Narren halten zu können. Ihr seid wohl noch ein Rekrut?"

„Freilich!"

„Na, um so schlimmer! Er muß doch wissen, daß der Soldat nach Zapfenstreich sein Quartier nicht mehr verlassen darf? Weiß Er das noch nicht?"

„Nein."

„Er hat auch keinen Urlaub?"

„Doch."

„Na, so zeige Er seine Karte!"

„Unser Hauptmann hat mir Urlaub, aber keine Karte gegeben," erwiderte Sturm, der noch immer mit dem Gefreiten fertig zu werden hoffte.

„So komme er mit zur Hauptwache," sagte der Gefreite kurz angebunden, „dort wird das Weitere sich finden."

Das hatte der Spion nicht erwartet. In einem Verhör mußte es sich bald herausstellen, daß er nicht berechtigt war, die Uniform zu tragen. Er sann auf Mittel zu entfliehen, aber die Soldaten bewachten ihn zu scharf, er mußte fürchten, daß sie ihm eine Kugel nachschickten, wenn er die Flucht ergriff.

„Seid doch nicht so strenge," wandte er sich zu dem Gefreiten, „wann soll man seine Liebste besuchen —"

„Das Maul gehalten, Rekrut! Auf der Wache wird's sich finden."

„Aber weshalb —"

„Ruhig! Hier wird nicht raisonnirt!"

Nach einer kurzen Wanderung sah Jakob Sturm sich dem wachthabenden Unteroffizier gegenüber.

„Einundfünfzigstes Regiment, zweites Bataillon, sechste Kompagnie," sagte er, „wie heißen Sie?"

Ein Gedanke tauchte blitzschnell in der Seele des Spions auf. „Ein Wort unter vier Augen, Herr Unteroffizier," flüsterte er.

„Wie heißen Sie?" wiederholte der Wachthabende barsch.

„Ich darf Ihnen den Namen nicht nennen," fuhr Sturm leise fort, „das Ganze ist eine Komödie, ich bringe Ihnen eine Botschaft von einer gewissen kleinen Blondine."

Der Unteroffizier war aufmerksam geworden. „Lieber Freund, Sie sind verhaftet —"

„Weil ich mich verhaften lassen mußte, um hier Zutritt zu erhalten."

„Ah —"

„Merken Sie etwas?"

„Von einer kleinen Blondine?"

„Ja, ja."

„Aber ich kenne keine."

„Thut nichts, die Blondine kennt Sie."

„Hübsch?"

„Famos!"

„Jung?"

„Neunzehn oder zwanzig."

„Na, zum Henker, legen Sie los!"

„Damit die ganze Wachtmannschaft es hört?"

Der Unteroffizier blickte sich rasch um, der größere Theil der Mannschaft lag auf der Pritsche, nur der Gefreite und die drei Füsiliere der Patrouille standen in der Nähe.

Sturm näherte seine Lippen dem ziemlich großen Ohr des Wachthabenden.

„Sie sind doch der Unteroffizier —"

„Fastenrath."

„Richtig. Ihnen gilt meine Botschaft. Kommen Sie mit vor die Thüre."

„Aber —"

„Ich versichere Sie, es wird Sie nicht gereuen."

„Na und dann?"

„Lassen Sie mich laufen."

„Das geht nicht! Sie sind verhaftet."

„So geben Sie mir Gelegenheit, zu entwischen."

„Gut, ich will sehen, was sich thun läßt."

Jakob Sturm las in den harten, strengen Zügen des Unteroffiziers, daß er, wenn die Gelegenheit zur Flucht von diesem abhing, sich keiner Hoffnung auf das Gelingen derselben hingeben

durfte; er folgte dem Wachthabenden, der langsam sich der Thüre näherte.

Kaum aber hatte der Letztere die Thüre geöffnet und die Schwelle überschritten, als der Spion ihn unsanft bei Seite stieß und Reißaus nahm.

Im nächsten Augenblick war der Flüchtling verschwunden, die beiden Füsiliere, welche ihm nachsetzten, kehrten nach einer halben Stunde unverrichteter Dinge zurück, zum großen Bedauern des Wachthabenden, der ein übers anderemal dem „Schuft" eine Million Bomben „auf das Dach" wünschte.

Jakob Sturm kehrte, sobald er sich nicht mehr verfolgt sah, in die Wohnung des Trödlers zurück.

Er legte die Uniform wieder in den Schrank, und als Wenzel Richter beim Morgengrauen in das Gemach trat, fand er seinen Gast auf derselben Stelle, auf der er ihn am Abend zuvor verlassen hatte.

Es kostete dem Trödler Mühe, den Schlummernden zu wecken, und als der Letztere erwacht war, vergalt er diesen Dienst mit einigen sehr groben Bemerkungen.

„Haben Sie schon vergessen, daß der Graf um vier Uhr hier sein will?"

„Was kümmert mich der Graf?" erwiderte Sturm schlaftrunken.

„Sie wollten ja erforschen, was er vorhat!"

„Bah, es wird nicht der Mühe lohnen."

„Na, das hätten Sie auch gestern wissen können," sagte der Trödler unwirsch.

„Glauben Sie?" spottete Sturm. „Ueber Nacht ändert man oft seinen Entschluß. Aber ich will Sie nicht länger stören, ich habe ausgezeichnet geschlafen und sage Ihnen dafür meinen besten Dank. Adieu!"

Der Trödler schaute verblüfft dem Rothkopf nach, der seinen Entschluß so rasch geändert hatte; ihm war dies ein Räthsel, welches er nicht erforschen konnte.

Aber ihm blieb auch nicht die Zeit, diesem Räthsel nachzusinnen, denn kaum hatte Sturm sich entfernt, als der Graf eintrat, der ihn, während er sich ankleidete, des Verraths beschuldigte, ohne sich indeß auf Einzelheiten einzulassen.

---

# Siebenzehntes Kapitel.

## Geheime Aufträge.

Es hatte eben vier Uhr geschlagen, als der Wagen des Grafen von K. in die Straße einfuhr, an der die Wohnung Therese's lag. Eduard befand sich in der Nähe, hinter einem Mauervorsprunge versteckt beobachtete er scharf diese Straße.

Im ersten Augenblick lag die Vermuthung, daß der preußische Garde-Infanterist, welcher auf dem Bock saß und die Zügel führte, der österreichische Graf sein könne, ihm fern, erst als der Wagen vor der Wohnung Therese's hielt und Eduard sich jetzt veranlaßt sah, dem Kutscher seine Aufmerksamkeit zu widmen, entdeckte er die Verkleidung, deren Zweck er sofort durchschaute.

Ein Zweifel konnte hier nicht obwalten, der Graf beabsichtigte, das preußische Lager zu besuchen und die Aufstellung der Armee zu erforschen.

Eduard hatte dies nicht erwartet, die Entdeckung traf ihn gänzlich unvorbereitet. Was sollte er thun? Abermals den Grafen warnen? Daß derselbe heute der Warnung nicht Folge leisten werde, lag nahe. Sollte er dem nächsten Truppen-Commando Anzeige machen und die Verhaftung des Spions herbeizuführen suchen? Dazu blieb ihm keine Zeit, und auf der andern Seite sträubte sich auch sein Ehrgefühl gegen diese Denunciation.

Das Einfachste und Kürzeste war, daß er dem Grafen folgte, daß er unausgesetzt ihn beobachtete, und, sobald die Gelegenheit sich bot, ihn unschädlich machte.

Er dachte noch über die Ausführung dieses Entschlusses nach, als der Graf die Wagenthüre öffnete und Therese in einem einfachen aber eleganten Reiseanzug einstieg. Der große, schlanke Herr, welcher den Grafen begleitete, blieb zurück, während der letztere sich auf den Bock schwang.

In der nächsten Minute fuhr der Wagen an dem jungen Manne vorbei, Eduard sah die Unmöglichkeit, ihm zu folgen, ein.

Er trat aus seinem Versteck hervor, in der Absicht, so gut wie möglich festzustellen, welche Richtung der Wagen vor der Stadt eingeschlagen hatte, aber auch in der Ausführung dieses Vorhabens sollte er gehindert werden.

Der große Herr, welcher den Grafen begleitet hatte, schritt

auf den jungen Mann zu, und richtete in keineswegs höflichem Tone die Frage an ihn, was er in so früher Stunde in dieser Straße zu suchen habe.

Ueberrascht blickte Eduard den Fremden an. Das Gesicht war ihm bekannt, er glaubte, es früher schon einmal gesehen zu haben.

„Antworten Sie, mein Herr," fuhr der Oberst fort, „was bezwecken Sie durch Ihre Spionage?"

„Durch meine Spionage?" erwiderte Eduard auffahrend. „Ich ersuche Sie, Ihre Worte besser zu wählen."

„Und ich erwidere Ihnen, daß ich gewohnt bin, jedes Ding mit seinem richtigen Namen zu bezeichnen. Sie haben dort gestanden und dem, was in dieser Straße vorfiel, eine geheime, aber sehr scharfe Aufmerksamkeit gewidmet. Was bezwecken Sie dadurch?"

„Wohl dasselbe, was Sie mit dieser Frage bezwecken," entgegnete Eduard ruhig. „Und nun bitte ich Sie, mich ungehindert meinen Weg gehen zu lassen."

„Nicht eher, bis Sie mir eine unverholene Antwort gegeben haben. Die Ehre jener Dame, welche die Gattin meines besten Freundes ist, werde ich nöthigenfalls mit meinem Leben vertheidigen. Ich will wissen, in welchem Verhältniß Sie zu dieser Dame stehen, hören Sie, ich will es!"

Der Oberst ahnte nicht, wie genau Eduard die Dame und den Kutscher kannte, er glaubte, einen geheimen Polizeiagenten vor sich zu haben, den er durch sein brusques Auftreten einzuschüchtern hoffte.

Eduard dagegen erhielt durch dieses Auftreten und die Worte des Obersten den Beweis, daß derselbe ebenfalls ein österreichischer Spion war.

„Sie wünschen zu wissen, in welchem Verhältniß ich zu dieser Dame stehe?" erwiderte er mit beißendem Spott. „Erlassen Sie mir die Antwort darauf; wenn ich Ihnen sage, daß ich den Kutscher schon vor einigen Tagen in Berlin kennen lernte, daß ich dort mich bewogen fand, ihn zu warnen, was ich heute nicht mehr thun würde, so denke ich, wird diese Erklärung Ihnen genügen."

Der Oberst konnte seine Bestürzung nicht verhehlen und diese Bestürzung war in der That gerechtfertigt.

Eduard wartete eine Erwiderung nicht ab, er schritt rasch von dannen, und der Oberst, vollständig dupirt, ließ ihn ungehindert gehen, während es doch in seinem Interesse gelegen hätte, den jungen Mann nöthigenfalls gewaltsam zurückzuhalten.

Auch der Oberst glaubte, dieses Gesicht schon einmal gesehen zu haben, und diese Vermuthung stützte sich wirklich auf die wenn auch unklare Erinnerung an Thatsachen.

Eduard entsann sich dieser Thatsache, er erinnerte sich plötzlich an eine Scene aus der Schlacht bei Veile. Der Offizier, den er damals durch seine Bravour vor der Gefangenschaft beschützt hatte, und dieser Bundesgenosse des Grafen von K. waren ein und dieselbe Person.

Der junge Mann rief die Einzelheiten jener Scene in sein Gedächtniß zurück, und je länger er das Bild anschaute, welches in seiner ganzen Frische vor seinem geistigen Auge auftauchte, desto klarer wurde es ihm, daß er sich nicht täuschen könne. Er blickte sich um, der Oberst folgte ihm. Der Wunsch, diesen Spion unschädlich zu machen, ließ ihn nicht ruhen, er wählte die Hauptstraßen, in der Hoffnung, daß ein Polizeibeamter ihm begegnen würde, den er auf diesen Mann aufmerksam machen könne. Und diese Hoffnung täuschte ihn nicht.

Im Begriff, in eine andere Straße einzubiegen, sah er sich plötzlich einem Polizei-Kommissar gegenüber.

Er blieb stehen. „Bemerken Sie sich den Herrn, der mir folgt," flüsterte er dem Beamten zu, „er ist ein österreichischer Offizier, der hier spionirt."

Der Oberst errieth, weshalb Eduard bei dem Beamten stehen geblieben war, er hielt es für rathsam, sich dem Gesichtskreise des letzteren so rasch wie möglich zu entziehen.

Der junge Mann setzte seinen Weg fort; überzeugt, daß der Kommissar ihn von dem lästigen Begleiter befreien werde, wollte er jetzt zu erforschen suchen, welche Richtung der Wagen genommen hatte.

Aber er sollte abermals an der Ausführung dieses Vorhabens gehindert werden.

Es schlug sechs Uhr. Eduard hatte erst jetzt die Spur des Wagens wiedergefunden, und er wollte sich nun mit allem Eifer der Verfolgung derselben widmen, als sein Blick plötzlich auf eine ihm wohlbekannte Gestalt fiel.

Er glaubte im ersten Augenblick seinen Augen nicht trauen zu dürfen, aber als er näher hinblickte, fand er, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Jener Mann war Jakob Sturm und das Haus, in welches er trat, gerade in demselben Augenblick, in welchem Eduard ihn bemerkte, war eine Gastwirthschaft dritten oder vierten Ranges.

Eduard warf einen Blick durch die offene Thür auf den Hausflur, er sah einen Knecht mit dem Reinigen der Gläser beschäftigt. Ohne sich zu besinnen, ohne sich eines bestimmten Zweckes bewußt zu sein, trat er rasch aber vorsichtig ein.

„Logirt der Mann, der eben hier eintrat, in diesem Hause?" fragte er den ob dieser plötzlichen Anrede betroffen aufblickenden

Knecht. „Sagen Sie mir die Wahrheit, es soll Ihr Schaden nicht sein; logirt er hier?"

„Nein," erwiderte der Knecht, „ich habe diesen Herrn überhaupt vorhin zum erstenmal gesehen."

„So, so, forderte er ein Zimmer?"

„Nein."

„Ah, er will also hier frühstücken?"

„Er fragte, ob Herr Hersch aus Hamburg eingetroffen sei, das war Alles."

„Hm, und Herr Hersch?"

„Logirt in Nummer vier."

„Seit wann?"

„Er kam in vergangener Nacht an."

Eduard öffnete seine Börse und gab dem Knecht ein Trinkgeld. „Sollten die Beiden das Haus verlassen, so sucht zu erforschen, wohin sie gehen," sagte er. „Daß man nach ihnen gefragt hat, müßt Ihr verschweigen — hört Ihr?"

„Ja, ja, ich verstehe," erwiderte der Knecht mit wachsender Bestürzung. „Sagt einmal, — — seid Ihr — — ein — Geheimer?"

„He — wer soll ich sein?"

„Na, ich meine — ein geheimer —"

„Polizeispion?" fragte Eduard. „Beruhigt Euch, ein Verbrechen haben diese Beiden noch nicht begangen, aber es ist gut, wenn sie scharf bewacht werden."

Eduard ging hinaus. Seine Absicht war es, sofort der Polizei die nöthige Anzeige zu machen, und auf die Verhaftung der beiden Spione zu dringen.

Da erregte plötzlich ein ziemlich lautes Rufen seine Aufmerksamkeit, er blickte sich um, aber er sah Niemand. Abermals hörte er den Ruf. Er kam aus der Höhe.

Eduard sah hinauf, er erkannte den General, den er an jenem Abend in Berlin begleitet hatte.

„Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, bitte ich Sie, sich zu mir zu bemühen," sagte der General, nachdem er den jungen Mann durch ein freundliches Nicken gegrüßt hatte. „Die Sache ist wichtig."

Eduard hätte lieber seinen Weg fortgesetzt, aber die letzten Worte des Generals bewogen ihn, dem Wunsche desselben nachzukommen.

Der General lud ihn ein, Platz zu nehmen, und öffnete eine Thüre.

„Kommen Sie, Herr Oberst," rief er in das angrenzende Gemach hinein, „der Mann, den Sie suchen, ist gefunden. Es

handelt sich da um einen ganz besonders wichtigen Dienst, den Sie dem Generalstabe unserer Armee leisten könnten," fuhr er, sich zu Eduard wendend, fort, „ich bezweifle nicht, daß Sie der ziemlich schweren Aufgabe gewachsen sind."

Der Oberst war inzwischen eingetreten, sein scharfer, durchdringender Blick ruhte forschend auf den Zügen des jungen Mannes.

„Das ist der junge Herr, von dem ich gestern mit Ihnen sprach," sagte der General, während Eduard sich vor dem Obersten verbeugte. „Ich traf ihn vor einigen Tagen Abends in Berlin, und ich glaube ihm das Zeugniß geben zu dürfen, daß er ein Ehrenmann ist."

„Wenn er nur ein warmer Patriot ist!" erwiderte der Oberst. „Es ist eine Vertrauenssache, mein Herr, zugleich aber auch eine sehr schwierige und gefährliche Aufgabe."

„Je schwieriger und gefährlicher sie ist, desto lieber unterziehe ich mich der Lösung," sagte Eduard ruhig.

„Sehr gut geantwortet! Aber es ist mehr Muth und Geschicklichkeit dazu erforderlich, als —"

„Stellen Sie mich auf die Probe!"

Der Oberst blickte den General fragend an, über dessen Antlitz ein zufriedenes Lächeln glitt.

„Glauben Sie in der That, Herr General —"

„Daß er ein Ehrenmaun ist? Gewiß."

„Sie würden ihm also Ihr Vertrauen unbedingt schenken?"

„Ich würde es thun."

„Und Sie würden nicht dabei verlieren," sagte Eduard mit zuversichtlicher Ruhe, „ich bin wahrhaftig nicht aus der österreichischen Armee desertirt, um Preußen, mein Vaterlaud, zu verrathen."

„Ah, Sie sind österreichischer Deserteur?" fragte der Oberst.

„Ich war Unteroffizier im Regiment Lichtenstein-Husaren Nummer neun."

„Und Preußen ist Ihr Vaterland?"

„Ich bin Schlesier."

„Wo geboren?"

„In einem Dorfe nahe an der Grenze."

„Sie kennen den Grenzdistrict?"

„So ziemlich."

„Desto besser. Aber was bewog Sie, sich bei den Oesterreichern anwerben zu lassen?"

Eduard zuckte die Achseln. „Herr Oberst, für Manchen hat die Vergangenheit Tage, an die er nicht gern erinnert ist," entgegnete er. „Damals suchte ich den Tod im Kugelregen, und in der preußischen Armee konnte ich —"

„Ich verstehe, eine unglückliche Liebe?"

„So ist es.“

Der Oberst wanderte nachdenklich auf und ab, endlich zog er verschiedene Papiere aus der Tasche, die er entfaltete und auf den Tisch legte.

„Wir sind im Allgemeinen durch unsere Kundschafter gut bedient,“ sagte er rasch, „obschon wir einen haben, wo die Oesterreicher wenigstens sechs ausschicken, aber wir bedürfen augenblicklich eines tüchtigen Mannes, der nicht für den Lohn arbeitet, sondern mit ganzer Seele allein aus Liebe zum Vaterlande und gewissermaßen aus persönlichem Ehrgeiz uns, das heißt dem Generalstabe, zur Seite steht. Seine Excellenz, der Herr General-Lieutenant, bedauerte lebhaft, Sie nicht zur Stelle zu haben, er bezeichnete Sie als den Mann, den wir suchten.“

„Um so mehr freute es mich, als ich Sie vorhin bemerkte, nachdem ich die Hoffnung, Ihnen wieder zu begegnen, längst aufgegeben hatte,“ fügte der General hinzu.

„Es handelt sich vorerst um eine genaue Recognoscirung des Terrains jenseits der Grenze,“ fuhr der Oberst fort, der inzwischen an dem Tische Platz genommen hatte. „Treten Sie näher, sehen Sie genau diese Spezialkarten an. Bemerken Sie sich folgende Strecken: Von Görlitz theils über Zittau, theils über Neustädt, theils über Schwerta und Marklissa bis Friedland. Ferner über Ottmachau, Reichenstein und Glatz bis Skalitz. Auf diesen Strecken befinden sich viele Gebirgspässe, Schluchten und Hohlwege, die nicht umgangen werden können, wir wünschen zu erfahren, ob und wie stark dieselben durch den Feind besetzt sind.“

„Es sollen sehr starke, nur mit ungeheuren Opfern einzunehmende Positionen sein,“ sagte der General ernst; „ich bitte Sie, verkennen Sie nicht den Ernst dieser Aufgabe, bringen Sie uns eine ganz genaue —“

„Excellenz, ich werde, wenn es sein muß, die Geschütze zu vernageln suchen, um unserer Armee die Erstürmung dieser Positionen zu erleichtern,“ erwiderte Eduard.

„Richten Sie also Ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Gebirgspässe,“ fuhr der Oberst fort. „Bieten Zeit und Gelegenheit sich dazu, so erforschen Sie doch, wie weit Benedek seine Armee vorgeschoben hat, ich glaube, er hat das Gros bei Pardubitz concentrirt.“

„So werden wir also die Offensive ergreifen?“ fragte Eduard.

„Vielleicht! Sie reisen noch heute ab?“

„Ja, wenn möglich, noch vor Mittag.“

„Was hält Sie hier zurück?“

„Eine Privatangelegenheit und die Verhaftung einiger österreichischer Spione, die ich schon in Berlin antraf.“

„Und hier wiederfand?“ fragte der General. „Wohl derselbe Schuft, der an jenem Abend die verdiente Züchtigung empfing?“

„Zu Befehl, Excellenz.“

„Na, wenn Sie wissen, wo diese Spione zu finden sind, so führen Sie die Patrouille, die ich Ihnen zur Begleitung mitgeben werde, hin. Dieser Spione folgen uns so viele, daß wir uns kaum ihrer erwehren können.“

„Sie werden also heute abreisen,“ sagte der Oberst. „Wünschen Sie ein Pferd?“

„Es wäre mir lieb.“

„Sie sollen binnen zwei Stunden eins in diesem Hotel zu Ihrer Verfügung finden. Nehmen Sie dieses Kärtchen, es legitimirt Sie bei unserer Armee, die Vorposten werden Sie ungehindert passiren lassen. Wie Sie drüben die Posten und Wachen täuschen wollen, müssen Sie selbst wissen.“

Eduard legte die Karte in seine Brieftasche. „Ich hoffe, daß es mir gelingen wird,“ erwiderte er, „wo aber finde ich Sie, wenn ich —“

„Sie finden mich im Hauptquartier des Prinzen Karl, sollte ich dort nicht sein, so suchen Sie den Chef des Generalstabes, General von Moltke, auf.“

„Gut.“

„Bringen Sie diesen Zettel zur Hauptwache, der wachthabende Offizier wird Ihnen einen Unteroffizier und fünf Mann zur Verhaftung der Spione mitgeben,“ sagte der General, der die Zeilen rasch niedergeschrieben hatte.

Eduard entfernte sich, er war stolz auf den erhaltenen Auftrag, weil derselbe ihm bewies, wie hoch er in der Achtung des Generals stand, auf der andern Seite aber hätte er ihn lieber nicht übernommen. Konrad erwartete ihn in Reichenberg, er durfte jetzt nicht daran denken, sein Versprechen einzulösen und den Freund dort aufzusuchen, mußte er doch nun der Lösung seiner Aufgabe seine ganze ungetheilte Aufmerksamkeit widmen.

Er ging zuerst zur Hauptwache, der Offizier konnte ihm, der Ablösung wegen, die Patrouille nicht sofort mitgeben; Eduard beschloß, in der Zwischenzeit den Faßbindermeister zu besuchen.

Er fand Marie dort, das Mädchen hatte mit Frau Breuer schon Freundschaft geschlossen und die letztere versprach dem jungen Manne, sich der neuen Freundin mit der Liebe einer Schwester annehmen zu wollen. Damit konnte Eduard zufrieden sein, er dankte und nahm Abschied, um zur Hauptwache zurückzukehren. Ein Unteroffizier und fünf Füsiliere erwarteten ihn schon, er führte sie zuerst in die Gastwirthschaft, in welche Hersch eingekehrt war.

Der Hausknecht schien den jungen Mann erwartet zu haben,

er stand auf der Schwelle und erklärte, ehe Eduard eine Frage an ihn richtete, die beiden Vögel seien vor einer halben Stunde ausgeflogen.

„Also doch entwischt!“ rief Eduard ärgerlich. „Ich ahnte nicht, daß sie schon so früh ausgehen würden. Wißt Ihr, wohin sie gegangen sind?“

„Natürlich weiß ich's, ich hatte es Ihnen ja versprochen,“ sagte der Hausknecht, über dessen wohlgenährtes Antlitz ein pfiffiges Lächeln flog. „Sie wollten's mir freilich nicht sagen, aber ich war ihnen zu klug, ich bin ihnen nachgegangen —“

„Ganz gut, aber die Augenblicke sind kostbar. Wo finden wir die Beiden?“

„Im russischen Hofe.“

„Beide?“

„Ja.“

„Was haben Sie dort zu schaffen?“

„Das weiß ich nicht. Ich sah, daß sie hineingingen.“

„Na, vorwärts!“ sagte der Unteroffizier. „Wenn wir hier noch lange warten, finden sie erst recht Zeit, uns zu entwischen.“

Eduard folgte der Patrouille; im russischen Hofe angekommen, erfuhr er augenblicklich durch den Lohndiener, der an der Thüre stand, daß die Beiden, der Rothkopf und der Schielende, den Gasthof nicht verlassen hatten. Es handelte sich jetzt darum, zu erforschen, in welchem Zimmer man die Beiden fand, um sich eine nutzlose Haussuchung und eine Belästigung der übrigen Gäste zu ersparen.

Eduard bat den Wirth, ihm das Fremdenbuch vorzulegen — es war unnöthig, ein Kellner, der in diesem Augenblick hinzutrat, erklärte, die beiden Herren hätten vorgegeben, den Generalagenten Carl Wulff besuchen zu wollen, und nachdem ihnen bedeutet worden sei, daß dieser Herr schon in aller Frühe den Gasthof verlassen habe, seien sie mit der Bemerkung hinaufgegangen, ihr Besuch gelte weniger dem Herrn als dem Fräulein Wulff.

Die Ahnung, daß dieser Wulff kein Anderer sei, als der Graf von K., tauchte augenblicklich in der Seele Eduard's auf. Was aber wollten die beiden Spione bei der Comtesse? War auch die Comtesse von ihrem Vater angewiesen, zu spioniren? Es lag allerdings in der Möglichkeit, aber sehr wahrscheinlich war es nicht.

Eduard beauftragte den Unteroffizier, den Korridor durch die Füsiliere besetzen zu lassen und ihm zu folgen. Vor der ihm bezeichneten Thüre blieb er stehen, der Schall einer rauhen Stimme drang an sein Ohr.

„So ist es, gnädiges Fräulein,“ hörte er, und er erkannte deutlich die Stimme Sturms, „das Schicksal des Grafen liegt in

unserer Hand, wenn wir die Anzeige machen, ist er verloren und Sie werden höchst wahrscheinlich ebenfalls aufgefordert, sich vor Gericht zu verantworten. Wenn Sie glauben, auf diese Gefahren keinen Werth legen zu dürfen, so ist das natürlich Ihre Sache, aber es dürfte Sie später bitter gereuen, nicht das kleine Opfer gebracht zu haben."

„Fünfhundert Gulden sind ja für Sie eine Bagatelle," fügte Hersch hinzu.

„Aber, meine Herren, ich versichere Sie, daß ich das Geld augenblicklich nicht besitze," erwiderte die Comtesse, „warten Sie, bis der Freund meines Vaters —"

„So geben Sie uns Ihren Schmuck!" fiel Sturm ihr rasch in's Wort, „mit einem Dritten zu unterhandeln, haben wir keine Lust!" —

„Das sind nette Strolche," flüsterte der Unteroffizier dem jungen Manne zu, „machen wir der Sache ein Ende!"

„Ja, machen wir ihr ein Ende!" erwiderte Eduard laut, indem er die Thüre rasch öffnete. „Unteroffizier, verhaften Sie diese Schufte, sie sind österreichische Spione."

Eduard hatte den Blick nur auf die Beiden gerichtet, er bemerkte die junge Dame nicht, die neben der Comtesse stand und bei seinem Anblick bestürzt, erschreckt zurücktrat.

„Oho!" rief Sturm. „Glaubt Ihr, so rasch mit mir fertig zu werden? Zurück, den Ersten, der es wagt, sich mir zu nähern, schieße ich nieder!"

Er hatte einen Revolver aus der Brusttasche gezogen und die Mündung drohend auf den Unteroffizier gerichtet, der seinen Füsilieren einen Wink gab und darauf sein Gewehr schußfertig machte.

„Als ob es so vieler Worte und Mühe bedürfte, diesen feigen Schuft unschädlich zu machen!" sagte Eduard spottend, und in der nächsten Secunde lag Jacob Sturm, ehe er sich des plötzlichen Angriffs versah, auf dem Boden.

Hersch versuchte, auf anderem Wege der Verhaftung zu entgehen, er protestirte gegen dieselbe unter dem Vorwande, daß er als Hamburger Bürger unter dem Schutze seines Consuls stehe, und in Preußen Niemand das Recht habe, ihm die Freiheit zu entziehen.

„Lieber Freund, das wird sich finden," entgegnete der Unteroffizier, „kommt nur mit, wenn Ihr nicht aufgeknüpft werdet, wird man Euch doch mit dem Schub in Eure freie Reichsstadt heim befördern."

Erst als die Patrouille mit den noch immer protestirenden und sträubenden Gefangenen sich entfernt hatte und Eduard nun von der Comtesse Abschied nehmen wollte, bemerkte er plötzlich die

Gesellschafterin, die mit sichtbaren Zeichen einer fieberhaften Aufregung am Fenster stand. Er trat unwillkürlich zurück, ein düsterer Schatten breitete sich über seine kurz vordem noch so siegesheiteren Züge.

„Gnädiges Fräulein, es freut mich, daß der Zufall mich in einem Augenblick hierherführte, in welchem Sie der Hülfe eines entschlossenen Mannes bedurften," sagte er mit festem Ernst, „seien Sie versichert, daß die Erinnerung an diesen Augenblick mir stets eine angenehme sein wird."

Louise hatte sich rasch der Comtesse genähert.

„Er ist es," flüsterte sie.

„Ah, also deshalb Deine Bestürzung?" fragte Eugenie leise. „Mein Herr, Sie verpflichten uns so sehr zu Dank, daß wir wohl nie diese Schuld tilgen können," fuhr sie, sich zu Eduard wendend, fort, „schon in Berlin haben Sie meinem Vater einen Dienst erzeigt, der —"

„Ich bitte, reden Sie nicht davon."

„Ich würde es nicht thun, wenn nicht der Wunsch, einen Theil der Schuld zu tilgen, mich dazu veranlaßte. Meine Freundin hat mir erzählt —"

„Gnädiges Fräulein, lassen Sie die Vergangenheit ruhen," fiel Eduard der Comtesse hastig in's Wort. „Ich weiß, wo hinaus Sie wollen, ich bitte Sie, lassen Sie das Grab geschlossen, in welchem das Glück eines ganzen Menschenlebens ruht."

„Eduard!" flüsterte Louise schmerzlich bewegt.

„Ich habe Zwei geliebt und beide brachen die Treue," fuhr der junge Mann mit düstrem Ernst fort. „Beiden bin ich in den letzten vierundzwanzig Stunden begegnet, während die Eine mir die Hand bietet und sich zu rechtfertigen sucht, sagt die Andere mir unverholen, daß sie meine Liebe und Achtung verscherzt habe —"

„Zu rechtfertigen?" fragte die Comtesse vorwurfsvoll. „Sie haben die Braut verlassen, ohne Ihre Beweggründe anzugeben, ohne zu untersuchen, ob die vermeintlichen Beweise auf Wahrheit oder Verläumdung sich stützen, und jetzt verlangen Sie, daß die Braut sich nicht rechtfertigen soll? Herr Beier, das ist nicht die Handlung eines Ehrenmannes, ich bedauere tief, Ihnen dieses harte Wort sagen zu müssen."

„Eduard, wenn Deine Liebe so wahr, so innig gewesen wäre, wie Du sie damals schildertest, so würdest Du nicht mit mir gebrochen, mich auf Nimmerwiedersehen verlassen haben, ohne Dich vorher von der Richtigkeit der Beweise, die Du gegen mich gefunden zu haben glaubtest, zu überzeugen," sagte Louise, und es war unmöglich, daß der junge Mann dem weichen, melodischen Klang dieser sanften Stimme sein Herz verschließen konnte. „In

dem Brief, den ich nach Deiner Abreise erhielt, schriebst Du mir, daß der Treubruch, den ich begangen habe, uns auf ewig trenne. — Eduard, wie war es möglich, daß Du an eine Trennung auf ewig denken konntest, wenn Du an meiner Seite wirklich Dein Lebensglück fandest?"

„Meine Liebe war wahr und innig," erwiderte Eduard gemessen, „Du hast sie vergiftet. Die Beweise, welche gegen Dich zeugten, ließen keine Rechtfertigung zu, ich zog vor, unangenehme Scenen zu vermeiden, die ja zu nichts führen konnten."

„Das ist Alles, was Sie meiner Freundin zu sagen haben?" fragte Eugenie, erbittert über die Kälte des jungen Mannes.

„Ich wißte nicht, was ich Ihr mehr zu sagen hätte."

„Sie wissen es nicht? Louise darf verlangen, daß Sie jene Beweise ihr nennen, damit sie sich rechtfertigen kann, Sie aber sind verpflichtet, ihr die Gelegenheit zu solcher Rechtfertigung zu bieten!"

Eduard hatte sich langsam der Thüre genähert, er vermied, dem Blick des Mädchens zu begegnen, welches er noch immer liebte, trotzdem er es nicht zugeben wollte. Er fühlte, daß es nur noch weniger Worte bedurfte, ihn in die Arme seiner Braut zurück zu führen, und das wollte er vermeiden. Er wollte sich nicht schwach zeigen, umsoweniger, als er die feste Ueberzeugung hegte, daß Louise den Bruch verschuldet hatte.

„Ich habe mit der Vergangenheit gebrochen," sagte er, „die Erfahrungen, die ich gemacht habe, lassen mich von der Zukunft nichts mehr hoffen, noch wünschen. Leben Sie wohl, meine Damen."

Ehe Louise oder Eugenie zu einer Erwiderung Zeit fanden, hatte der junge Mann das Zimmer schon verlassen. Er begegnete auf der Treppe dem Oberst, der ihm den Weg vertrat, und ihn um eine kurze Unterredung ersuchte.

„Wenn Sie mit wenigen Worten mir sagen wollen, was Sie von mir begehren, so mag es d'rum sein," erwiderte Eduard, „die Minuten sind kostbar —"

„Sie möchten sie wohl dazu benutzen, mich abermals zu denunciren?" unterbrach der Oberst ihn mit beißendem Spott. „Ihre erste Denunciation hat den gewünschten Erfolg nicht gehabt, aber ich hoffe, Ihnen später wieder zu begegnen, dann werden Sie mir Rede stehen müssen."

„Wohlan, so wollen wir uns bis zu diesem Augenblick gedulden," entgegnete Eduard ruhig. „Sie sind ein österreichischer Spion, mein lieber Herr, Sie sind zugleich auch österreichischer Offizier. Wenn ich unsere Behörde auf Sie aufmerksam mache, so geschieht das nur allein im Interesse meines Vaterlandes, das müssen Sie einsehen und zugeben. Sie fürchten, ich werde Sie abermals denunciren, ich könnte es und bin sogar verpflichtet, es

zu thun, aber Sie sind der Beschützer der Comtesse von K., das allein bewegt mich, meiner Pflicht als preußischer Unterthan untreu zu werden. Suchen Sie die Damen zur Abreise zu bewegen, mein Herr, Ihr Geheimniß ist nicht mehr sicher, ich fürchte, daß Ihnen und den Damen hier Gefahren drohen, denen Sie nur durch eine schleunige Abreise vorbeugen können."

Ueberrascht blickte der Oberst dem rasch davon schreitenden Jüngling nach, der sich so lebhaft für die Comtesse zu interessiren schien.

---

## Achtzehntes Kapitel.

## Im Bivouak.

Rudolph Herzberg sah seinen Wunsch rascher erfüllt, als er es gehofft hatte.

Dank der Empfehlung des Generals sah er sich schon am nächsten Tage in der schmucken Husarenuniform.

Er sollte bei der Ersatzschwadron zurückbleiben, um zuvor einexercirt zu werden, aber seine Bitten, verbunden mit der Fürsprache des Generals, bewogen den Commandeur, ihn, nach einer kurzen Prüfung in der Fecht- und Reitkunst, beim Ausmarsch nach Schlesien mitzunehmen. Das Regiment wurde vermittelst der Eisenbahn bis Görlitz befördert und bezog darauf dicht an der Grenze das Bivouak.

Es war ein ernstes und doch auch wieder ein heiteres Bild, der Humor, der allüberall sich geltend machte, übte allmählich auch seine Wirkung auf die ernste, gedrückte Stimmung der alten Landwehrleute, die ihr Theuerstes verlassen hatten, um dem Rufe des Königs zu folgen.

Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Jäger lagen hier auf dem Rasen unter freiem Himmel oder in improvisirten Zelten, zu beiden Seiten Wald und Gebirge, im Hintergrunde ein kleines Dorf, im Vordergrunde ein kleines Gebüsch, welches das Brennholz für die Wachtfeuer liefern mußte. Die Höhen ringsum waren besetzt, die Geschütze richteten ihre Mündung drohend auf die Grenze, bereit, mit vernichtendem Gruß die Verwegenen zu empfangen, die den Einfall in die preußische Provinz versuchen wollten.

In den Wäldern lagen die Feldwachen und Replie's, die Postenkette hatte die Waldlisièren besetzt.

So gegen jeden Ueberfall geschützt, ließ man im Lager den Humor die tiefernste Seite des Lebens vergolden, man gab sich ganz und ungetheilt dem Augenblick hin, um die Vergangenheit zu vergessen und über die Zukunft nicht nachzugrübeln.

In den einzelnen Gruppen an den Wachtfeuern herrschte eine mitunter ausgelassene Stimmung; derjenigen, die nichts zu verlieren hatten, gab es ja genug, und diese bestrebten sich mit lobenswerthem Eifer, ihren Kameraden die Zeit zu kürzen.

Es war in der Nacht vom 12. zum 13. Juni.

Herzberg konnte nicht schlafen, er hatte es versucht und sich neben seinem Pferde auf die Streu geworfen, aber der Schlummer wollte sich seiner nicht erbarmen.

Er dachte an die Zukunft. Vor seinem Ausmarsche hatte er von Berlin aus an Margarethe und deren Vater geschrieben, er erwartete jetzt mit Ungeduld die Antwort auf seine Briefe. Ob Paul Loosen den Schritt des jungen Mannes billigte? Ob dieser Schritt, der doch von Muth und Edelsinn zeugte, ihn über die Armuth des Brautwerbers hinwegsehen ließ? Herzberg hoffte es, aber für wahrscheinlich hielt er es nicht. Er kannte den zähen Charakter des Kaufmanns zu genau, um nicht zu wissen, daß es herbe Kämpfe kosten werde, ehe derselbe die Wahl seines Kindes billigen würde.

Der Gedanke an diese Kämpfe, an die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden waren, ließ den jungen Mann nicht ruhen.

Er erhob sich und wanderte zum nächsten Wachtfeuer, um welches eine theils heitere, theils ernste Gesellschaft sich versammelt hatte.

Ein Jägeroffizier führte, wie es schien, den Vorsitz, mehrere Unteroffiziere von der Infanterie, einige Husaren und Jäger lagen, saßen oder standen im Kreise umher und mitten in diesem Kreise knisterte das Feuer in den noch grünen Holzstämmen, die man aus dem nahen Gebüsch herbei geholt hatte.

Und wenn man genauer hinblickte, so bemerkte man mehrere Kochgeschirre, die neben den brennenden Holzstämmen standen, deren Inhalt ohne Zweifel die Stunden der Nacht kürzen und den Schlaf fern halten sollte.

Herzberg trat in den Kreis, und zwar in demselben Augenblick, in welchem der Jägeroffizier den Inhalt eines Kochgeschirrs in einen steinernen Topf schüttete, den er gleich darauf die Runde machen ließ.

Auch Herzberg setzte, dem Beispiele seiner Kameraden folgend, den Topf an die Lippen und er mußte gestehen, nie hatte ihm

der heiße Grog so vortrefflich gemundet, wie in diesem Augenblick.

„Hol mir der Kuckuck!" sagte der Infanterie-Unteroffizier, der neben ihm stand. „Ich erinnere mir nicht, daß ich je einen Schluck Branntwein mit solcher Lust und Liebe getrunken habe!"

„Ja, ja, wenn der Soldat im Felde ist, erkennt er erst den Werth des Fusels!" erwiderte der Jäger-Offizier. „Das alte Volkslied hat Recht:

Des Morgens thut ein Schnabes gut,
Desgleichen zu Mittage,
Nachmittags er nicht schaden thut,
Macht Abends keine Klage;
Dagegen soll der Brannteweín
Um Mitternacht nicht schädlich sein!"

„Merkwürdige Poesie!" sagte Herzberg, der sich eines Lächelns nicht erwehren konnte. „Sie läuft auf das alte Landsknechtlied hinaus:

Geh Du nur hin, wo Du gewesen hast
Und binde Deinen Gaul an einen dürren Ast!"

Der Offizier blickte überrascht auf. „Sie interessiren sich für diese alte volksthümliche Poesie?" fragte er.

„Allerdings," erwiderte Herzberg.

„Na, dann werden Sie auch das alte Soldatenlied kennen:

Wenn der Kaiser der Chinesen
Mit zehntausend Ladenbesen
Auf der Straße Polka tanzt!
Dann Ade, Ade, Ade, dann Ade, Ade, Ade,
Dann Ade, Schatz, lebe wohl!"

warf der Unteroffizier ein. „Bei meiner armen Seele, wenn ich mir an die Zeit noch erinnere, in der wir die Lieder gesungen haben! Da war noch ein andres:

Im Rosengarten will ich Dir erwarten,
Im grünen Klee, im weißen Schnee!

Oder auch:

Meine Mutter hat gesagt, ich sollt ein reiches Mädel nehmen,
Die muß haben viel Silber und Gold,
Doch viel lieber wollt ich ewig in der Armuth leben,
Als ich Dich verlassen sollt."

„Sie sind Berliner?" fragte Herzberg den Redseligen, der mit vielem Geräusch die Asche aus seiner Pfeife klopfte.

„Na und ob!“ erwiderte der Unteroffizier. „Peter Scheidemann, Friseur erster Klasse, halte mir empfohlen, wenn Sie einmal nach Berlin kommen.“

„Notabene, wenn wir aus diesem Feldzuge mit heiler Haut heimkehren,“ sagte der Offizier. „Sie sind also aus Berlin. Und Sie?“

„Aus Hamburg,“ erwiderte Herzberg. „Agent Rudolph Herzberg, freiwillig eingetreten.“

„Und ich bin aus Königsberg,“ fuhr der Offizier fort. „War bisher Commisvoyageur, als die Unruhen begannen und das Geschäft in Folge dessen stockte, meldete ich mich freiwillig.“

„Ich dagegen muß gestehen, daß ich ungern dem Rufe zur Fahne Folge leistete,“ warf einer der Jäger ein. „Ich bin aus der Rheinprovinz, speciell aus Cöln, und ich versichere Sie, meine Herren, daß durch meine Einberufung mindestens zwölf Familien brodlos geworden sind. Ich besitze eine bedeutende Eisengießerei, aber weder diese, noch meine sechs Kinder genügten, mir auf Zurückstellung Anspruch zu geben.“

„Da sehen Sie, wie bunt die Gesellschaft zusammengewürfelt ist,“ scherzte der Offizier. „Ich wette, jener Husar, der dort auf dem Rasen liegt und an unserer Unterhaltung nicht Theil nimmt, ist in seiner bürgerlichen Stellung über den Handlungsreisenden ebenfalls erhaben, während er ihm heute gehorchen muß.“

Herzberg wandte sich um, der Husar, den der Offizier bezeichnet hatte, stierte theilnahmlos in die Flammen; seine Gedanken weilten anderwärts, wohl bei seiner Frau und seinen Kindern.

„Stoßen Sie ihn an,“ sagte der Offizier, „hier, reichen Sie ihm den Trank der Lethe.“

Der Husar fuhr aus seinem Sinnen empor, er hatte die letzten Worte vernommen.

„Den Trank der Lethe!“ wiederholte er dumpf. „Ja, ja, wer vergessen könnte!“

Der Ton, in welchem er diese wenigen Worte sprach, bekundete einen so tiefen Seelenschmerz, daß es dem Offizier gereute, so leichtfertig gescherzt zu haben.

„Wer vergessen könnte?“ erwiderte er mißbilligend das Haupt schüttelnd. „Lieber Freund, so groß und tief Ihr Schmerz auch sein mag, glauben Sie nicht, daß Sie der Einzige sind, der solchen Schmerz tragen müsse.“

„Mag sein,“ erwiderte der Husar düster, „aber das ist ein schlechter Trost!“

„Schlecht oder gut, es ist immerhin ein Trost,“ sagte Herzberg theilnehmend, „wir Alle haben etwas Theures in der Hei-

math zurückgelassen, da ist wohl Keiner, den nicht ein theures Bild begleitete."

„Aber wohl Wenige mag das Schicksal so hart und schwer getroffen haben," warf der Husar ein. „Nach langen Kämpfen glaubte ich endlich mein Ziel erreicht zu haben, ich hatte meine geliebte Braut heimgeführt, ein Geschäft gegründet, und des Himmels Segen schien auf uns zu ruhen. Mein theures Weib liebte mich unaussprechlich, mein Geschäft blühte, wir durften reich an Hoffnungen in die Zukunft blicken und vertrauensvoll auf ein glückliches Leben rechnen. Meine Frau war der Niederkunft nahe, was wir so ungeduldig ersehnt und so freudig begrüßt hatten, wir würden jetzt gerne für den Augenblick darauf verzichtet und die Erfüllung unseres Wunsches hinausgeschoben haben. In Angst und Sorgen verlebten wir die Tage, jede Stunde konnte mir die Gestellungsordre bringen. Die ersten Tage verstrichen, schon gaben wir uns der Hoffnung hin, man werde mich in der Liste überschlagen haben. Eines Abends kehrte ich von einem Geschäftsgange heim, auf der Schwelle meines Hauses begegnete mir der Arzt. Ich las in seinem Gesichte, was vorgefallen war, er wollte mich zurückhalten, ich drängte ihn bei Seite und eilte in unser Schlafgemach. Meine entsetzliche Ahnung hatte mich nicht betrogen, ich fand zwei Leichen und als Commentar dazu auf dem Nachttisch meine Gestellungsordre."

„Das ist in der That ein schwerer, entsetzlicher Schicksalsschlag," sagte der Offizier erschüttert.

„Ein Schlag, den zu überwinden man der Seelenstärke und eines frommen Gottvertrauens bedarf," fügte Herzberg leise hinzu.

Der Husar nickte.

„Ach wie wär's möglich dann,
Daß ich Dich lassen kann,
Hab' Dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!
Du hast die Seele mein
So ganz genommen ein,
Daß ich kein' And're lieb,
Als Dich allein!"

sang er leise mit bebenden Lippen.

Befremdet blickte der Offizier Herzberg an, der ihm winkte, zu schweigen.

„Nun ist Alles, Alles aus," fuhr der Husar nach einer langen Pause fort. „So rasch kann der vernichtende Blitzstrahl auf den Glücklichen niederfahren! — Glauben Sie, daß wir bald über die Grenze rücken werden?" wandte er sich hastig zu dem Offizier.

„Ich möchte wünschen, daß es schon in der nächsten Minute losginge, ich erwarte sehnsüchtig das Signal zur Attake."

Peter Scheidemann, der Friseur erster Klasse, schüttelte mißbilligend sein blondbehaartes Haupt.

„Ich errathe Ihren Wunsch," sagte er, „bei meiner armen Seele, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde zu vergessen suchen, was man ja doch nicht ändern kann!"

Der Offizier nickte und schüttete den Inhalt eines zweiten Feldkessels in den Topf.

„Das ist eine wohlfeile Redensart!" versetzte er, nachdem er einen herzhaften Zug gethan hatte. „Nicht jeder kann vergessen und nicht Alles kann man vergessen! Auch ich hege den Wunsch, daß wir bald gegen den Feind geführt werden, hier auf der faulen Haut zu liegen, will mir nicht behagen."

„Man sagt, daß es wahrscheinlich gar nicht zum Kriege kommen werde," bemerkte Herzberg.

„Gar nicht?" fuhr der Husar zornig auf. „Wer sagt das? Soll das Land, soll jeder Einzelne all' die schweren Opfer gebracht haben für nichts und wieder nichts? Sollen wir abermals vor Olmütz umkehren, wie die begossenen Pudel? Wenn das geschähe, bei Gott, ich jagte mir eine Kugel durch's Gehirn, und mein letzter Athemzug wäre ein Fluch über den, der so leichtfertig mit dem Lebensglück Unzähliger gespielt hätte!"

„Hol mir der Kuckuck, Sie haben da ein wahres Wort gesprochen," bemerkte Scheidemann. „Sehen Sie, als ich meiner Lotte Lebewohl sagte, da sagte ich ihr: Entweder als Sieger, oder nie siehst Du mich wieder! Und nun soll ich heimkehren, wie eine Katze, die in's Wasser gefallen ist? Bei meiner armen Seele, ich schämte mich zu Tode."

„Seien Sie ohne Sorgen," sagte der Offizier, „Oesterreich hat gestern oder, besser gesagt, vorgestern den Antrag gestellt, das ganze Bundescontingent gegen Preußen zu mobilisiren. Das ist sein letzter Trumpf, Preußen wird ihm jetzt die Karten aus der Hand schlagen!"

„Und wir rücken in Böhmen ein," setzte Scheidemann in zuversichtlichem Tone hinzu. „Soll ein schönes Land sein."

„Schön?" fuhr der Offizier fort. „Allerdings, aber die Menschen, die dort wohnen, daß sich Gott erbarme, ich habe auf meinen Reisen nirgend ein Volk gefunden, welches so leicht zu fanatisiren, so roh, so heimtückisch und unwissend ist, wie diese Czechen und Slowacken es sind!" —

Der Tag begann zu grauen. Herzberg warf einen Blick auf die Uhr.

„Halb drei," sagte er, „es ist Zeit, daß man dem Körper etwas Ruhe gönnt."

„Wenn Sie schlafen können, so schlafen Sie," erwiderte der Friseur erster Klasse, „ich habe die Erfahrung gemacht, daß man mobiler bleibt, wenn man die Nacht verplaudert. Aber sehen Sie, wer kommt dort?"

Die kleine Gesellschaft blickte sich um. Ein Civilist mit verbundenen Augen, von zwei Soldaten geführt, näherte sich langsam dem Wachtfeuer, hinter ihm folgte ein dritter Soldat, der ein gesatteltes Pferd am Zügel führte.

Der Offizier erhob sich.

„He, wen bringt Ihr?"

„Weiß nicht," erwiderte einer der beiden Soldaten. „Er gibt vor, mit dem Brigadekommandeur reden zu müssen."

„Ein Spion?"

„Wahrscheinlich."

Herzberg hatte den Spion unverwandt betrachtet.

„Ich müßte mich gewaltig täuschen, wenn dieser junge Mann nicht mein Freund Eduard Beier ist!" rief er.

„Hol mir der Kuckuck, derselbe Herr, der mir vor dem österreichischen Spione warnte," fügte Scheidemann hinzu. „Bei meiner armen Seele, dieser Herr ist ein guter Patriot, dafür will ich einen Eid schwören."

Eduard hatte den Freund an der Stimme erkannt.

„Erwarten Sie mich," sagte er, „sobald ich mit dem General gesprochen habe, werde ich zurückkehren."

„Aber was suchen Sie hier?" fragte Herzberg.

„Nur einen Erlaubnißschein, um die Grenze passiren zu können, und einen Begleiter."

„Zu welchem Zweck?"

„Sind Sie allein?"

„Nein."

„Ich kann Ihnen diesen Zweck nur unter vier Augen nennen."

„Ich errathe ihn. Bitten Sie den General, daß er mir erlaubt, Sie zu begleiten."

Eduard reichte dem Freunde die Hand. „Es soll geschehen," sagte er, „halten Sie sich bereit."

„Wir nehmen die Pferde mit?"

„Ja."

„Gut, ich werde bereit stehen."

Eduard entfernte sich, nachdem Herzberg ihm versprochen hatte, für die Pferde Sorge zu tragen.

„Wenn dieser Mann nicht ein österreichischer Spion ist, so halte ich ihn für einen ausgezeichneten Kundschafter unserer Armee," sagte der Offizier, „er scheint nicht allein das Talent, sondern auch den Muth und die Verwegenheit zu besitzen."

„Sie glauben noch immer, er könne ein österreichischer Spion sein?" fragte Herzberg lächelnd.

„Weshalb sollte er es nicht sein können?"

„Weil er ein österreichischer Deserteur ist!"

„Bah, das hat er —"

„Auf Ehrenwort, er ist in Altona desertirt, im Regiment Lichtenstein-Husaren kämpfte er bei Oeversee und Veile."

„Sehen Sie, dort kommt ebenfalls eine Patrouille von der Feldwache!" rief Scheidemann.

Es waren zwei ungarische Husaren, welche freiwillig die Fahnen Oesterreichs verlassen hatten.

„Deserteure?" fragte der Offizier, als sie an der kleinen Gesellschaft vorbeischritten.

„Zu Befehl!" erwiderte der Führer der Patrouille.

Die beiden Ungarn näherten sich rasch dem Wachtfeuer. Der Offizier reichte ihnen einen Feldkessel, aus dem der würzige Duft einer kräftigen Fleischbrühe emporstieg.

Die Deserteure setzten abwechselnd den Kessel an die Lippen, dessen Inhalt trotz dem enormen Wärmegrad binnen wenigen Minuten verschwunden war.

„Ah," sagte einer der Beiden, „bei Bruder Preuß besser, bei Bruder Oesterreich nix zu freß! Teremtete, bleiben bei Bruder Preuß!"

„Es ist das alte Lied," nahm der Offizier das Wort, nachdem die Deserteure sich entfernt hatten, „seit dem Kriege in Italien hat dieses Oesterreich nichts gelernt und nichts vergessen! Die Lieferanten und Verwalter werden reich, und die Armee leidet Hunger."

In diesem Augenblick kehrte Eduard zurück. Er hatte die Binde abgenommen, und die Patrouille, die ihn begleitete, marschirte, ohne ihn weiter zu beachten, zur Feldwache weiter, während er mit seinem Freund Herzberg eine Unterredung anknüpfte.

„Ich habe mit dem General geredet," sagte er, „man wird Sie sogleich benachrichtigen, daß Sie einen vierzehntägigen Urlaub erhalten. Aber in Ihrer Uniform können Sie mich nicht begleiten. Es handelt sich darum, die Gebirgspässe in Böhmen zu recognosciren, ich habe einen Plan entworfen, der, so abenteuerlich er auch sein mag, mir sehr ausführbar scheint. Sobald wir unsere Vorposten passirt haben, setzen wir als böhmische Hausirer unsern Weg fort."

„Zu Pferde?" warf Herzberg ein.

„Weshalb nicht?"

„Es würde Verdacht erregen."

„Können wir sie nicht den Preußen gestohlen haben?"

„Das ist wahr. Aber unsere Sprache wird uns verrathen.“

„Fürchten Sie das nicht, ich spreche das böhmische Idiom ziemlich gut, auch weiß ich sehr genau, wie man diese Czechen behandeln muß.“

„Aber unsere Garderobe?“

„Ich habe für sie gesorgt. Ehe ich Breslau heute Morgen verließ, entwarf ich meinen Plan, der General setzte mich in den Stand, die nöthigen Sachen anzuschaffen.“

„Sie kommen von Breslau?“ fragte Herzberg erstaunt.

„Allerdings. Ich legte eine namhafte Strecke mit der Eisenbahn zurück und ritt dann im scharfen Trabe hierher. In einem Bauernhause, dessen Bewohner ein guter Preuße ist, legte ich unsere Garderobe nieder, wir werden uns dort umkleiden. Jetzt aber bitte ich Sie, sich zu beeilen, holen Sie Ihr Pferd, ich werde Sie hier erwarten.“

Herzberg kam der Aufforderung nach, er kehrte schon nach wenigen Minuten zurück.

Eduard schwang sich in den Sattel, nach einem flüchtigen Gruß ritten die Beiden davon.

---

## Neunzehntes Kapitel.

# Bei den Vorposten.

In derselben Stunde, in der Eduard sich im Lager befand, fuhr ein Einspänner durch die Postenkette.

Es war der Wagen, in welchem der Graf von K. und Therese saßen.

Der Posten hatte dem Kutscher befohlen, zu halten und darauf denselben scharf in's Examen genommen, die Erklärung Therese's, sie sei die Gattin des Major von Schirmer und hoffe im Lager ihren Gatten zu finden, genügte dem Landwehrmann nicht, der, bei aller Galanterie dieser schönen Dame gegenüber, seine Pflicht nicht vergaß.

„Da werden Sie warten müssen, bis eine Patrouille kommt,“ sagte er, „ich darf Sie nicht hineinlassen.“

„Aber Sie hören doch, daß diese Dame die Gemahlin eines preußischen Offiziers ist!“ bemerkte der Graf ungeduldig. „Sie sehen, daß ich preußische Uniform trage —“

„Na, Er wird doch wohl nicht raisonniren wollen?“ fiel der Landwehrmann dem Kutscher in's Wort. „Wenn er nicht das alte Gesicht hätte, würde ich ihn für einen Rekruten halten. Er Stockfisch muß doch wissen, daß nicht einmal ein Bauer die Postenkette passiren darf, ohne die Erlaubniß des Wachthabenden.“

Die Zornader auf der Stirne des Grafen schwoll drohend an, in solchem Tone hatte noch Niemand zu ihm geredet.

Therese stieß ihn verstohlen an.

„Guter Freund, mein Kutscher soll gerades Weges zur Feldwache fahren,“ sagte sie, „Sie können uns begleiten, wenn Sie fürchten —“

„Ich bedaure,“ unterbrach der Posten sie höflich aber fest. „Ich muß mich streng an meine Instruction halten; so gerne ich auch Ihnen den Gefallen erzeigen möchte, darf ich es doch nicht.“

„Na, dann wollen wir warten,“ sagte der Graf barsch, „der Herr Major von Schirmer wird Ihnen keinen Dank dafür wissen.“

„Der Herr Major von Schirmer wird zugeben müssen, daß ich meine Pflicht gethan habe, und jetzt enthalte Er sich gefälligst jeder weitern Bemerkung!“

Therese mochte befürchten, daß dieser Wortwechsel zu weit führen könnte; wenn der Posten Verdacht schöpfte, und er konnte dies, sobald er den Kutscher scharf beobachtete, so waren sie beide verloren. Um dem vorzubeugen, knüpfte sie selbst eine Unterhaltung mit dem Kutscher an, und die nichts weniger als schmeichelhaften Worte, die sie ihm sagte, ergötzten den Landwehrmann so sehr, daß derselbe nicht daran dachte, über die Unbeholfenheit und Unwissenheit des Kutschers seine Betrachtungen anzustellen.

Nach einer halben Stunde kam die Patrouille; von ihr begleitet, durfte der Wagen seine Fahrt fortsetzen.

Der Offizier, der die Feldwache befehligte, warf einen flüchtigen Blick auf die Legitimationspapiere, welche Therese ihm überreichte, ein zweiter Blick musterte den Kutscher, der mit gut erheuchelter Gleichgültigkeit vor sich hinstierte.

„Major von Schirmer?“ fragte der Offizier. „Bei welchem Truppentheile steht Ihr Herr Gemahl?“

„Garde-Corps,“ erwiderte Therese rasch.

„Hm, von der Garde liegt kein Mann in unserm Lager, Sie werden also hier Ihren Herrn Gemahl nicht finden.“

„Aber der Herr General könnte uns vielleicht angeben, wo wir ihn finden werden,“ sagte der Graf.

„Ja, ja,“ sagte Therese, „wir fahren schon seit mehreren Tagen aus einem Lager in's andere, und ich weiß doch sicher, daß mein Gemahl in dieser Gegend weilt.“

Der Offizier zuckte die Achseln. „Ich kann Ihnen darüber

keine Auskunft geben," erwiderte er, „wenn Sie wünschen, will ich Sie znm Brigadecommandeur führen lassen."

„Danke, wir werden den Weg schon finden," warf der Graf kurz angebunden ein.

Weniger durch die Worte, als durch den Ton, in welchem er sie sprach, weckte der Graf in der Seele des Offiziers einen Verdacht, der nur eines sichern Haltpunktes bedurfte, um den Beiden verderblich zu werden.

„Wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie führen lassen werde, so müssen Sie daraus den Schluß ziehen, daß eine solche Begleitung befohlen ist," erwiderte der Offizier mit scharfer Betonung. „Diese beiden Husaren werden Sie begleiten, und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß der Wagen auf demselben Wege das Lager zu verlassen hat, auf welchem er hineingefahren ist."

Der Graf nickte und trieb durch einen Peitschenhieb das Pferd an, ein Husar ritt vorauf, der zweite folgte.

„Das ist fatal," flüsterte Therese dem Grafen zu, „es scheint fast, als ob man die Vorposten auf uns aufmerksam gemacht habe."

„Wir müssen auf diese Vorsichtsmaßregeln gefaßt sein," entgegnete der Graf leise. „Bei den Oesterreichern hält es nicht so schwer, wie denn überhaupt die Norddeutschen viel vorsichtiger und mißtrauischer sind."

„Weshalb wir nur auf demselben Wege zurückkehren sollen?"

„Hm, das ist leicht zu begreifen, man will sich für alle Fälle schützen, wir sollen nur einen kleinen Theil der Truppenaufstellung sehen."

„Können wir den Befehl nicht umgehen?"

„Geduld, wir müssen uns vorher überzeugen, wessen Geistes Kinder diese beiden Husaren sind."

„Wir fahren also jedenfalls in's Lager?"

„Ja, Sie werden den General besuchen und ihn bitten, Ihnen Auskunft darüber zu geben, wo Sie den Major finden werden. Er kann Ihnen diese Auskunft nicht geben, vielmehr Ihnen nur sagen, Sie müßten bei der Garde nachfragen."

„Soll ich ihn bitten, uns zu erlauben, daß wir einen anderen Weg wählen?" fragte Therese.

„Nein," erwiderte der Graf, „das könnte Verdacht erregen." Er warf nach diesen Worten einen Blick auf die Uhr.

„Fünf Uhr," fuhr er fort, „wir werden im Lager schon ein reges Leben finden."

In der That herrschte auf dem Lagerplatze schon ein reges Leben und Treiben, die Kavallerie und Artillerie war mit dem Füttern der Pferde vollauf beschäftigt, die Infanterie brachte ihre

Waffen und Gepäck in Ordnung, um in jedem Augenblick zum Aufbruch gerüstet zu sein.

Der Wagen fuhr durch, mancher neugierige Blick traf Therese, welche durch ihre Lorgnette das bunte Treiben beobachtete und die Grüße der Herren Offiziere durch graciöse Verbeugungen erwiderte.

Da begegneten plötzlich zwei Reiter dem Wagen, ein Husar und ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung.

Bei dem Anblick des Letzteren konnte sowohl der Graf wie auch Therese einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, sie hatten Beide Eduard erkannt.

Auch Eduard war überrascht, aber er verbarg diese Ueberraschung hinter einer gleichgültigen Miene.

Erst als der Wagen vorbeigefahren war, machte er seinen Freund auf denselben aufmerksam.

„Spione!" flüsterte er, „wir müssen den Wagen im Auge halten."

„Oesterreichische Spione?" fragte Herzberg.

„Natürlich!"

„Lassen wir sie verhaften!"

„Nein," sagte Eduard entschieden. „Wenn ich sie verhaften lassen wollte, so hätte ich schon vor mehreren Tagen Gelegenheit dazu gehabt. Kommen Sie, Herzberg, ich vermuthe, die Beiden fahren in's Hauptquartier."

„Sie werden es nicht wagen."

„Bah, Sie wissen nicht, wer dieser preußische Grenadier ist, der die Zügel führt! Wir müssen ihnen folgen und sie beobachten. Läge es in meinem Interesse, sie verhaften zu lassen, so bedürfte es dazu nur einiger Worte."

Langsam folgten die Beiden in gemessener Entfernung dem Wagen, der jetzt das Dorf beinahe erreicht hatte.

„Kannten Sie die beiden Reiter, die uns vorhin begegneten?" fragte Therese den Grafen, dessen Bestürzung ihr nicht entgangen war.

„Nur einen von ihnen," erwiderte der Graf verwirrt.

„Welchen?"

„Den in bürgerlicher Kleidung."

„Kennt er auch Sie?"

„Ja."

„Dann sind wir verloren."

„Ich glaube nicht, daß er uns anzeigen wird," sagte der Graf, „er ist ein Ehrenmann —"

„Aber er haßt mich," fiel Therese ihm in's Wort, „ich habe triftige Gründe, zu fürchten, daß er uns als Spione bezeichnen und verhaften lassen wird."

„Wenn er dies thun wollte, würde er es unverzüglich gethan haben," fuhr der Graf fort. „Er ist vorbeigeritten, daraus schließe ich, daß er uns nicht einmal bemerkt hat."

Therese schüttelte bedenklich das Köpfchen.

„Ich habe den Blick gesehen, den er uns zuwarf," sagte sie, „in diesem Blicke lag mehr, als Worte zu sagen vermögen."

Man war inzwischen in dem Dorfe angekommen, der Husar, der vorauf ritt, hielt vor einem Hause, vor welchem ein Doppelposten stand.

„Hier liegt der General im Quartier," sagte er.

Therese stieg aus und trat in das Haus, der Graf legte die Peitsche hin, befestigte die Zügel und zündete eine Cigarre an. Er winkte den beiden Husaren und bot ihnen sein Cigarren-Etui an, aber nur einer der Beiden machte von diesem Anerbieten Gebrauch, und an diesen Einen glaubte der Graf sich nun auch wenden zu dürfen.

„Der Offizier der Feldwache hat mir befohlen, auf demselben Wege zurückzukehren," sagte er, „es wäre mir lieber, wenn ich einen andern Weg wählen könnte."

„Weshalb das?" fragte der Husar.

„Weil ich von hier aus in's nächste Bivouak fahren muß, und die gnädige Frau wünscht, daß ich den kürzesten Weg wähle —"

„Wünscht!" spottete der zweite Husar. „Auf Wünsche wird hier keine Rücksicht genommen."

„Aber —"

„Erlauben Sie, Widerworte werden hier nicht geduldet! Wenn Sie auch die Gardeuniform tragen —"

„Die möglicherweise gestohlen sein kann!" fiel eine fremde Stimme dem Husaren in's Wort.

Der Graf blickte erschrocken sich um, sein Blick fiel auf einen ziemlich corpulenten Artillerie-Unteroffizier, der neben den Husaren stand.

„Wer hat Ihnen erlaubt, sich in Dinge zu mischen, die Sie nicht kümmern?" fuhr er gereizt auf.

„Na, na, nur nicht gleich so hitzig," entgegnete der Unteroffizier. „Glauben Sie, man wisse nicht, wer die Dame ist, die Sie begleiten?"

„Hüten Sie sich! Jene Dame ist —"

„Meine Geliebte gewesen, bester Freund," fuhr der Unteroffizier ruhig fort. „Sie wäre noch heute meine Geliebte, wenn sie nicht ihre Forderungen gar zu hoch geschraubt hätte!"

„Das ist eine Lüge!" erwiderte der Graf, ohne seine Bestürzung so ganz verhehlen zu können, wie er es gerne gewollt hätte. „Frau von Schirmer ist die Gemahlin des Major von Schirmer;

wenn Sie die Kühnheit haben, diese Dame zu beschimpfen, so werden Sie hoffentlich auch den Muth besitzen, Genugthuung dafür zu geben. — Aber wie kann man dies von Ihnen verlangen," fuhr er im Tone der Geringschätzung fort, „von Ihnen, einem simplen Unteroffizier —"

„Rittergutsbesitzer Robert von Linden, wenn ich bitten darf," sagte der Unteroffizier ruhig.

„Und wären Sie der Höchstkommandirende, ich wiederhole, Sie gehen nur darauf aus, die Dame zu beschimpfen," erwiderte der Graf.

Der Rittergutsbesitzer zuckte die Achseln.

„Ich kenne die Gründe nicht, die Sie bewegen, diese Dame in Schutz zu nehmen," sagte er, „mögen dieselben sein, welche sie wollen, das steht fest, daß —"

„Hol mir der Kuckuck, er ist es!" unterbrach in diesem Augenblick der Landwehrunteroffizier und Friseur erster Klasse Peter Scheidemann den Rittergutsbesitzer. „Hab's Anfangs nicht glauben wollen, aber jetzt kann ich's nicht mehr bezweifeln, er ist derselbe feine Herr, der damals mit dem Spion so heimlich redete."

Die Umstehenden blickten fragend den Bartscheerer an, der mit herausforderndem Trotz sich dem Kutscher der Majorin genähert hatte.

„Bei meiner armen Seele," fuhr Scheidemann fort, „in's Unglück hätte er mich gebracht, wenn ich ihm zu Willen gewesen wäre!"

„Ein Spion?" riefen die Husaren. „Hol' ihn der Teufel —"

„Ruhig!" donnerte Eduard, der rasch in den Kreis hineintrat. „Wer hier Recht oder Unrecht hat, kann nur durch eine strenge, unparteiische Untersuchung erforscht werden. Es ist möglich, daß dieser Mann ein Spion ist, aber ich glaube es nicht, ein Spion würde nicht so verwegen sein, die Uniform eines preußischen Gardisten anzulegen."

„Hol' mir der Kuckuck, daß wollen wir bald heraus haben, ob er berechtigt ist, die Uniform zu tragen, oder nicht," sagte der Friseur erster Klasse. „Als der Mann im Lager an mir vorbeifuhr, glaubte ich gleich, ihn zu erkennen, es freut mich, daß ich so vorsichtig war, ihm zu folgen. Hier, nehmen Sie mein Gewehr, will sehen, ob Sie Griffe kennen, ob Sie exerziren können."

„Was soll das?" fuhr der Graf gereizt auf.

„Uns den Beweis liefern, ob —"

„Ich bin stets Offizierbursche gewesen."

„Thut nichts, die Burschen werden in der preußischen Armee ebenfalls ausgebildet!"

„Ich weiß es, aber es ist schon lange her —"

„Donnerwetter, der Kerl macht schöne Umstände!“ rief der Rittergutsbesitzer. „Verhaftet ihn und überlaßt es dem Auditeur, zu ermitteln, ob er berechtigt ist, die Uniform zu tragen oder nicht.“

In diesem Augenblick kehrte Therese zurück. Sie stieg in den Wagen und befahl dem Kutscher, auf demselben Wege zurückzukehren.

„Erlauben Sie, schöne Dame,“ sagte der Rittergutsbesitzer, „ich fürchte, Sie werden sich als die Gemahlin des Major von Schirmer legitimiren müssen, bevor Sie Ihre Reise fortsetzen können.“

Der Blick Therese's ruhte fest und unverwandt auf dem Antlitz des jungen Mannes. Sie erkannte ihn und die Gefahr, die ihnen drohte; sie fürchtete aber auch, daß gerade in diesem Augenblick nur die Geistesgegenwart sie retten konnte.

„Wenn Seine Excellenz, der Herr Brigade-Commandeur, meine Legitimation als gültig anerkannt haben, so werde ich wohl nicht genöthigt sein, auch noch dem ersten besten Unteroffizier Rede stehen zu müssen,“ erwiderte sie fest und ruhig. „Seitdem der Rittergutsbesitzer von Linden sich genöthigt sah, meine Schwelle zu meiden, hat Manches sich geändert, ich halte mich nicht verpflichtet, darüber Bericht und Rechenschaft geben zu müssen. Fahr' zu, Johann, auf demselben Wege, auf welchem wir gekommen sind, werden wir das Lager verlassen.“

Scheidemann trat furchtlos vor den Gaul, während er mit der Linken die Zügel hielt, hob er mit der Rechten sein Gewehr empor, so daß die Mündung den Kutscher bedrohte, der gewiß nicht erwartet hatte, so vielen Bekannten zu begegnen.

„Wer Sie auch sein mögen, gnädige Frau,“ rief er, „dieser Kerl ist ein Schuft, ein österreichischer Spion, den wir nicht von der Stelle lassen!“

Eduard hatte den beiden Husaren einen Wink gegeben.

„Wenn dieser Kutscher und die Dame wirklich Spione sind, so müssen wir sie zur Feldwache zurückbringen,“ sagte er leise, „Euer Offizier würde dafür bestraft werden, daß er sie eingelassen hat.“

„Das ist wahr,“ erwiderte einer der Husaren.

„Wohlan, sorgt dafür, daß dieser Infanterie-Unteroffizier den Wagen passiren läßt, ich werde dem Kutscher sagen, daß er sich beeilen soll, sobald der Weg frei ist.“

Eduard ritt an den Wagen heran.

„Lassen Sie ihn,“ flüsterte er dem Bartscheerer zu, „ich werde ihm schon einen Denkzettel geben, der ihm das Wiederkommen verleiden soll.“

Scheidemann ließ das Gewehr sinken, Eduard winkte dem Grafen, der die Gelegenheit wahr nahm.

Im nächsten Augenblick jagte der Wagen von dannen; Eduard, Herzberg und die beiden Husaren folgten ihm.

„Wenn ich den Husaren, oder dem Offizier der Feldwache reinen Wein einschenke, so sind die Beiden verloren,“ sagte Eduard leise, als der Wagen zwischen dem Lager und der Feldwache langsam seinen Weg verfolgte. „Ob das Mädchen dadurch in Unannehmlichkeiten käme, wäre mir sehr gleichgültig, aber ihn möchte ich gerne damit verschont sehen.“

„Weshalb?“ fragte Herzberg erstaunt. „Er ist unser Feind und dazu ein gefährlicher Feind —“

„Ich gebe dieß zu, indeß ich fühle mich für den Mann eingenommen. Ich weiß selbst nicht, was mich bewegt, ihn zu schonen, aber es steht fest, daß ich mich nicht überwinden kann, ihn zu denunciren.“

„So suchen Sie wenigstens, ihn unschädlich zu machen.“

„Wenn ich's könnte —“

„Stellen Sie ihm die Wahl zwischen der Verhaftung und einem Versprechen auf Ehrenwort.“

„Ah — Sie haben Recht,“ sagte Eduard rasch. „Befehlen Sie dem Kutscher zu halten, bis ich mit den beiden Husaren Rücksprache genommen habe.“

Herzberg kam der Aufforderung nach, der Wagen hielt.

Eduard näherte sich den beiden Husaren.

„Was haltet Ihr von dieser Dame?“ fragte er. „Seid Ihr auch so thöricht, zu glauben, daß sie in's Lager gekommen sei, um zu spioniren?“

„Hm — man kann nicht wissen!“ erwiderte einer der beiden Husaren.

„Wenn sie spioniren wollte, würde sie doch wahrhaftig nicht den General besucht haben,“ fuhr Eduard fort. „Der Artillerie-Unteroffizier sagte mir nachher, er habe sich geirrt, die Dame sei nicht —“

„Na, das wird sich ja finden,“ fiel ein Husar ihm in's Wort. „Weshalb vertheidigen Sie die Dame, wenn nichts gegen sie vorliegt?“

„Weil ich wünsche, daß sie nicht behelligt wird, weil ich Eurem Offizier eine Unannehmlichkeit ersparen möchte.“

„Zum Teufel, wer sind Sie? Was haben Sie hier im Lager zu suchen?“

„Wer ich bin und was ich hier zu suchen habe, könnte ich Euch mit zwei Worten sagen,“ entgegnete Eduard in gemessenem Tone, „aber ich fühle mich dazu nicht verpflichtet. Ich kann Euch

nur den guten Rath geben, laßt die Dame ungehindert passiren, der Brigade-Commandeur würde es Euch sehr übel nehmen, wenn Ihr dem jungen, schönen Mädchen Hindernisse in den Weg legtet. Versteht Ihr?"

Die beiden Husaren blickten einander fragend an.

„Der Brigade-Commandeur ist ein alter Mann," sagte der Eine, „ich kann nicht glauben —"

„Glaubt, was Ihr wollt!" unterbrach Eduard ihn. „Wenn Ihr Euch die Ungunst des Generals zuziehen wollt, so verhaftet die Dame und sorgt, daß die Verhaftung im ganzen Lager bekannt wird. Jetzt reitet vorauf, ich habe mit der Dame einige Worte zu sprechen."

Der junge Mann näherte sich rasch dem Wagen.

„Sie werden erkannt haben, daß Sie sich in einer Falle befinden, Herr Graf," sagte er, ohne das Mädchen eines Blickes zu würdigen. „Nur zwei Wege stehen Ihnen noch offen, der eine führt in's Gefängniß, der andere nach Böhmen."

„So wähle ich den letzteren," erwiderte der Graf.

„Aber Sie werden mir vorher Ihr Ehrenwort darauf geben, daß Sie nicht nach Schlesien zurückkehren wollen."

„Das kann ich nicht?"

„Weshalb nicht?"

„Weil meine Familie in Breslau weilt."

„Sie wird Ihnen nachreisen."

„Wer will sie benachrichtigen?"

„Ich."

„Wer wird sie begleiten?"

„Der Oberst von B."

Der Graf blickte bestürzt den jungen Mann an, über dessen Antlitz ein Zug innerer Befriedigung glitt.

„Weshalb forschen Sie mir so scharf nach?" fragte er. „Ihnen entgeht nicht das Geringste."

„Antworten Sie auf meine Frage," erwiderte Eduard gemessen. „Wollen Sie das Versprechen auf Ehrenwort geben?"

„Daß ich nicht wieder nach Schlesien zurückkehren darf?"

„Wenigstens so lange nicht, als der Krieg währt."

„Aber diese Dame?"

„Sie mag sehen, wo sie bleibt," sagte Eduard rauh. „Mir ist es gleichgültig, ob das Fräulein Sie nach Böhmen begleitet, oder ob sie nach Breslau zurückkehrt, wäre ich ihr allein im preußischen Lager begegnet, würde sie so billig nicht davon gekommen sein."

„Gestatten Sie mir wenigstens, daß ich nach Breslau zurückkehre," sagte der Graf. „Ich werde dem Hauderer Wagen und Pferd zurückbringen und —"

„Nein!“ unterbrach Eduard ihn entschieden. „Wenn Ihnen daran liegt, daß der Hauderer Wagen und Pferd zurückerhält, so sorgen Sie dafür, daß er binnen acht Tagen Beides in Reichenberg im schwarzen Bär abholen kann, ich werde ihn und die Comtesse von Ihrer schleunigen Abreise nach B. benachrichtigen.“

„Und wenn ich mich weigere, Ihnen das Versprechen zu geben?“ fragte der Graf.

„So werde ich dem Offizier der Feldwache einige Worte in's Ohr flüstern, „ich fürchte, daß Sie alsdann Ihr Böhmen sobald nicht wiedersehen werden.“

Der Graf biß auf die Lippe, daß sie blutete, der Seitenblick, den er dem jungen Manne zuwarf, verrieth deutlich, wie schwer es ihm fiel, sich zu fügen.

„Gut, es sei,“ sagte er nach einer kurzen Pause, während er mit der Peitsche die Ohren des müden Gauls bearbeitete, „ich gebe Ihnen das Versprechen auf Ehrenwort.“

Als der Wagen die Feldwache erreichte, zeigte Eduard dem Offizier eine Karte, der sofort, als er einen Blick auf dieselbe geworfen hatte, salutirend an den Helmschirm griff.

Einer der beiden Husaren rapportirte, daß das Benehmen des Kutschers im Lager Verdacht erregt habe, auch die Dame von mehreren Unteroffizieren erkannt worden sei und schon wollte der Offizier eine nochmalige Prüfung der Legitimationspapiere vornehmen, als Eduard ihm leise einige Worte zuflüsterte, worauf der Wachthabende lachend den Befehl gab, den Wagen ungehindert passiren zu lassen.

„Ich habe mein Wort gehalten, jetzt halten Sie es auch,“ sagte Eduard, als der Wagen vor der Postenkette hielt. „Die Comtesse wird benachrichtigt —“

„Ich ziehe vor, dies selbst und zwar brieflich zu besorgen,“ fiel der Graf ihm in's Wort.

„Desto besser. Wagen und Pferd stellen Sie also in Reichenberg, im Gasthofe zum schwarzen Bär, dem Eigenthümer zur Verfügung.“

„Der Eigenthümer besitzt als Unterpfand einen Wechsel im Betrage von fünfhundert Thalern, acceptirt von einem Bankhause in Breslau.“

„Ich werde dafür sorgen, daß Sie den Wechsel zurückerhalten. — Verfolgen Sie diesen Weg, binnen einer Viertelstunde haben Sie die Grenze überschritten.“

Der Graf grüßte, Therese wandte sich ab, um dem Blick des jungen Mannes nicht zu begegnen.

Eduard sah dem Wagen nach, bis er in dem Fichtenwalde seinen Augen entschwunden war.

„Als Spion war er uns nicht gefährlich," sagte er, während er von dem Freunde begleitet langsam weiter ritt, „aber die Macht, die er vermöge seiner Stellung und seiner Mittel ausübte, konnte uns gefährlich werden."

„Glauben Sie, daß er fortan in Böhmen bleiben wird?" fragte Herzberg.

„Ich glaube es —"

„Aber wenn unsere Armee dort einrückt —"

„Fürchten Sie, er werde auf böhmischem Boden seine Spionage fortsetzen? Dazu hat er weder den Muth noch das Talent. Apropos, haben Sie von Margarethe noch nichts gehört?"

„Nein. Die Beförderung der Briefe mit der Feldpost währt etwas länger, wie —"

„Ich weiß es. Sie haben Ihr doch mitgetheilt, daß Sie in's Feld gerückt sind?"

„Ihr und Ihrem Vater!"

„Und Sie glauben, hoffen zu dürfen?"

Herzberg zuckte die Achseln. „Man glaubt gerne, was man hofft," sagte er, „meine Hoffnung stützt sich darauf, daß Paul Loosen für Preußen die wärmste Sympathie hegt."

Die Unterhaltung stockte. Nach einem kurzen aber scharfen Ritt zeigte Eduard auf ein Haus, welches einsam, von einem kleinen Gärtchen umgeben, an einer Waldlisière lag.

„Dort werden wir uns umkleiden," sagte er. „Ein intimer Freund meines Vaters bewohnt jenes Häuschen, wir dürfen uns auf seine Verschwiegenheit und nöthigenfalls auch auf seinen thatkräftigen Beistand verlassen."

„Und für den Fall wir durch die Verhältnisse gezwungen werden sollten, uns zu trennen?"

„Werden wir hier wieder zusammentreffen," erwiderte Eduard, indem er sich aus dem Sattel schwang.

Ein schon bejahrter Mann empfing die beiden Jünglinge mit herzlicher Freundlichkeit, er führte, während die letzteren in's Haus traten, die Pferde hinter dasselbe in einen Schuppen.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

# Auf der Hauptwache.

Hersch und Sturm waren nach ihrer Verhaftung zur Hauptwache geführt worden.

Der wachthabende Offizier befahl, sie in's Arrestzimmer zu bringen, dort sollten sie bleiben, bis die Commandantur über sie verfüge.

Dieses Arrestzimmer war ein enger, niedriger Raum, kaum vier Schritte lang und ebenso breit; er enthielt nichts außer einer hölzernen Pritsche, welche wohl schon Manchem zur Ruhestätte gedient hatte.

Das Fenster war mit starken Eisenstäben versehen, die Thüre massiv und durch mehrere schwere Riegel vor einer gewaltsamen Erbrechung geschützt.

„Es wird nichts so heiß gegessen, wie es auf den Tisch kommt," sagte Jakob Sturm ruhig, als der Unteroffizier die Thüre geschlossen und die Riegel vorgeschoben hatte. „Mich ärgert nur, daß gerade dieser Deserteur es war, der uns verhaften ließ!"

„Wer's gethan hat, kann uns ziemlich gleichgültig sein," entgegnete Hersch, der den Muth seines Gefährten nicht zu besitzen schien, „wenn es uns nur nicht an den Kragen geht!"

Sturm zuckte geringschätzend die Achseln. „Man muß das Beste hoffen, lieber Freund!"

„Ihr sagt das so gleichgültig —"

„Bah, soll ich vielleicht mich hinsetzen und heulen, wie ein altes Weib?"

„Unsinn! Aber unsere Lage ist wahrhaftig nicht derart, daß wir uns über das, was uns bevorsteht, gleichgültig hinwegsetzen können!"

„Da habt Ihr Recht," erwiderte Sturm. „Seid so gut und ruft die Wache."

Hersch blickte erstaunt seinen Genossen an, der sich auf die Pritsche geschwungen hatte und jetzt das Fenster einer genauen Prüfung unterwarf.

„Ruft die Wache," wiederholte Sturm. „Wenn Ihr Eure Stimme erhebt und mit den Absätzen die Thüre bearbeitet, wird wohl Einer den Lärm hören."

„Das bezweifle ich nicht, aber —“

„Guter Gott, seht Ihr denn nicht ein, daß wir so, wie wir hier stehen, nicht entwischen können? Der einzige Weg, den wir uns öffnen können, ist der durch das Fenster, zur Beseitigung der beiden Eisenstäbe müssen wir die nöthigen Werkzeuge haben —“

„Die uns die Wache wahrhaftig nicht verschaffen wird!“ warf Hersch ein.

„Ruft und Ihr werdet sehen.“

Hersch kam der Aufforderung nach, es währte eine geraume Weile, ehe der Lärm das gewünschte Resultat hatte.

Die Thüre wurde geöffnet, ein Gefreiter trat ein, der sich in ziemlich barschem Tone nach der Ursache des Rufens und Pochens erkundigte.

„Die Ursache liegt sehr nahe,“ erwiderte Sturm trotzig, „man hat uns hier eingesperrt, ohne uns zu fragen, ob wir schon gefrühstückt haben oder nicht. Ich verlange —“

„Wenn's nur das ist, so dürft Ihr Euch beruhigen,“ fiel der Gefreite ihm in's Wort, „es ist nicht der Mühe werth, deshalb so großen Lärm zu machen! Die Hauptwache ist kein Gasthof und auch keine Speisewirthschaft, das konntet Ihr bei einigem Nachdenken Euch selbst sagen, und verhungern werdet Ihr wohl auch nicht, wenn Ihr mit dem Frühstück bis zum Nachmittag wartet.“

„Seid Ihr hier der Wachthabende?“ fragte Sturm spottend. „Ich werde mich beim Stadtkommandanten beschweren, verlaßt Euch darauf!“

„Thut, was Ihr wollt, aber verhaltet Euch, so lange Ihr hier logirt, etwas ruhig!“

Der Gefreite wollte sich wieder entfernen, Jakob Sturm rief ihn zurück.

„Wenn man einer Beschwerde hier kein Gehör schenkt, so hoffe ich, wird man doch eine Bitte erfüllen,“ sagte er, „zumal, wenn diese Bitte nur die Herbeischaffung einiger Lebensmittel betrifft. Schicken Sie gütigst einen Ihrer Leute zu dem Trödler Wenzel Richter, er wird auf diesen Zettel hin einige Victualien erhalten.“

Der Gefreite warf einen Blick auf den Zettel, der schon früher geschrieben worden war. Er enthielt nur die wenigen Worte: „Schicken Sie mir einen Laib Brod und einen Krug Bier.“

„Die Adresse des Trödlers finden Sie auf der Rückseite,“ fuhr Sturm fort, „der Mann wohnt in der Nähe. Dem Boten werde ich gern ein Trinkgeld geben.“

„Ein Trinkgeld von Ihnen?“ erwiderte der Gefreite, und der Blick, mit welchem er diese Frage begleitete, enthielt so viel Hohn und Verachtung, daß Jakob Sturm unwillkürlich die Faust ballte. „Von einem Spion nimmt ein preußischer Soldat kein Trinkgeld!“

„Wer sagt Euch, daß ich ein Spion sei?“ fuhr Sturm gereizt auf. „Ein Mann von Ehre behauptet nichts, bevor er es beweisen kann; Ihr scheint —“

„Gemach — es dürfte Euch nicht gelingen, Euch zu rechtfertigen, in Eurem Gesicht lies't man, daß Ihr lieber die krummen, als die geraden Wege geht.“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, entfernte der Gefreite sich nach diesen sehr offenherzigen und keineswegs höflichen Worten.

„Wenn Ihr so mit den Leuten redet, werdet Ihr schwerlich etwas erreichen,“ sagte Hersch kopfschüttelnd. „Ihr hättet höflicher auftreten sollen!“

„Alsdann würde ich gar nichts erreicht haben. Den groben Gefangenen respectirt man, vor dem höflichen glaubt man auf der Hut sein zu müssen. Ihr werdet sehen, binnen einer halben Stunde haben wir das Gewünschte hier.“

„Und Ihr glaubt, die Flucht werde uns gelingen?“

„Wenn man uns Zeit läßt, allerdings.“

„Wie lange werdet Ihr dazu bedürfen?“

„Hm, es kommt einzig und allein darauf an, ob die Commandantur uns bis zum Abend hier lassen wird, am Abend hoffe ich mit den nöthigen Vorkehrungen fertig zu sein. Werden wir im Laufe des Tages geholt, so müssen wir sehen, ob wir einen andern Weg finden.“

Jakob Sturm hatte bei den letzten Worten sich wieder auf die Pritsche geschwungen.

„Wir müssen die Dämmerung abwarten,“ fuhr er fort, „und auch dann noch ist Vorsicht streng geboten. Der Posten steht ganz in der Nähe, ich fürchte, es ist nicht rathsam, daß wir diesen Weg wählen.“

„Aber eine andern haben wir nicht.“

„So müssen wir uns einstweilen in das Unvermeidliche fügen.“

„Vorhin hegtet Ihr doch Hoffnung —“

„Ich wußte nicht, daß der Posten dem Fenster so nahe steht. Wenn wir die Stäbe durchfeilen wollen, müssen wir abwechselnd bis zum Abend arbeiten, es ist unwahrscheinlich, daß die Schildwache das Geräusch nicht hören soll.“

Die schielenden Augen des Hamburger Agenten richteten sich bald auf das Fenster, bald auf das gleichmüthige Antlitz des Spions.

„Gibt's denn keinen andern Weg?“ fragte er rathlos.

Sturm zuckte die Achseln.

„Wenn man uns von hier fortholt, wird man uns trennen,“ fuhr Hersch fort, „dann ist für mich jede Hoffnung verloren.“

„Weshalb jede Hoffnung?“

„Ich bin in derartigen Dingen nicht bewandert —“

„Man lernt Vieles, woran man früher nie gedacht hat.“

„Aber die Geschicklichkeit fehlt —“

„Sie findet sich.“

„Seid doch nicht so verteufelt gleichgültig,“ sagte Hersch ungeduldig. „Ihr thut, als ob es Euch ganz einerlei sei, was die nächsten Stunden bringen werden.“

„Und wenn mir dies nun wirklich gleichgültig wäre?“ entgegnete Sturm ruhig.

„Ich weiß besser, daß dies nicht der Fall ist.“

„Na, wenn Ihr das wißt —“

„Eben deshalb ärgert es mich, daß Ihr diese Gleichgültigkeit zur Schau tragt.“

Jakob Sturm zuckte geringschätzend die Achseln, ein verachtendes Lächeln glitt über sein markirtes Gesicht.

„Was nutzt alles Klagen und Toben?“ erwiderte er gelassen. „Wir sind gefangen, es gibt nur einen Weg, der Gefangenschaft zu entrinnen, dieser Weg aber ist uns verschlossen.“

„Weil Ihr den Muth nicht habt —“

„Schwätzt nicht so dumm, ich habe mehr Muth, als Ihr, das wißt Ihr ebenso gut, wie ich es weiß. Aber Muth und Tollkühnheit sind zwei verschiedene Begriffe.“

Der Hamburger Agent wanderte mit sichtbaren Zeichen wachsender Aufregung in dem engen Raume auf und ab.

„Es kann doch wahrhaftig so schwierig nicht sein, die eisernen Stäbe durchzufeilen oder aus dem Gestein auszubrechen,“ nahm er nach einer geraumen Weile wieder das Wort, „es handelt sich nur darum, die nöthigen Werkzeuge herbeizuschaffen —“

„Und ich gebe Euch auf, das zu thun,“ unterbrach Sturm ihn spottend.

„Hm, man müßte einem Manne von der Wache einen guten Lohn versprechen —“

„Versucht es, wenn Ihr Euch der Gefahr aussetzen wollt, neben der Spionage auch der Bestechung beschuldigt zu werden.“

„Wenn man den richtigen Mann findet —“

„Lieber Freund, unter diesen Preußen sind keine Berufssoldaten, jeder hält auf seine Ehre, Ihr werdet nicht Einen finden, der sich bestechen läßt.“

„Aber es gibt Leute unter ihnen, mit deren Schädel man eine Mauer einrennen kann.“

„Da habt Ihr Recht.“

„Und diese muß man benutzen.“

„Wie also würdet Ihr es anfangen?“ fragte Sturm.

„Hm — man müßte den Betreffenden zu einem Bekannten schicken, ein Billet —“

„Guter Freund, ehe Ihr einen Plan entworfen habt, habe ich ihn schon längst ausgeführt," fiel Sturm seinem Genossen rasch in's Wort. „Wenn der Gefreite einen Mann der Wache zu dem Trödler schickt, so wird dieser Mann mit dem Laib Brod und einem gefüllten Bierkruge zurückkehren. In dem Brode finden wir eine sehr feine und sehr starke Feile, mehrere Uhrfedern, die als Sägen vortrefflich benutzt werden können, und einen sehr feinen, schmalen Dolch. In dem Bierkruge finden wir einige Fläschchen, welche ätzende Säuren enthalten. Ihr seht also, die Werkzeuge werden nicht fehlen, sie genügen, die beiden Stäbe zu beseitigen, aber —"

„Ihr fürchtet den Posten. Wenn der Mann auf das Geräusch hört, wird er doch nicht auf die Vermuthung kommen —"

„Still!" flüsterte Sturm. „Man kommt."

Er warf sich auf die Pritsche und gab sich den Anschein, als ob er schliefe, während Hersch seine Wanderung fortsetzte.

Gleich darauf wurden die Riegel zurückgeschoben, ein blondhaariger Musketier brachte einen Krug und einen großen Laib Brod.

Sturm erhob sich und öffnete sein Portemonnaie.

„Guter Freund, nehmt dies und trinkt ein Glas auf meine Gesundheit," sagte er, indem er dem Soldaten ein Geldstück reichte. „Dient wohl erst seit Kurzem, he?"

„Lange genug, um zu wissen, daß man von Gefangenen kein Geschenk annehmen darf," entgegnete der Musketier trotzig.

„Aber Ihr waret so freundlich —"

„Als Kalfaktor der Hauptwache bin ich verpflichtet, die Ausgänge zu besorgen."

„Auch für die Gefangenen?"

„Auf einen Gang mehr oder weniger kommt es nicht an."

„Ihr seid Rheinländer?"

„Ja."

„Am Rhein ist man überhaupt sehr gefällig."

„Waret Ihr schon dort?"

„Natürlich."

„Wo? wenn ich fragen darf."

„In Köln, Bonn, Koblenz, Neuwied —"

„Meine Eltern wohnen in Köln," sagte der Musketier, dessen Blick forschend und mit dem Ausdruck des Mißtrauens auf den Zügen des rothhaarigen Spions ruhte.

„Köln ist eine herrliche Stadt," erwiderte Sturm, indem er den Krug an die Lippen setzte, „habe meine schönsten Stunden dort verlebt. Heißt Ihr nicht Peter Schmitz?"

„Nein, weshalb fragt Ihr?"

„Ich habe in Köln einen Bekannten, der Euch frappant gleicht. Ich möchte darauf schwören, daß Ihr sein Sohn seid."

„Mein Vater ist der Anstreicher Gustav Meiß,“ sagte der Musketier treuherzig, nicht ahnend, daß ihm eine Falle gestellt wurde, in welche er bereits arglos hineingewandert war.

„Meiß, ganz recht, Gustav Meiß,“ fuhr Sturm fort, während er dem Musketier die Hand bot. „Wenn Ihr dem alten Manne schreibt, grüßt ihn von mir, ich bitte darum. Er wird herzlich lachen, wenn er hört, daß sein guter Freund, mit dem er so manche Partie Solo gespielt hat —“

„Da habt Ihr Recht, das Solospiel ist seine Leidenschaft,“ warf der Flachskopf ein. „Also Ihr seid mit ihm befreundet? Das hätte ich wahrhaftig nicht gedacht.“

„Du lieber Gott, wir trafen uns ja jeden Abend in der Bierwirthschaft.“

„Bei Löngen auf der Hochpforte?“

„Natürlich — im Hinterstübchen.“

„Und nachher auch wohl in der ewigen Lampe?“

„Versteht sich.“

Der Musketier lachte recht herzhaft, es bereitete ihm Vergnügen, die kleinen Schwächen seines Herrn Papa's, eines ehrsamen Spießbürgers, am Schnürchen aufzählen zu können, und Jakob Sturm erzeigte ihm den Gefallen, an dieser Freude Theil zu nehmen.

„Na es thut mir recht herzlich leid, daß Sie jetzt hier in der Klemme sitzen,“ sagte der Musketier nach einer geraumen Pause, „aber ich kann Ihnen nicht helfen, so gerne ich es auch thun möchte.“

„Lassen Sie die Thür offen, wir wollen Sie von Außen schließen,“ erwiderte Hersch, „nachher mag man sich den Kopf zerbrechen, wie wir entwischt sind.“

Ein Blick der Entrüstung traf aus den hellbraunen Augen des Musketiers den Schielenden, dem in demselben Augenblick Jakob Sturm einen sehr bedeutsamen Blick zuwarf.

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt,“ sagte der letztere in ziemlich unhöflichem Tone, „Ihr seid nicht schuldiger, wie ich, und dennoch fürchtet Ihr Euch vor den Folgen dieser Verhaftung. Im ersten Verhör muß unsere Unschuld sich glänzend herausstellen, wir erhalten unsere Freiheit zurück und möglicherweise eine Entschädigung. Fliehen wir, so sind wir fortan vogelfrei, überall wird die Polizei auf uns vigiliren.“

„Da habt Ihr Recht,“ erwiderte der Musketier, „erwartet das Verhör ruhig ab. Im Uebrigen wäre es Euch auch unmöglich zu entfliehen, Fenster und Thüren sind zu fest. Selbst wenn die Thüre offen stände, wäre es ein gefährliches Wagniß, der Doppelposten vor den Gewehren hat scharf geladen.“

„Es fällt uns auch nicht ein," entgegnete Sturm gelassen. „Also wenn Ihr an Euren Vater schreibt, grüßt ihn recht herzlich von mir."

„Ich will's besorgen."

„Schreibt ihm, wenn ich bald wieder nach Köln komme, hoffe ich noch manche Parthie mit ihm zu spielen. Noch eins, lieber Freund, würdet Ihr mir wohl einen Gefallen erzeigen?"

„Herzlich gern. Was ist's?"

„Vor Mittag wird die Commandantur uns hier nicht abholen lassen. Wollt Ihr so gut sein und kurz vor zwölf Uhr mir aus einer Speisewirthschaft zwei Portionen Essen holen?"

„Gewiß. Wenn ich nur die Zeit dazu finde."

„Einem Freunde Eures Vaters werdet Ihr diese Bitte doch nicht abschlagen," fuhr Sturm fort. „Ich wünsche Suppe, Fleisch und Gemüse, aber ziemlich viel Suppe, wollt Ihr die Güte haben, dafür zu sorgen?"

„Vor zwölf Uhr?"

„Zwischen elf und zwölf."

„Ich werde daran denken."

„Jetzt ist es zehn."

„Ich weiß es, Ihr könnt Euch auf mich verlassen."

„Mit Speck fängt man Mäuse," sagte Sturm, als der Flachskopf sich entfernt hatte. „Ihr wollt immer gleich mit der Thüre in's Haus fallen."

„Na, was habt Ihr denn durch Eure Schlauheit gewonnen?" entgegnete Hersch gereizt.

„Daß wir ein Mittagsessen erhalten."

„Ich verzichte darauf, so lange ich in diesem Käfig stecke, denke ich an andere Dinge, als —"

„Geduldet Euch, wir werden noch vor zwölf Uhr frei sein," fiel Sturm ihm mit zuversichtlicher Ruhe in's Wort.

Bestürzt blickte Sturm seinen Genossen an, der sich damit beschäftigte, das steinharte Brod zu zerschneiden und die verschiedenen, sehr fein gearbeiteten Werkzeuge, die in demselben verborgen waren, herauszuholen.

„Ist das Euer Ernst?" fragte er.

„Glaubt Ihr, ich sei zum Scherze aufgelegt?"

„Ich könnte es glauben, denn Ihr habt noch nicht bewiesen —"

„Daß die Gefangenschaft mir ernste Sorgen bereitet?" fragte Sturm achselzuckend. „Mir macht erst dann etwas Sorge, wenn ich einsehe, daß mein Witz nicht mehr hinreicht. Daß wir hier nicht lange bleiben würden, wußte ich sofort."

„Wie wollt Ihr's anfangen?"

„Mein Plan ist einfach. Sobald der Musketier mit den ver=

schiedenen Geschirren eintritt, renne ich ihn über den Haufen; ehe er sich von seiner Bestürzung so weit erholt hat, daß er schreien kann, sind wir verschwunden.“

„Aber der Posten vor dem Gewehr!“ warf Hersch ein.

„Guter Freund, wenn Ihr Furcht habt, so bleibt ruhig hier,“ entgegnete Sturm spottend.

„Dazu habe ich keine Lust.“

„So müßt Ihr mir folgen.“

„Der Posten hat scharf geladen!“

„Glaubt Ihr, er werde schießen? Kein Pferd denkt daran, in eine belebte Straße feuert man ohne Weiters nicht hinein.“

„Man wird uns verfolgen.“

„Gewiß.“

„Uns aufhalten —“

„Wer's versucht, wird niedergeschlagen.“

„Wenn man uns wieder einfängt —“

„Sind wir verloren, ich gebe es zu.“

„Die Flucht wird als Beweis für unsere Schuld gelten.“

„Eben deßhalb müssen wir die Gefangennahme zu vermeiden suchen.“

„Das ist rasch gesagt.“

„Guter Freund, ich wiederhole nochmals, wenn Ihr Furcht habt —“

„Nein, nein.“

„Na, dann verschont mich auch mit Euren Bedenken, die wahrhaft nicht von Muth zeugen.“

Der schielende Agent wanderte wieder auf und ab, der Schweiß perlte in hellen Tropfen auf seiner Stirne. „Und wenn uns die Flucht gelingt — was dann?“ fragte er nach einer geraumen Pause. „Wäre es nicht gut, daß wir, für den Fall, daß wir getrennt würden, einen Ort bestimmen, an dem wir unfehlbar einander treffen?“

„Ich habe schon daran gedacht,“ sagte Sturm. „Hier ist die Adresse des Trödlers Richter, steckt sie ein und gebt sie dem Manne, wenn Ihr seine Schwelle überschreitet. Er wird Euch schützen und mit Rath und That Euch beistehen, wenn Ihr des Beistandes bedürft. Dort findet Ihr auch mich. Es ist sogar rathsam, daß wir uns trennen; sobald wir die Wache verlassen haben, schlagt Ihr die Richtung links ein, ich nehme die zur Rechten.“

„Gut.“

„Vergeßt es nicht.“

„Aber in dem Hause des Trödlers wird man zuerst uns suchen —“

„Voraussichtlich ja. Wir dürfen doch nicht länger bleiben, bis wir unsere Kleider umgetauscht haben. Am Abend verlassen wir Breslau.“

„Gedenkt Ihr der Gräfin vorher noch einen Besuch zu machen?“

„Nein. Das Mädchen ist zu couragirt, sie rückt keinen Gulden heraus. Dann auch fürchte ich, daß er noch in der Nähe ist, er scheint ein Auge auf die Comtesse geworfen zu haben.“

„Ihr meint den österreichischen Deserteur?“ fragte Hersch.

„Allerdings. Ich hoffe, die Stunde, die mich an ihm rächt, wird bald schlagen. Wenn ich je einen Mann gehaßt habe, so ist es dieser.“

„Und Euer Haß ist begründet,“ entgegnete der schielende Agent. „Die Behandlung, die er Euch in Berlin angedeihen ließ —“

„Erinnert mich nicht daran,“ fuhr der Spion zornig auf. „In Böhmen werden wir ihm wohl begegnen, dann wollen wir die Rechnung mit ihm ordnen.“

Die Unterhaltnng stockte, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, harrte jeder des entscheidenden Augenblicks, der näher und näher heranrückte.

Die Minuten verstrichen, von Zeit zu Zeit warf Jakob Sturm einen Blick auf die Uhr.

Endlich erhob er sich, es war halb Zwölf.

„Gebt Acht,“ flüsterte er, „sobald die Thür so weit geöffnet ist, haben wir keine Sekunde zu versäumen.“

Abermals verstrich eine Viertelstunde, endlich ließen langsame, vorsichtige Schritte sich auf den Steinplatten des Flurs vernehmen. Das Klirren und Klappern der Schüsseln verrieth den Beiden, daß der längst ersehnte und dennoch gefürchtete Augenblick gekommen war.

Das Schloß knarrte, die schweren Riegel wurden geräuschvoll zurückgeschoben.

„Aufgepaßt!“ flüsterte Sturm.

Im nächsten Augenblick wurde die Thür geöffnet.

Der Flachskopf hatte die Schüssel auf den Boden gestellt, um die Thüre öffnen zu können, in dem Augenblick, in welchem er sich bückte, um sie hineinzubringen, fühlte er sich plötzlich unsanft zu Boden geworfen und zwar dergestalt, daß der fette Inhalt der Schüsseln sich über ihn ergoß.

Er bemerkte, daß die beiden Gefangenen über ihn hinwegsprangen, aber seine Bestürzung war so groß, daß er keinen Schrei auszustoßen vermochte.

Die Schildwache fällte allerdings das Gewehr, als die Beiden so eilig heraus und an ihr vorbeistürzten, aber in dem Augen-

blicke, in welchem sie dies that, hatten die Flüchtlinge schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen.

Der Unteroffizier und die Musketiere schimpften um die Wette, einige der Letzteren rannten auch den Flüchtlingen nach, aber in dem Labyrinth von Gassen und Gäßchen war es unmöglich, ihre Spur zu verfolgen.

---

# Einundzwanzigstes Kapitel.

## Böhmische Hausirer.

Es war nur ein kleines, sehr unbedeutendes Dorf an der böhmischen Grenze, aber es besaß doch seine Branntweinschenke, und diese Schenke, die man eigentlich nur eine Kneipe nennen konnte, erfreute sich von Seiten der Dorfbewohner eines so lebhaften Zuspruchs, daß der Wirth keine Ursache fand, sich über die Ungunst der Glücksgöttin zu beschweren.

Ganz besonders in dieser bewegten Zeit war die Schenkstube vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein belagert und die Gestalten, welche sie bevölkerten, konnten schon in der Seele eines Durchreisenden die Vermuthung wecken, daß diese Kneipe der Sammelpunkt aller böhmischen Vagabunden sein müsse.

Und die Unterhaltung, welche diese zerlumpten Gestalten hinter dem Branntweinglase führten, würde einer solchen Vermuthung nur zur Bestätigung gedient haben.

Vor dieser Schenke hielten Eduard und dessen Freund am Abend des 13. Juni. Sie waren allerdings beritten und ihre Rosse konnte man als Luxuspferde bezeichnen, aber nichts destoweniger sahen sie den Vagabunden in der Schenke so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Die Kleidung war unsauber, unordentlich und stellweise zerrissen, ebenso unsauber waren Gesicht und Hände.

„Lassen Sie mich das Wort führen," flüsterte Eduard dem Freunde zu, „ich werde mit dem Gesindel schon fertig werden. Uebrigens verstehen diese Leute alle das deutsche Idiom, es kommt nur darauf an, ob sie's verstehen wollen."

„Aber weshalb kehren wir in diese Kneipe ein?" erwiderte Herzberg. „Viel lieber möchte ich im nächsten Walde übernachten."

„Ich nicht. Nach einer Nacht im Freien ist man erschöpfter

wie am Abend zuvor, und was diese Kneipe betrifft, so werden wir wenigstens ein Strohlager unter einem schützenden Dache finden."

Die Beiden hatten sich inzwischen aus dem Sattel geschwungen, der Wirth stand bereits auf der Schwelle, um die Gäste zu empfangen.

Der stechende Blick dieses kleinen, hageren Mannes richtete sich bald auf die Pferde, bald auf die Reiter, es war offenbar, er hegte Mißtrauen, und dieses Mißtrauen entbehrte allerdings der Begründung nicht.

„Schöne Pferde, — he?" warf Eduard im böhmischen Dialekt hin.

„Wohl zu schön für Hausirer!" entgegnete der Wirth, während er langsam näher trat.

„Meint Ihr?" fuhr Eduard fort. „Wißt Ihr, ich denke, es ist einerlei, ob wir uns schon jetzt die Pferde holen, oder ob wir warten, bis die Preußen sie uns bringen."

Der Wirth nickte. „Stehen die Sachen so, dann habt Ihr Recht," sagte er, und ein pfiffiges Lächeln glitt über seine Gaunerphysiognomie. „Ihr wollt hier über Nacht bleiben?"

„Ja."

„Tretet ein, ich werde für die Pferde sorgen."

Die Beiden gingen in die Schenkstube, während der Wirth die Pferde hinter das Haus führte.

„Verdächtiges Gesindel!" flüsterte Herzberg dem Freunde zu, sobald sie an dem Tische Platz genommen hatten, „sehen wir uns vor, ich halte dieses Volk zu jedem Verbrechen fähig."

Eduard warf einen prüfenden Blick über die anwesenden Gäste. Herzberg hatte Recht. Unter diesen Vagabunden befand sich nicht ein Einziger, der auf Vertrauen Anspruch machen durfte.

„Kommt wohl von drüben?" nahm einer der Gäste das Wort. „Wie sieht's aus? Wird's bald losgehen?"

„Hoffentlich!" entgegnete Eduard lakonisch.

Ein Gast, der bisher den Beiden den Rücken gewandt hatte, erhob sich und schritt, ohne die Hausirer eines Blickes zu würdigen, hinaus. Gleich darauf trat der Wirth ein.

„Habt Ihr gute Geschäfte gemacht?"

Eduard zuckte die Achseln. „Man muß sich durchschlagen, so gut es geht," erwiderte er. „Wollt Ihr einen Handel machen? Wir haben schöne Bänder mitgebracht —"

„Danke!" fiel der Wirth ihm in's Wort. „So lange man nicht weiß, wie's wird, hat man nicht Lust zu kaufen."

„Müssen vorher das Silber wiederholen, was die Preußen hier aus dem Lande geschleppt haben," warf ein Gast ein. „Laßt nur den Benedek sorgen."

Der Blick des Wirths ruhte forschend auf Herzberg, der, in Gedanken versunken, keinen Antheil an der Unterhaltung nahm, von der er auch, da sie in böhmischem Dialekt geführt wurde, kein Wort verstand.

Eduard bemerkte diesen Blick, er hielt es für rathsam, das erwachende Mißtrauen im Keime zu ersticken. „Laßt den armen Teufel," flüsterte er dem Wirth zu, „wenn ich nicht über ihn wachte, hätte er sich längst das Leben genommen."

„Weshalb das?" fragte der Wirth erstaunt.

„Seine Frau und sein einziges Kind sind vor einer Woche an ein und demselben Tage gestorben."

„Ah — das kann er nicht verschmerzen?"

„Nein. Redet ihn nicht an, er kann es nicht ertragen, daß man sich um ihn bekümmert."

„Er scheint kein Böhme zu sein?"

„Nein. Er ist ein Wiener."

„Und will hier hausiren?"

„Er hat mich nach Böhmen begleitet um zu vergessen."

„Sagt mal, habt Ihr nicht gehört, ob die Preußen bald kommen werden?" fragte ein Gast.

„Kommen werden?" erwiderte Eduard mit gut geheuchelter Ueberraschung. „Ich hoffe, wir warten nicht, bis sie kommen."

„Das sage ich auch," versetzte der Wirth. „Aber es hat fast den Anschein, als ob wir sie erwarten sollten! Benedek geht immer mehr zurück, bei Reichenberg unter Clam-Gallas liegt ein österreichisches Armeecorps, die übrigen Corps sind bis Pardubitz zurückgewichen."

„Benedek weiß sehr gut, warum er seine Armeen zurückzieht," erwiderte ein Gast.

„Das bezweifle ich nicht —"

„Na, dann könnt Ihr's ihm auch überlassen."

„Gewiß, aber ich sehe nicht ein, welchen Vortheil es ihm bringen könnte, daß er die Gebirgspässe unbesetzt hält —"

„Da habt Ihr Recht," unterbrach Eduard den Wirth, „die Pässe werden durchaus nicht vertheidigt, nur hier und da sieht man eine unbedeutende Patrouille, von einer Truppenaufstellung findet man nirgend eine Spur."

„Das wissen wir," sagte der Gast ruhig, „grade damit soll den Preußen die Falle gestellt werden."

„Na, lieber Freund, wenn auch hier die Pässe nicht vertheidigt werden, an anderen Punkten sind sie sehr stark besetzt," warf ein Anderer ein, der ebenfalls das Gewerbe eines Hausirers zu führen schien. „Vor acht Tagen habe ich mich davon überzeugt —"

„Vor acht Tagen, das ist etwas Anderes," fuhr der Erstere

fort. „Vor acht Tagen lagen auch hier noch österreichische Truppen, wir glaubten jeden Tag, sie würden in Schlesien einrücken! Jetzt ziehen sie sich zurück, und wißt Ihr weshalb? Die Preußen sollen ihnen nachfolgen, sobald sie durch die Pässe sind, werden sie von vorne und von allen Seiten angegriffen und in den Pässen schließlich mit Steinen todtgeworfen.“

„Das geschähe ihnen Recht!“ sagte der Wirth. „Diese Ketzer und Banditen haben es nicht besser verdient.“

„Wenn sie nur erst hierher kommen, werden die Augen ihnen schon aufgehen,“ bemerkte der Hausirer. „Sie glauben leichtes Spiel zu haben —“

„Na, wenn sie kommen, dann ist es Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen,“ fiel der Wirth ihm ins Wort. „Wißt Ihr, was mir ein Oesterreicher gesagt hat, der lange in Preußen lebte und die preußische Armee genau kennt? Er habe nie eine Armee gesehen, in der so viele Banditen und Mordbrenner, so viele Schandbuben und —“

„Himmeltausenddonnerwetter!“ fuhr Eduard auf, unfähig seinen Zorn länger zu bemeistern.

Die Anwesenden blickten befremdet den jungen Mann an, der augenblicklich einsah, welche Unklugheit er begangen hatte.

„Was ist's?“ fragte der Wirth lauernd.

„Wenn es wahr ist, was Ihr sagt, so soll der Teufel ruhig bleiben bei dem Gedanken, daß diese Banditen demnächst in unser Land einfallen werden,“ entgegnete Eduard, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrend emporfuhren. „Aber ich glaub's nicht, so unmenschlich —“

„Weshalb glaubt Ihr es nicht?“ fuhr der Wirth achselzuckend fort. „Die Preußen haben ja in Schleswig unverantwortlich gehaust.“

„Wer behauptet das?“

„Der Herr hat's behauptet, der vor einigen Wochen hier war. Er hat mir Geschichten erzählt, die mir die Haare zu Berge trieben. Gestohlen haben sie wie die Raben, die Frauen und Mädchen waren vor ihnen nicht sicher —“

„Hört mal, das ist so sicher gelogen, wie ich hier sitze,“ unterbrach ein Hausirer den Wirth. „Bei aller Anhänglichkeit an unsern Kaiser und bei allem Haß gegen die Preußen kann ich doch nicht dulden, daß man eine tapfere, ruhmreiche Armee beschimpft. Die Preußen haben in Schleswig-Holstein —“

„Geraubt und gesengt!“ fiel der Wirth, über den Widerspruch erbost ihm in's Wort.

„Das ist eine schändliche Lüge!“

„Es ist die Wahrheit.“

„Nein.“

„Ja.“

„Wenn Ihr solchen Unsinn glauben könnt, seid Ihr ein Esel.“

Der zornglühende Blick des Wirths ruhte durchbohrend auf dem kühnen Hausirer, der für die Ehre der feindlichen Armee so tapfer in die Schranken trat.

„Hört mal, ich glaube, Ihr habt ein besonderes Interesse dabei, die Preußen in Schutz zu nehmen,“ sagte er drohend. „Weshalb vertheidigt Ihr sie?“

„Werft den Spion vor die Thüre!“ riefen einige Gäste. „Er will nur spioniren.“

Herzberg, der die drohenden Mienen und Bewegungen sah, fuhr von seinem Sitze empor.

„Ruhig,“ flüsterte Eduard, „uns gilt es nicht.“

„Wem denn?“

„Jenem Hausirer. Man hält ihn für einen Spion, wir müssen, um jedem Verdachte vorzubeugen, in das Geschrei mit einstimmen.“

„Daraus, daß ich die Ehre des Feindes vertheidige, schließen zu wollen, daß ich ein Spion sein müsse, sieht Eurer Dummheit ähnlich!“ rief der Hausirer. „Ich bin ebenso gut österreichisch gesinnt, wie einer von Euch!“

„Er ist ein Spion,“ erwiderte ein Gast. „Untersucht seine Papiere, durchsucht seine Taschen!“

„Er hat die preußische Armee gelobt,“ rief der Wirth, „das bricht ihm den Hals. Hinaus mit dem Schuft, der —“

„Spart die Worte,“ unterbrach der Hausirer ihn ruhig, und die trotzig herausfordernde Haltung, in der er, den eisenbeschlagenen Stock in der Faust, vor dem Wirth stand, verfehlte den beabsichtigten Eindruck nicht. „Ihr habt nicht nöthig, mir die Thür zu zeigen, ich weiß sie auch ohne das zu finden. Wenn Ihr mich für einen Spion halten könnt, so wißt Ihr noch keinen ehrlichen Mann von einem Schuft zu unterscheiden.“

Eduard hatte sich erhoben. „Ihr geht, wie mir scheint, mit den Leuten um, wie ein türkischer Pascha mit seinen Sclaven,“ sagte er, als der Hausirer davongegangen war. „Wenn Ihr mit allen Gästen so kurzen Prozeß macht —“

„Kümmert Euch nicht darum!“ fiel der Wirth im zornig in's Wort. „Es laufen in der jüngsten Zeit viele Hausirer hier an der Grenze umher, was man davon zu denken hat in einer Zeit, in der keine Seele daran denkt, etwas anderes zu kaufen, als was zum Leben blutnöthig ist, weiß man auch nicht.“

„Haltet davon, was Ihr wollt,“ entgegnete Eduard ruhig, „jedenfalls werdet Ihr wissen, daß diese Hausirer Böhmen und

nicht Preußen sind. Zeigt uns eine Ecke, in der wir übernachten können."

Der Wirth musterte den jungen Mann vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein Zug verachtender Geringschätzung glitt über sein markirtes Antlitz.

„Folgt mir," sagte er rauh. „Ihr werdet wohl gewohnt sein, auf einem Strohlager zu schlafen. Wann wollt Ihr weiter?"

„Morgen früh."

„Sehr früh?"

„Bei Tagesanbruch."

„Wohin geht die Reise?"

„Weßhalb fragt Ihr?"

„Hm, könnt Ihr mirs verwehren?"

„Nein; eben so wenig bin ich auch verpflichtet, Euch Antwort zu geben," entgegnete Eduard kurz angebunden.

Der Wirth zuckte gleichgültig die Achseln und öffnete eine Thüre. Es war ein kleines, enges Gemach, in welches die Beiden traten, ein Tisch, eine Bank, ein zerbrochener Spiegel und ein Strohsack bildeten die ganze Ausstattung. Ueber dem Spiegel hingen die lithographirten Portraits des heiligen Nepomuk und des Kaisers.

„Für Euch ist's gut genug," sagte der Wirth, als er die Enttäuschung und Unzufriedenheit in den Mienen der jungen Leute bemerkte. „Wenn Ihr aber ein besseres Quartier haben wollt, müßt Ihr sehen, wo Ihr es findet."

„Unsinn!" erwiderte Eduard. „Wer sagt Euch, daß wir mit diesem Quartier nicht zufrieden seien? Das Einzige, was wir noch wünschen, ist Ruhe, wir sind ermüdet und wollen morgen früh weiter."

Der Wirth entfernte sich. Eduard wollte hinter ihm die Thür schließen, aber die Thür hatte weder Schloß noch Riegel.

„Da sehen sie sofort böhmische Zustände," wandte er sich zu Herzberg, der ermüdet sich auf den Strohsack geworfen hatte. „Sie stehlen wie die Raben, aber ihre eigenen Habseligkeiten —"

„Wer kann wissen, ob an dieser Thür das Schloß nicht absichtlich fehlt," warf Herzberg ein. „Ich traue dem Wirth so wenig, wie seinen Gästen, im freien Felde würde ich mich wohler fühlen, wie hier unter diesem Gesindel."

„Ihre Furcht ist unbegründet —"

„Sagen Sie das nicht, ich habe einen Haltepunkt für meine Besorgnisse. Bemerkten Sie nicht, daß ein Gast das Schenkzimmer verließ, als wir dasselbe kaum betreten hatten?"

„Allerdings —"

„Wohlan, dieses Individuum hat Sie, bevor es hinausging,

sehr scharf und verstohlen beobachtet. Sie sahen es nicht, weil die Unterhaltung mit den andern Gästen Ihre Aufmerksamkeit fesselte."

„Was beweist das?" fragte Eduard achselzuckend.

„Nichts, ich gebe es zu. Aber es treten weitere Entdeckungen hinzu. Als jenes Subject die Schenke verlassen hatte, begegnete es vor derselben dem Wirth, ich sah, wie die Beiden rasch einige Worte mit einander wechselten."

„Auch das beweist noch nichts."

„Der Gast zeigte auf uns."

„Möglich."

„Ich sah ihn später wieder vor der Schenke, er kam nicht in's Haus, er warf nur einen Blick durch's Fenster, wahrscheinlich um sich zu überzeugen, ob wir noch hier seien."

„Lieber Freund, ich gebe zu, daß Ihre Vermuthungen vollständig richtig sind," sagte Eduard gelassen, „sollen wir aber deshalb auf ein schützendes Obdach verzichten? Wir sind einstweilen sicher hier, ich rücke die Bank an die Thüre, so daß die letztere nicht ohne Geräusch geöffnet werden kann, sind wir wach, so werden unsere Revolver unser Leben hinlänglich schützen."

„Aber unsere Pferde?"

„Teufel — daran dachte ich nicht!" fuhr Eduard fort. „Sie können davongeführt werden, ohne daß wir es bemerken — aber der Wirth wird nicht so unvernünftig sein, die Pferde stehlen zu lassen —"

„Vorausgesetzt, daß er nicht selbst der Dieb ist!"

Eduard trat an's Fenster und blickte nachdenklich hinaus. Die Nacht war bereits angebrochen. Er sah, daß ein junges, schlankes Mädchen über den Hof schritt, sie trug eine Laterne, deren trüber Schein die Dunkelheit kaum zu durchdringen vermochte.

Der Wirth und ein zweiter Mann folgten ihr, sie schritten auf das Stallgebäude zu.

„Sehen Sie dort," flüsterte Eduard dem Freunde zu, „erkennen Sie in jenem Manne den Gast —"

„Er ist's," erwiderte Herzberg, der sich rasch erhoben und dem Fenster genähert hatte. „Ich erkenne ihn an seinem Wuchs, seiner Haltung und seinem Gange."

„Sonderbar, dieser Gang und diese Haltung erinnern mich an einen Bekannten," sagte Eduard nachdenklich, „ich meine, dem Manne schon früher begegnet zu sein. Sie gehen in den Stall, sie schließen die Thüre hinter sich — wenn man nur erfahren könnte, was sie beabsichtigen!"

„Wir werden es erfahren, wenn es zu spät ist!"

„Eben deshalb müssen wir vorbeugen. Bleiben Sie hier,

beobachten Sie aber unverwandt das Gebäude, damit Sie im Augenblick der Noth mir zu Hülfe kommen können."

„Was wollen Sie thun?" fragte Herzberg überrascht.

„Sie werden es sogleich erfahren. Bleiben Sie hier, bis ich zurückkehre."

Eduard schlich sich leise hinaus. Er stieg vorsichtig die Treppe hinunter und trat auf den Hof.

Durch die Ritzen der Stallthüre sah er das Licht, er schlich behutsam an ihr vorbei und stieg die Leiter hinauf, welche zum Futterboden führte.

Hätte der Wirth die Klappe geschlossen, oder die Leiter fortgenommen, so würde er der Möglichkeit, bei seiner Unterhaltung mit dem Gast belauscht zu werden, vorgebeugt haben, er war so unvorsichtig gewesen, diesem Punkte keine Beachtung zu schenken.

Eduard kam glücklich auf dem Futterboden an, er suchte und fand die Klappe, durch welche den Pferden das Heu hinuntergeworfen wurde.

Die Klappe war zur Hälfte geöffnet, der junge Mann hatte nichts weiter zu thun, als sie nieder zu legen und jedes Geräusch zu vermeiden.

Er sah den Wirth und das Mädchen, er sah auch den andern Mann und erkannte ihn beim ersten Blick.

Dieser Mann war der Weber Kurt Hohenfels, der Vater Marie's.

„Wir haben trotz alledem keinen Beweis, daß Ihr die Wahrheit redet," sagte das Mädchen, bedenklich den Kopf schüttelnd und in ihren zwar nicht schönen, aber auch nicht häßlichen Zügen drückte ein gewisser Abscheu sich aus. „Mit der einfachen Behauptung, daß der Mann ein preußischer Deserteur sei —"

„Zum Henker, ich will's beweisen, sobald er der Gefangene der Oesterreicher ist," fiel der Weber ihm ungeduldig in's Wort. „Die Beiden sind österreichische Spione, das allein genügt."

„Natürlich!" erwiderte der Wirth. „Wenn Hohenfels das sagt, wird's wahr sein, er muß es ja nachher beweisen können. Wie ich schon die Pferde sah, glaubte ich, Verdacht hegen zu müssen."

„Die Pferde, denke ich, nehmen wir als Lohn für unsere Mühe," fuhr Hohenfels fort. „Ihr, Katharina, geht und holt die Oesterreicher, ich wache hier bei den Pferden und Euer Vater wacht im Hause, damit die Spione uns nicht entwischen."

„Wir machen die Leute unglücklich," warf das Mädchen ein. „Sie kannten die Folgen, ehe sie die gefährliche Bahn betraten —"

„Es wird ihnen das Leben kosten."

„Was kümmert's uns?"

„Ich mag das Leben zweier Menschen nicht auf dem Gewissen haben!"

„Sei keine Närrin," sagte der Wirth gereizt, „es ist unsere Pflicht, sie unschädlich zu machen. Thun wir's nicht, so begünstigen wir die Spionage und durch diese Spionage werden Tausende in's Elend gestürzt."

„So ist es," bekräftigte der Weber. „Liefern wir die Leute ihren Richtern in die Hände, so verdienen wir uns den Dank des Kaisers und des Landes, thun wir's nicht, so machen wir uns selbst des Hochverraths schuldig."

„Gut, ich will gehen," sagte Katharina nach kurzem Nachdenken, „aber ich verlange, daß den Beiden nichts geschieht, wenn es sich herausstellt, daß Eure Behauptungen unwahr sind."

„Versteht sich von selbst," spottete der Weber.

„Also durch das Tannenwäldchen gehe ich?"

„Ja. Sobald Ihr den Wald verlassen habt, nehmt Ihr die Richtung auf Reichenberg, schon im zweiten Dorf werdet Ihr die Oesterreicher finden."

„Wie weit wird's sein?"

„Vielleicht eine Stunde."

„Nicht mehr?"

„Nein."

Das Mädchen entfernte sich.

Eduard fühlte sich versucht, ihr nachzueilen und sie durch Bitten oder Drohungen zu bewegen, ihr Vorhaben nicht auszuführen, aber der tückische Blick, den Kurt Hohenfels ihr nachschickte, das teuflische Lächeln, welches über sein hageres Gesicht glitt, und die Eile und Vorsicht, mit der er hinter ihr die Thüre wieder schloß, veranlaßten ihn, zu bleiben.

Er errieth, daß ein anderer Plan die Seele dieser beiden Männer beschäftigte und daß es für ihn von hoher Wichtigkeit war, diesen Plan zu erforschen.

„Die wird vor morgen früh nicht wieder hier sein," sagte der Weber, „ich habe sie dahin geschickt, wo sie keine Oesterreicher findet."

„Weshalb das?" fragte der Wirth befremdet.

„Hm, der Grund ist wohl nicht schwer zu errathen. Wenn die Oesterreicher kommen, um die Spione zu verhaften, werden sie die Pferde wahrhaftig nicht im Stalle lassen."

„Man muß sie ihnen verheimlichen."

„Die Spione werden schon dafür sorgen, daß die Thiere nicht zurück bleiben."

„So hätten wir also nichts bei der Geschichte gewonnen?"

„Nein.“

„Aber zum Henker weshalb —“

„Geduld, laßt mich zu Ende kommen. Ihr gebt doch zu, daß es ein verdienstliches Werk ist, diese Menschen unschädlich zu machen, die nur um zu spioniren hierher gekommen sind.“

„Gewiß!“

„Wohlan, was hindert uns —“

„Still -- hörtet Ihr nichts?“ fiel der Wirth, betroffen emporblickend, seinem Genossen in's Wort.

„Bah, es wird eine Ratte gewesen sein.“

„Möglich — Ihr meint also —“

„Zum Teufel, habt Ihr mich denn noch nicht verstanden?“ fragte der Weber ungeduldig.

„Ja, ja, aber —“

„Ihr fürchtet die Folgen?“

„Die Folgen wohl nicht, aber ich fürchte —“

„Na, zum Henker rückt heraus mit der Sprache!“

„Ich bin ein alter Mann,“ sagte der Wirth, „so lange man noch jung ist, kann man eine solche Blutschuld auf sich nehmen, aber später muß man denn doch einmal an sein Seelenheil denken.“

„Denkt an das Pferd und an das Geld, welches die Beiden bei sich führen.“

„An das Geld?“ forschte der Wirth, in dessen kleinen, stechenden Augen die Habsucht aufleuchtete. „Glaubt Ihr, daß sie Geld bei sich führen?“

„Ich weiß es.“

„Bah, ich fürchte, Ihr täuscht Euch, die Lumpen —“

„Wie stimmen die Lumpen mit den edlen Pferden überein?“ höhnte der Weber. „Die Beiden sind preußische Offiziere, sie haben mehr Geld in der Tasche, wie wir in unserm Leben gesehen —“

„He, he, haltet ein, Ihr lügt zu stark,“ sagte der Wirth, und die Hand, mit der er über Stirne und Augen fuhr, zitterte. „Wenn es sich wirklich so verhielte, dann —“

„Dann?“

„Dann wäre es eine Thorheit, die Beiden den Oesterreichern zu überliefern.“

„Ah — Ihr seht es also jetzt ein?“

„Ich sage, wenn es sich so verhielte!“

Kurt Hohenfels zuckte die Achseln und erhob sich von der Futterkiste.

„Thut, was Ihr wollt,“ sagte er, „ich will und kann Euch nicht zwingen. Es ist kein Mord, es ist nur ein Akt der Gerechtigkeit und der Nothwehr, denn vor diesen Spionen kann man sich nur dadurch hüten, daß man sie todtschlägt, wo man sie findet.“

„Bleibt,“ erwiderte der Wirth, „seid nur nicht gleich so unwirsch. Habt Ihr Euren Plan schon fertig?“

„Ja.“

„So laßt hören.“

„Hm, er ist einfach. Wir warten bis die Beiden schlafen, dann gehen wir leise hinauf. Die Thüre ist nicht verschlossen, wir treten ein, Ihr nehmt den Einen, ich den Andern, ein Stoß und die Sache ist abgemacht.“

„Nehmen wir an, sie sei so glücklich abgemacht, was dann?“ fragte der Wirth.

„Was dann? Wir treten die Erbschaft an und verscharren die Leichen.“

Der Wirth blickte nachdenkend vor sich hin. Seine Habsucht kämpfte mit dem letzten schwachen Rest von Gottesfurcht, der aus der Kindheit her ihm noch geblieben war.

„Viel Gold!“ flüsterte Hohenfels.

„Sei es denn,“ sagte der Wirth nach einer geraumen Weile. „Was aber sagen wir dem Mädchen und den Oesterreichern, wenn sie kommen, um die Spione zu holen?“

„Dem Mädchen sagen wir, die Spione hätten sich gewaltsam befreit; die Oesterreicher werden nicht kommen, aus dem einfachen Grunde, weil Katharina sie nicht findet.“

„Wenn Katharina nur nicht zu früh zurückkehrt!“

„Vor Mitternacht kann sie nicht wieder hier sein, bis dahin müssen wir das Werk vollbracht haben.“

„Gut, gut, habt Ihr einen Dolch?“

„Ja. — Geht Ihr in's Haus zurück, ich bleibe hier.“

„Weshalb das?“

„Der Pferde wegen. Sobald der Augenblick günstig ist, ruft Ihr mich.“

Der Wirth nickte und ging hinaus. Kurt Hohenfels setzte sich wieder auf die Kiste und hing seinen Gedanken nach.

Eduard hatte jedes Wort deutlich vernommen. Hier war guter Rath theuer. Verließ er sein Versteck, um dem Freunde Bericht zu erstatten, so mußte er gewärtigen, daß der Wirth ihn bemerkte. Wenn er nun auch und zwar er für seine Person allein die Beiden nicht fürchtete, so lag doch die Besorgniß nahe, daß der unvermeidliche Kampf einige Nachbarn weckte und für wen diese Partei nahmen, konnte Eduard mit Gewißheit voraussehen.

Eine heimliche Flucht war auch nicht zu ermöglichen, der Weber hielt bei den Pferden Wache und ohne die Pferde wollte Eduard das Dorf nicht verlassen.

Der junge Mann war ebenso rasch in seinem Handeln, wie in seinen Entschlüssen, er hatte nach kurzem Nachdenken einen Weg

gefunden und er hegte die Ueberzeugung, daß derselbe ihn zum Ziel führen werde.

Er öffnete langsam und geräuschlos die Futterklappe. Hohenfels bemerkte es nicht.

Dicht unter der Oeffnung stand das Pferd Eduard's, neben diesem Pferde stand die Kiste, auf der Hohenfels saß. Die Laterne hing ziemlich nahe neben dem Weber an einem Balken.

Das Alles sah Eduard, er bemerkte auch, daß er nicht hinunterspringen konnte, weil die Futterkrippe und das Pferd ihn daran hinderten. Wollte er aber hinunterklettern, so fand Hohenfels mehr Zeit, als er bedurfte, um ihm den Dolch zwischen die Rippen zu stoßen.

Er holte den Revolver aus der Brusttasche und machte ihn leise schußfertig.

Vom Augenblick hing jetzt Alles ab.

Ein Blitz, ein Knall — klirrend fiel die Laterne neben dem bestürzt emporfahrenden Weber auf den Boden.

Die Kugel hatte den Ring, an welchem sie hing, zerschmettert.

Eduard nahm sich kaum die Zeit, zu erforschen, ob er das Ziel getroffen und den beabsichtigten Zweck erreicht hatte, auf dem Wege, auf welchem er gekommen war, eilte er rasch hinunter.

Er schloß hinter sich die Lucke und zog die Leiter fort.

Das Alles war das Werk eines kurzen Augenblicks gewesen, ehe Hohenfels sich von seiner Bestürzung erholt hatte, sah er sich schon dem jungen Manne gegenüber, der die Stallthüre geöffnet hatte und jetzt, auf der Schwelle stehend, die Mündung des Revolvers drohend auf den Weber richtete.

„Fünf Kugeln sind noch im Lauf," sagte er mit ernster Ruhe, „und daß ich das Ziel zu treffen weiß, habt Ihr gesehen. Kurt Hohenfels, in dem Kampfe mit mir werdet Ihr stets den Kürzeren ziehen, deshalb laßt ab, für Eure Tochter würde es mich schmerzen, wenn Ihr durch meine Hand fallen müßtet!"

Der Weber knirschte in ohnmächtiger Wuth.

„Ihr seid ein Spion," erwiderte er, „und keinen bessern Spion hätten die Preußen finden können. Nehmt Euch in Acht, habt Ihr auch diesmal mich überlistet, ich werde doch einmal über Euch triumphiren!"

Eduard hatte den Schuß in der Hoffnung abgefeuert, Herzberg werde, durch denselben aufmerksam gemacht, herbeieilen, und er sah sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht.

Aber gleichzeitig mit Herzberg fand auch der Wirth sich ein und Hohenfels wurde durch die Anwesenheit seines Verbündeten ermuthigt.

Eduard aber besann sich nicht lange, er wußte sehr gut, daß

er keine Zeit zu verlieren hatte, daß jeder Augenblick Aufschub die Gefahr vergrößern könnte."

„Geht hinein und holt die Pferde," rief er dem Freunde zu, „ich werde diese feigen Meuchelmörder so lange im Schach halten. Das schwöre ich Euch zu, bei der ersten Bewegung, die mir mißfällt, jage ich Euch eine Kugel durch den Schädel!"

Der Wirth trat zurück, offenbar wollte er in's Haus eilen, um eine Waffe zu holen, oder die Nachbarn zur Hülfe herbei zu rufen.

„Nicht von der Stelle!" befahl Eduard. „Bedenket, daß ich meine Aufmerksamkeit auf zwei Personen richten muß und deshalb nicht die Zeit habe viele Umstände zu machen."

Herzberg war inzwischen in den Stall getreten.

Kurt Hohenfels machte Miene, zwischen ihn und die Pferde zu treten, aber als er bemerkte, daß auch Herzberg mit einem Revolver bewaffnet war, ließ er seinen Vorsatz wieder fallen.

Auch der Wirth schien sich in das Unvermeidliche fügen zu wollen. Er steckte die Hände in die Taschen seiner Jacke und pfiff in Ermangelung einer besseren Beschäftigung eine lustige Weise vor sich hin.

„Ich bedauere die Soldaten, die hier Quartier beziehen werden, mögen sie nun als Sieger oder als Besiegte kommen," sagte Eduard, ohne den Blick von dem Wirth zu wenden. „Euer boshafter, heimtückischer Charakter, Eure Habgier und Raubsucht werden Euch zu Verbrechen verleiten, die an den dreißigjährigen Krieg erinnern. Aber Gnade Euch Gott, wenn ich Euch auf der That ertappe! Ich werde kurzen Prozeß machen und den Mörder am ersten besten Baum aufknüpfen."

„Spart Eure Drohungen," höhnte der Wirth. „Ihr wollt uns alle möglichen Schlechtigkeiten vorwerfen und seid doch selbst ein Mensch ohne Ehre und Gewissen!"

„Ein Deserteur und Spion!" fügte der Weber hinzu. „Warte, Bürschchen, Du wirst Deinen Lohn noch empfangen, dafür laß mich sorgen."

Herzberg hatte die Pferde hinausgeführt.

Die beiden Jünglinge schwangen sich in den Sattel, diesen Augenblick benutzte der Wirth, um in's Haus zu eilen. Was er dort wollte sollten die Beiden bald erfahren.

Sie hatten den Hof noch nicht verlassen, als der Wirth schon zurückkehrte, mit einer doppelläufigen Flinte bewaffnet. Ein Glück war es für sie, daß die Dunkelheit dem Czechen nicht erlaubte, das Ziel scharf auf's Korn zu nehmen, und daß die Pferde in demselben Augenblick, in welchem die beiden Schüsse abgefeuert wurden, seitwärts davon sprengten. Die Kugeln sausten dicht am Hinterkopfe Eduard's vorbei.

„Wir müssen uns trennen," sagte Eduard, nachdem die Beiden eine ziemlich bedeutende Strecke zurückgelegt hatten.

„Die Schüsse haben jedenfalls das Dorf und wahrscheinlich auch die österreichischen Feldwachen alarmirt, wir müssen gewärtigen, daß —"

„Aber so nahe stehen die Oesterreicher ja nicht!" warf Herzberg ein.

„Näher, wie Ihr glaubt. Der Schall der Schüsse muß die Postenkette erreicht haben. Ich will nach Reichenberg, dort erwartet Konrad mich, der fortan mich begleiten kann. Reitet Ihr nach Schlesien zurück —"

„Ich würde lieber —"

„Guter Freund, persönliche Wünsche können hier nicht in die Wagschale fallen. Ich habe Konrad gegenüber Verpflichtungen, denen ich nachkommen muß, ich darf also einstweilen noch nicht daran denken, nach Schlesien zurückzukehren."

„Ihr werdet allein Euch Gefahren aussetzen —"

„Ich fürchte sie nicht. Reitet zurück und erkundigt Euch, wo Ihr den Chef des Generalstabs Freiherrn von Moltke findet. Sagt ihm, der Oesterreicher ziehe sich mehr und mehr zurück in der Richtung auf Pardubitz zu, zwischen Hirschberg und Reichenbach, hinter Wüste-Giersdorf und Alt-Friedland sei von österreichischen Aufstellungen nichts zu sehen und ein Einfall an diesen Punkten nicht zu befürchten. Sagt ihm ferner, nach meiner Meinung müsse man sein besonderes Augenmerk auf die Strecke zwischen Teschen und Krakau richten, dort scheine eine ziemlich starke Armee aufgestellt zu sein. Die Hauptarmee aber stehe, nach den eingezogenen Erkundigungen zu schließen, zwischen Olmütz und Pardubitz, die Pässe seien merkwürdigerweise nicht besetzt. Wie es in der Gegend von Reichenberg aussieht, werde ich zu erforschen suchen, nachdem begebe ich mich nach Pardubitz, Olmütz, Prag, Brünn und Wien; der Herr General darf sich versichert halten, daß ich ihn so genau wie nur möglich unterrichten werde."

„Ihr werdet mir also binnen wenigen Tagen folgen?" fragte Herzberg.

„Nein, es liegt nicht in meinem Plane, die Grenze so oft zu passiren, ich werde Konrad schicken. Und nun lebt wohl, ich hoffe, wir sehen einander bald wieder."

Die Beiden hielten am Saume eines dichten Tannenwaldes; Eduard reichte dem Freunde die Hand.

„Schlagt diesen Weg ein," fuhr er fort, „Ihr werdet noch vor Tagesanbruch die Vorpostenkette der Preußen erreichen."

„In der Nähe des Hauses, in welchem wir uns umkleideten?" fragte Herzberg.

„Nein, aber wenn Ihr der Kette folgt, werdet Ihr binnen einer Stunde an dem Hause angelangt sein. Von dort aus findet Ihr bald den Ort wieder, an welchem Euer Regiment bivouakirte. Sagt Eurem Brigade-Commandeure, Ihr habt dem Generalstabe wichtige Nachrichten zu bringen, so wird er Euch mittheilen, wo Ihr den Chef des Generalstabes findet. Und nun nochmals — Gott befohlen!"

---

# Zweiundzwanzigstes Kapitel.

---

## Die Verfolgung.

Eduard blickte dem davonsprengenden Freunde nach, bis derselbe seinen Blicken entschwunden war, dann ritt er in den Wald hinein.

Er hegte die feste Ueberzeugung, daß man ihn verfolgen würde, und es wunderte ihn, daß er noch keinen Beweis für die Richtigkeit dieser Vermuthung erhalten hatte.

Um für alle Fälle gerüstet zu sein, ersetzte er den abgefeuerten Schuß durch eine neue Patrone.

Dieser Schuß hatte ohne Zweifel das Dorf alarmirt; es bedurfte von Seiten des Wirths nur einiger Worte, die sämmtlichen Bewohner des Ortes zur Verfolgung der preußischen Spione zu veranlassen, und es lag sehr nahe, daß eine österreichische Reiterpatrouille sich schleunigst einfand, um die Ursache des Schießens zu ermitteln.

Unter solchen Umständen hätte Eduard besser gethan, ebenfalls den Weg nach Schlesien einzuschlagen, welcher ihm offen stand, während er jetzt den Feinden in die Arme lief. Aber Konrad erwartete ihn in Reichenberg, dort hoffte besonders auch Eduard noch manche wichtige Entdeckung zu machen.

Der junge Mann hatte bereits eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als er plötzlich dicht vor sich eine dunkle Gestalt sah.

Er erkannte sofort, daß es ein Weib war, die Vermuthung, daß es Katharina, die Tochter des Wirths sei, tauchte in seiner Seele auf.

Er hielt sein Pferd an und schwang sich aus dem Sattel.

„Fürchtet nichts," sagte er, „wenn Ihr Euch so ehrlich zeigt, wie ich es bin, werden wir als gute Freunde von einander schei-

den. Ihr seid Katharina, die Tochter des Wirths im nächsten Dorfe?"

„So ist es und Ihr?" erwiderte das Mädchen, welches in der Dunkelheit die Züge des Fragenden nicht unterscheiden konnte.

„Ich bin der, welchen die Oesterreicher im Hause Eures Vaters fangen sollten."

„Der Spion?"

„Oder Deserteur, es ist mir gleichgültig, welchen Titel Ihr mir gebt."

„Ihr wißt —"

„Ich habe Alles gehört."

„Und seid geflohen?"

„Ja."

„Das freut mich. Aber Euer Kamerad, — wo ist er?"

„In Sicherheit."

„Desto besser," sagte das Mädchen und der Ton ihrer Stimme verrieth, daß ihre Freude über die Flucht der Beiden eine aufrichtige war. „Was aber wollt Ihr von mir?"

„Wenig und doch viel."

„Das verstehe ich nicht."

„Man hat Euch ausgeschickt, die Oesterreicher zu holen?"

„So ist es."

„Habt Ihr sie gefunden?"

„Nein."

„Das wußten die, welche Euch schickten, voraus," erwiderte Eduard ruhig. „Ihr solltet die Oesterreicher nicht finden."

„Weshalb das?" fragte Katharina befremdet.

„Weil es in dem Interesse Eures Vaters und des andern Hallunken lag, Euch zu entfernen und die Soldaten fern zu halten."

„Es lag in ihrem Interesse —"

„Natürlich! Mein Freund und ich, wir sollteu heimlich in's Jenseits befördert werden."

„Das ist eine Lüge!" fuhr das Mädchen entrüstet auf.

„Es ist die Wahrheit," entgegnete Eduard gelassen. „Wenn Ihr Euch davon überzeugen wollt, so —"

„Du lieber Himmel, mein Vater ein Meuchelmörder!"

„Er ist es nicht geworden, und wenn er es geworden wäre, trüge nur sein guter Freund Hohenfels die Schuld daran. — Ihr habt also keinen Oesterreicher gesehen?"

„Nein."

„Wißt auch nicht, wo ihre nächsten Posten stehen?"

„Nein."

„Hm — hättet Ihr den Muth, in's österreichische Lager zu gehen?"

„Zu welchem Zweck?"

„Beantwortet zuvor meine Frage.“

„Wenn es gilt, Euch zu retten, werde ich den Muth haben,“ sagte das Mädchen entschlossen. „Ich glaube nicht, daß Ihr ein Spion seid, und wenn Ihr es dennoch seid, so müssen die Spione noch immer bessere Menschen sein, wie alle Freunde und Bekannte meines Vaters. Was soll ich im Lager?“

„Mir eine österreichische Uniform verschaffen.“

„Eine Uniform?“ fragte Katharina bestürzt. „Was wollt Ihr damit?“

„Du lieber Himmel, das ist doch leicht zu begreifen. Euer Vater wird Jedem, der mich zu verfolgen gedenkt, meine Person und meine Kleidung genau beschreiben —“

„Das ist wahr, aber wie soll ich's anfangen, eine Uniform zu bekommen?“

„Jeder Soldat führt in seinem Tornister eine zweite Uniform bei sich,“ drängte Eduard, „Ihr werdet —“

Er brach ab, von zwei Seiten zugleich ließ plötzlich rascher Hufschlag sich vernehmen.

„Ihr seid verloren, wenn man Euch findet!“ flüsterte Katharina entsetzt. „Lauft in den Wald —“

„Es geht nicht, mein Pferd würde mich verrathen,“ erwiderte Eduard, während er den Fuß in den Steigbügel setzte. „Woher kommen die Verfolger?“

„Ein Theil ist hinter Euch, der andere kommt von der Seite.“

„Also ist der Weg gerade aus noch offen?“

„Nicht lange mehr, der Seitenweg mündet nicht weit von hier in den Hauptweg ein, wenn die Verfolger den Hauptweg erreichen, ehe Ihr diesen Seitenweg passirt habt, seid Ihr verloren.“

Eduard drückte seinem Rosse die Sporen in die Weichen. „Lebt wohl,“ sagte er, „ich will's versuchen.“

Katharina trat rasch in den Wald hinein, eine Begegnung mit den Verfolgern mußte sie schon der eigenen Sicherheit wegen vermeiden.

„Dort ist er!“ rief Kurt Hohenfels, der auf einem dürren Gaul, von drei berittenen Bauern begleitet, an dem Mädchen vorbeisprengte. „Wir haben ihn, wenn die österreichischen Husaren nur rechtzeitig ihm in den Weg kommen.“

„Ist er bewaffnet?“ fragte ein Bauer.

„Nein.“

„Aber er hat ja geschossen!“

„Habe ich Euch nicht bereits gesagt, daß der Wirth geschossen hat?“

„Na, sagt uns die Wahrheit —“

„Ihr fürchtet wohl, Euer kostbares Leben verlieren zu können?“ höhnte Hohenfels.

„Ich sehe nicht ein, was da zu spotten ist! Sein Leben hat Jeder lieb und ich fühle keine Lust, es eines Mannes wegen zu verlieren, der mir nie ein Leid zugefügt hat."

„Halt! Werda?" donnerte in diesem Augenblick eine rauhe Stimme. Es war die Husaren-Potrouille, welche sich dem Flüchtling entgegenwarf.

„Zurück!" rief Eduard. „So leicht lasse ich mich nicht fangen."

„Schießt ihn nieder!" schrie jetzt der Weber, der jetzt seine Begleiter vorrücken ließ, während er ihnen langsam folgte.

„Steht!" donnerte einer der beiden Husaren. „Wer seid Ihr? Gebt Antwort!"

„Geht mir aus dem Wege, oder ich gebe Euch eine Antwort, an die Ihr am jüngsten Tage noch denken sollt!" entgegnete Eduard. „Wer seid Ihr?"

„Oesterreichische Husaren!"

„Ich bin's auch."

„Von welchem Regiment?"

„Lichtenstein Nummer neun."

„Wie kommt Ihr hierher? Euer Regiment liegt hier nicht."

„Darüber habe ich nur dem Feldmarschall-Lieutenant Clam-Gallas Rechenschaft zu geben," entgegnete Eduard trotzig. „Wenn Ihr mich aufhaltet, könnt Ihr's bei Ihm verantworten

„Er lügt!" schrie der Weber. „Er ist ein Deserteur!"

„Sagt doch diesem feilen Kläffer, daß er das Maul halten möge," wandte Eduard sich zu den Husaren.

„Ihr seid Narren, wenn Ihr von ihm Euch an der Nase führen laßt," fuhr der Weber fort. „Betrachtet ihn genauer, weshalb trägt er Civilkleidung? Ein österreichischer Husar reist nicht als Hausirer durch's Land! Und wo ist sein Spießgeselle? Vorhin waren ihrer zwei, der Andere hat sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht."

Eduard riß sein Pferd herum, daß es sich hoch aufbäumte.

„Nur noch ein einziges Wort und ich schieße Euch insgesammt nieder," rief er. „Glaubt nicht, daß ein österreichischer Husar sich von einem lumpigen Bauern Alles gefallen lasse! Wenn Ihr wissen wollt, wo mein Begleiter geblieben ist, so sucht ihn, ich sage Euch nicht, wohin er geritten ist."

Die Begleiter des Webers hatten schleunigst Kehrt und ihre kostbaren Personen in Sicherheit gebracht, auch Hohenfels war mehr und mehr zurückgewichen.

Eduard hätte diesen Augenblick benutzen und die Flucht ergreifen können, die Bauern würden ihn nicht zurückgehalten haben.

Aber es war trotzdem sehr fraglich, ob ihm die Flucht gelang. Die Husaren verfolgten ihn ohne Zweifel, traf ihn eine von den

Kugeln, die sie ihm nachschickten, so war er ihr Gefangener und für längere Zeit an das Krankenlager gefesselt.

Auf der andern Seite aber lag die Möglichkeit, durch List der Gefahr zu entgehen, sehr nahe.

Eduard ergab sich den beiden Husaren.

„Der Schuft behauptet, ich sei ein Spion,“ sagte er, „wohlan, ich bin bereit, Euch zu folgen, wohin Ihr mich führen wollt, aber ich verlange auch, daß Ihr diesen Hallunken gefangen nehmt. Nur durch einen glücklichen Zufall bin ich eben dem Dolch dieses Meuchelmörders entronnen, ich werde ihn vor dem Kriegsgericht dafür zur Rechenschaft ziehen. Also verhaftet mich und ihn.“

Kurt Hohenfels war auf diesen Ausgang wohl nicht vorbereitet. Er hatte sich auf eine verzweifelte Gegenwehr von Seiten des Deserteurs gefaßt gemacht, aber daß derselbe ihn anklagen und seine Verhaftung beantragen werde, ahnte er nicht.

Wenn die Husaren diesem Antrage entsprachen, so lag die Möglichkeit nahe, daß Eduard vor dem Kriegsgericht seine Anklage eidlich erhärtete, und dann — aber Eduard war ja selbst dem Kriegsgericht verfallen! Kurt Hohenfels hatte es bisher geglaubt, jetzt wurde er irre an diesem Glauben. Wenn der junge Mann im Dienste Oesterreichs spionirte, so war der Weber verloren.

Es bedurfte nur eines einzigen Augenblicks, den letzteren dies Alles erkennen zu lassen, er hatte nie so rasch die Situation überschaut, er war nie so rasch zu einem Entschlusse gekommen, wie in der Sekunde, in der Eduard seine Verhaftung beantragte.

Ohne abzuwarten, ob die Husaren diesen Antrag acceptiren oder verwerfen würden, jagte er von dannen, und seine Begleiter folgten ihm ohne Zögern.

„Da habt Ihr den Beweis,“ sagte Eduard ruhig, „dieser Schuft hat triftige Gründe, das Kriegsgericht zu fürchten.“

„Wer der Schuldige ist, wird sich finden,“ erwiderte der Führer der Patrouille kurz angebunden. „Ihr seht wahrhaftig nicht einem Lichtenstein-Husaren ähnlich!“

„Da habt Ihr Recht, aber wenn Ihr mich bei Oeversee und Veile gesehen hättet —“

„Ihr wart bei Oeversee?“

„Glaubt Ihr's bezweifeln zu müssen?“

„Nein, nein, aber dann sind wir ja Waffenbrüder.“

„Mag sein.“

„Ich diente damals im Regiment Lichtenstein Nummer neun.“

„Dann kennt Ihr vielleicht auch den Unteroffizier Eduard Beier?“

„Wie sollte ich nicht? Er hat bei Veile einen Hieb aufgefangen, der mir galt und mich in's Jenseits befördert haben würde.“

Eduard dankte im Stillen seinem guten Engel, daß er diesen Weg der Flucht vorgezogen hatte.

„Seht mich an," sagte er, als sie den Wald verließen, „vielleicht erkennt Ihr mich trotz der Dunkelheit und der Civilkleidung, einen Lebensretter vergißt man so bald nicht."

Der Husar blickte den Gefangenen scharf an. „Hol' mich der Teufel," erwiderte er, „Ihr seid's! Das hätte ich mir wahrhaftig nicht träumen lassen! Donner und Doria, wenn Ihr's nur früher gesagt hättet, ich würde den lumpigen Denuncianten mit der flachen Klinge regalirt haben — aber Eure Kleidung, der verdächtige scharfe Ritt um Mitternacht —"

„Das Alles hat Euch irre geführt, ich begreife es," entgegnete Eduard gelassen. „Es ist nur gut, daß Ihr jetzt Euren Irrthum einseht; Clam-Gallas scherzt nicht, Ihr werdet es wissen!"

„Ich weiß es. Seid Ihr wirklich in seinem Auftrage unterwegs?"

„Habe ich es Euch nicht schon gesagt?"

„Hm — habt wohl in Schlesien Geschäfte gemacht?"

„Ausgezeichnete sogar."

„Und wie fandet Ihr es drüben? Werden wir gute Quartiere haben? Unser Oberst sagte, die Preußen würden uns mit offenen Armen empfangen, sie hätten das Regiment des Grafen Bismarck längst satt."

„Hm, darüber wage ich kein Urtheil zu fällen."

„Aber die Quartiere sind dort gut?"

„Besser wie in Böhmen!"

„Hol' der Teufel dieses Böhmen!" rief der Husar unwirsch. „Verrathen und verkauft ist man unter diesem Gesindel! Wohin wollt Ihr jetzt?"

„Nach Reichenberg zurück," erwiderte Eduard ruhig. „Ich hätte schon gestern Abend dort eintreffen müssen, aber dieser Denunciant nöthigte mich, einen Umweg zu machen."

„Ich fürchte, der Kerl wird mich noch weiter verfolgen," fuhr Eduard nach einer kurzen Pause fort, „und diese Verfolgung ist mir in sofern sehr unbequem, weil ich keine Papiere bei mir führe, durch welche ich mich legitimiren kann. Der Denunciant weiß das —"

„Aber, wenn er weiß, daß Ihr ein österreichischer Husar seid, weshalb verfolgt er Euch, da er doch fürchten muß, daß Ihr die erste Gelegenheit benutzen werdet, ihn wegen dieser Verfolgung zur Rechenschaft zu ziehen?" warf der Husar ein.

Eduard zuckte die Achseln. „Er hat eine schöne Tochter, und ich kann nicht leugnen, daß ich mir mit dem Mädchen mehr zu schaffen gemacht habe, als —"

„Ah, das ist in der That ein triftiger Grund! Ihr hättet Euch mit Papieren versehen sollen!“

„Meint Ihr? Wie nun, wenn die Preußen mich verhaftet und die Papiere gefunden hätten?“

„Da habt Ihr wieder Recht.“

Die Unterhaltung stockte. Eduard hatte seinen Plan entworfen, aber er wollte die Ausführung desselben nicht übereilen.

„Ihr könntet mir einen Gefallen erzeigen,“ nahm er nach einer geraumen Weile wieder das Wort. „Eurem Lebensretter werdet Ihr wohl die Erfüllung einer Bitte nicht abschlagen.“

„Wenn es in meiner Macht steht, gewiß nicht.“

„Nun wohl, Ihr habt eine zweite Uniform in Eurem Mantelsack!“

„Allerdings.“

„Leiht sie mir.“

„Den Kuckuck auch!“ fuhr der Husar auf. „Eine Uniform leiht man nicht weg.“

„Ich werde sie Euch ersetzen lassen,“ fuhr Eduard gelassen fort. „Der Graf Clam-Gallas soll erfahren, welchen wichtigen Dienst Ihr seinem Boten geleistet habt.“

„Was habe ich davon?“

„Was Ihr davon habt? Hm, ich hege die Ueberzeugung, daß man Euch diesen Dienst hoch anrechnen wird, um so mehr, als ich sehr wichtige Nachrichten überbringe, deren Verlust durch die Verfolgung dieses Denuncianten unersetzbar wäre.“

„Ihr würdet also Clam-Gallas mittheilen, daß ich Euch beschützt habe?“

„Gewiß. Ich gelte viel bei dem Grafen, durch meine Fürsprache würdet Ihr zum Unteroffizier avanciren.“

Der Husar dachte nach, der Vorschlag war verlockend.

„Weshalb wollt Ihr die Uniform leihen?“ fragte er nach einer Pause.

„Weil ich alsdann meinen Weg ungehindert fortsetzen kann und der Nothwendigkeit, Jedem Rede zu stehen, überhoben werde.“

„Aber Ihr habt keine Waffen.“

„Mit meinem Revolver halte ich nöthigenfalls mir Sechs vom Leibe.“

„So könnt Ihr's auch ohne die Uniform.“

„Wenn nun der Denunciant mir vorauseilt und der nächsten Truppen-Abtheilung die Anzeige macht, daß ich ein österreichischer Deserteur sei? Man würde mich aufhalten; ehe ich mich legitimiren kann —“

„Na, wenn Ihr es wünscht, in Gottes Namen!“ fiel der Husar dem jungen Mann in's Wort. „Aber sorgt dafür, daß ich meine

Uniform zurückerhalte, Ihr findet meinen Namen und die Bezeichnung des Regiments auf der inneren Seite des Waffenrocks."

Die Beiden schwangen sich aus dem Sattel. Eduard legte die Uniform an, die der Husar Stück für Stück ihm überreichte, und schnürte seine eigenen Kleider in ein Bündel zusammen, welches er am Sattelknopf befestigte.

„Und nun lebt wohl," sagte er, als er wieder auf dem Rosse saß, „binnen wenigen Tagen werdet Ihr von mir hören."

Er gab seinem Pferde die Sporen und war gleich darauf den Blicken der Husaren entschwunden.

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

## Ein böhmisches Mädchen.

Katharina, die Tochter des Wirths, hatte, im Gebüsch versteckt, der Unterhaltung Eduard's mit Kurt Hohenfels und den Husaren beigewohnt.

War sie auch die Tochter eines Czechen, mußte sie sich auch sagen, daß der, der den Weber verfolgte, ein Spion, ein Feind ihres Volkes und Landes sei, so konnte sie dennoch das Verfahren ihres Vaters nicht billigen. Katharina hatte keine Schulbildung genossen, sie war sich selbst seit dem frühen Tode ihrer Mutter überlassen gewesen und die geringe Theilnahme, die der Vater ihr bezeigte, die Härte und Lieblosigkeit, mit der er sie, sein einziges Kind, behandelte, hatten ihm ihr Herz schon frühe entfremdet.

Dennoch würde sie ihn als ihren Vater geehrt und geachtet haben, wenn nicht seine Handlungen ihm ihre Achtung entzogen hätten.

Unter solchen Verhältnissen mußte sie umsomehr sich mit Abscheu von diesem Manne abwenden, der sogar vor einem Meuchelmorde nicht zurückbebte, wenn er dadurch seine Habgier befriedigen konnte.

In Sinnen versunken, trat das Mädchen den Heimweg an. Sie konnte kaum glauben, daß der Flüchtling ihr die Wahrheit gesagt hatte, sie hoffte noch immer, daß seine Behauptungen auf Uebertreibung beruhten.

Und doch, je länger sie darüber nachdachte, desto mehr leuchtete ihr die Möglichkeit jener Behauptung ein.

Schon die intime Freundschaft ihres Vaters mit Hohenfels hatte ihr nicht gefallen, der Charakter des Webers war ihr nicht lange verborgen geblieben, aber sie durfte nicht wagen, den Vater vor Jenem zu warnen, weil sie einen Ausbruch seines Jähzornes befürchten mußte.

Wenn schon jetzt in Friedenszeit ihr Vater mit dem Gedanken umging, sich durch Meuchelmord zu bereichern, zu welchen Verbrechen mußte er sich erst nach dem Ausbruch des Krieges verleiten lassen.

Katharina dachte mit Entsetzen an die Zukunft; die Laufbahn, die ihr Vater zu betreten gesonnen war, mußte ein schimpfliches Ende nehmen.

Schon früher hatte sie an eine Trennung von ihm gedacht, das einförmige Leben im Dorfe unter den rohen Bauern, den wüsten Gesellen, die täglich sich in der Schenke einfanden, und den Vagabunden, die aus der Nähe und Ferne sich hier an der Grenze sammelten, behagte ihr nicht, sie sehnte sich hinaus, fort aus diesem niedrigen, entsittlichenden Treiben, welches ihre noch kindlich reine Seele mit Ekel und Abscheu erfüllte. Sie hoffte in einer großen Stadt wohl ein Unterkommen zu finden und es war ihr fester Entschluß, alsdann jede Gelegenheit zu benutzen, um sich zu einem nützlichen Glied der gesellschaftlichen Kette heranzubilden.

Daß sie das, was sie in ihrer Kindheit gegen ihren Willen versäumt hatte, nun nicht mehr nachholen konnte, wußte sie freilich, aber es gab doch noch Manches zu lernen, was sie in ihrem Dorfe nimmer lernte.

Sie würde diesen Entschluß längst ausgeführt haben, wenn nicht das Mitleid mit dem Vater, der dann ganz allein war, sie zurückgehalten hätte. Nun aber war auch dieser letzte schwache Grund geschwunden, der Schenkwirth hatte sich jeder Rücksicht unwerth gezeigt.

Aus ihrem Grübeln und Sinnen schreckte sie plötzlich eine rauhe Stimme empor.

Katharina blickte bestürzt auf, Kurt Hohenfels hielt auf seinem mageren Gaule vor ihr.

„Ihr habt die Oesterreicher nicht gefunden?" fragte der Weber, und ein schneidender Hohn drückte in dem Tone sich aus, in welchem er die Frage an sie stellte, ein Hohn, dessen Ursache und Bedeutung das Mädchen sofort errieth. „Es thut mir leid, daß Ihr vergeblich Euch bemüht habt, aber —"

„Spart die Worte des Bedauerns," fiel Katharina ihm kalt in's Wort, „im Grunde bedauert Ihr ja doch nur, daß es Euch nicht möglich war, den Meuchelmord auszuführen."

„Wer hat Euch das gesagt?" rief Hohenfels, und so sehr er

sich auch bemühte, seine Bestürzung zu verbergen, gelang ihm dies doch nicht. „Wer hat von einem Meuchelmorde gesprochen? Habt Ihr ihn selbst hier getroffen?“

„Ja, ich begegnete ihm und ich weiß, was —“

„Ihr wißt nichts, gar nichts! Er hat Euch eine Lüge aufgebunden, schlimm genug für Euch, wenn Ihr sie glaubt. Ein Deserteur und Spion ist dieser Schuft —“

„Und wenn er es ist, so ist er dennoch mehr werth, als ein Meuchelmörder!“ unterbrach Katharina ihn ruhig. „Was Ihr Beide, Ihr und mein Vater, miteinander beschlossen hattet, weiß ich genau, Eure Schuld ist es wahrhaftig nicht, daß der Mord unterblieb! Ihr sagt, es sei eine Lüge, die er mir aufgebunden habe, wäre dem so, so würdet Ihr nicht so feige geflohen sein, als jener Spion die österreichischen Husaren aufforderte, Euch zu verhaften.“

„Also das wißt Ihr auch?“ fragte Hohenfels im Tone beißenden Hohns.

„Ihr hört, daß ich es weiß.“

„So war es wohl Eure Absicht zu spioniren? Ich kann mir denken, der junge Mann gefällt Euch —“

„Und wenn es der Fall wäre, kümmert es Euch?“ fragte Katharina scharf. „Euch habe ich wohl keine Rechenschaft zu geben —“

„Mir nicht, aber Eurem Vater.“

„Er ist mein Vater nicht mehr, seitdem ich weiß, daß —“

„Bah, er ist und bleibt Euer Vater; wenn Ihr ihm den Gehorsam verweigert, hat er das Recht, Euch durch den Stock zu beweisen, daß er Gehorsam fordern kann. Und bei Gott, ich werde dafür sorgen, daß dieser Beweis Euch geliefert wird, wenn Ihr ferner noch wagt, die Partei jenes Schuftes zu ergreifen, oder wenn Ihr noch einmal die Flucht eines solchen Schuftes begünstigt. Daß Ihr sie begünstigt habt, unterliegt keinem Zweifel. Ihr würdet die Oesterreicher sehr bald gefunden haben, wenn Ihr nur gewollt hättet.“

Kurt Hohenfels sprengte nach dieser Drohung davon, ohne das Mädchen eines Grußes zu würdigen.

Daß er den Flüchtling verfolgte, bezweifelte Katharina nicht, er schlug genau dieselbe Richtung ein, welche kurz vorher die Husaren mit ihrem Gefangenen gewählt hatten.

Das Mädchen fühlte in der That ein Interesse für den jungen Mann in ihrer Seele erwachen, sie würde gegen ihre Ueberzeugung gesprochen haben, wenn sie behauptet hätte, daß das Schicksal desselben ihr gleichgültig sei. Und dieses Interesse bewog sie, ihm zu folgen, ihm und dem Manne, der ihn verderben wollte.

Wie aber konnte sie dies, ohne Aufsehen zu erregen, ohne Hindernisse auf ihrem Wege zu finden?

Sie hatte gehört, daß Eduard im Laufe der Unterhandlung bemerkte, das Ziel seiner Reise sei Reichenberg, dort also konnte sie vielleicht ihn wiederfinden.

Katharina war entschlossen, ihm zn folgen, trotz den Gefahren, denen sie sich aussetzte, trotz den Schwierigkeiten, die sie überwinden mußte.

Sie kehrte in das Haus ihres Vaters zurück.

Ein reges Leben herrschte noch in der Schenke, trotzdem bald der Tag graute. Die Begleiter des Webers, welche ohne Hohenfels zurückgekehrt waren, saßen hier noch hinter der Branntwein-Flasche, um ihre Ereignisse zu erzählen, die den Wirth ungemein interessirten.

In dem Augenblick, in welchem Katharina eintrat, war die kurz vordem so lebhafte Unterhaltung in's Stocken gerathen, der Eintritt des Mädchens bot willkommenen Anlaß, den Faden wieder anzuknüpfen.

„Was hat Eure Tochter so spät in der Nacht noch draußen zu thun?" fragte einer der Gäste, während er seinen stechenden Blick mit dem Ausdruck des Mißtrauens auf den Zügen des Mädchens ruhen ließ. „Mitternacht ist längst vorbei, das junge Blut —"

„Kümmert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten," fiel Katharina ihm mit scharfer Betonung in's Wort, „ich glaube nicht, daß ich verpflichtet bin, Euch über mein Thun und Lassen Rechenschaft zu geben."

„Ich hatte sie hinausgeschickt," sagte der Schenkwirth. „Sie sollte den Oesterreichern anzeigen, daß ein Deserteur und preußischer Spion in meinem Hause sei."

„Und auf diesem Wege lernte ich die Feigheit derer kennen, die hinter dem Schnapsglase stets das große Wort führen," entgegnete Katharina mit verachtender Geringschätzung, „vor der Mündung eines Revolvers laufen sie davon, wenn ihrer auch Vier nur Einem gegenüberstehen!"

„Oho!" fuhr der Gast auf, der augenblicklich errieth, daß dieser Hohn ihm galt. „So rasch läuft man nicht davon, aber es können Fälle eintreten —"

„Die Einem gebieten, das Leben nicht unnütz preis zu geben," fügte ein zweiter Gast hinzu.

„Und dies war auch vorhin der Fall?" spottete Katharina. „Kurt Hohenfels, die feige Memme —"

„Schilt den Mann nicht," fiel der Schenkwirth ihr rasch in's Wort. „Er ist allein dem Spione gefolgt, er wird ihn verfolgen bis nach Wien."

„Und was hofft er dadurch zu gewinnen?"

„Der, den er verfolgt, ist ein gefährlicher Spion."

„So sagt er."

„Allerdings, und ich denke, das genügt."

„Nein, Vater, wenn man eine Behauptung aufstellt, muß man sie beweisen können."

„Er kann es."

„Wenn er's gekonnt hätte, würde er nicht Reißaus genommen haben, als der Verfolger sich der Patrouille ergab unter der Bedingung, daß man auch den Denuncianten gefangen nehmen möge."

„Das ist eine Lüge!" rief einer der Gäste. „Er hat nicht Reißaus genommen."

„Ihr Alle habt Fersengeld gegeben," erwiderte Katharina ruhig, „ich war in der Nähe."

„Wenn Ihr in der Nähe wart, werdet Ihr auch wissen, daß die Husaren Partei für den Spion nahmen, wenn Ihr bei der Wahrheit bleibt und dies zugebt, so kann Jeder sich erklären, weshalb wir nicht stehen blieben, als der verwegene Geselle uns mit seinem Revolver bedrohte."

Katharina näherte sich der Thüre, sie öffnete dieselbe und riß die Büchse ihres Vaters von der Wand.

„Hinaus!" sagte sie mit gemessenem Ernst, „die wenigen Kreuzer, die Ihr täglich verdient, könnt Ihr besser verwenden, gebt sie Euren Frauen, damit Eure Kinder den Hunger stillen können. — Hinaus, sage ich, oder ich hetze Euch mit dem eisernen Ladestock der Büchse hinaus."

Wenn der Wirth und die drei Gäste dieser Drohung mit ernster Energie begegnet wären, so würde es ihnen leicht gefallen sein, das junge, schwache Mädchen zu überwältigen, aber der Schenkwirth schien an diesem energischen und trotzigen Auftreten seiner Tochter Gefallen zu finden und die Gäste hatten offenbar nicht den Muth, dem kühnen, verwegenen Mädchen entgegen zu treten.

„Es ist wahr," sagte Einer von ihnen, indem er sich erhob, „wir hätten längst zu Hause sein sollen, morgen müssen wir bei Zeiten wieder munter sein."

„Und ich erinnere mich, daß ich versprochen habe, den Gaul gleich nach meiner Rückkehr zurück zu bringen," versetzte der Zweite. „Das arme Thier steht noch vor der Thüre, der Eigenthümer wird glauben, er sei darum betrogen."

„Alles gut, aber sollen wir uns von dieser Dirne die Thüre zeigen lassen?" fuhr der Dritte auf. „Ich bleibe, so lange es mir gefällt."

„Ihr geht, so bald es mir gefällt!" entgegnete Katharina mit

einer Energie, die keinen Wiederspruch duldete. „Wollt Ihr es darauf ankommen lassen —“

„Zum Teufel, bringt doch Eurer Tochter Raison bei!“ wandte der Gast sich zu dem Schenkwirth. „Seid Ihr Herr im Hause, oder ist sie es?“

Der Wirth zuckte die Achseln. „Sie hat Recht,“ erwiderte er, „es ist Zeit, daß Ihr heimgeht.“

„Aber ich will nicht!“

„Ihr wollt nicht? Ihr müßt, wenn ich will.“

Der Wirth schien es gewohnt zu sein, daß er mit seinen Gästen kurzen Prozeß machte. Er griff hinter sich und holte eine ziemlich dicke Haselstaude aus der Ecke, die er in seinen Händen bog.

„Es ist Zeit,“ fuhr er fort, „ich will auch meine Ruhe haben. Wer morgen kommt, soll willkommen sein, heute schenke ich keinen Tropfen mehr aus.“

Weniger die Drohung, als der feste, entschiedene Ton, in welchem sie gesprochen wurde und die ziemlich unzweideutige Bewegung mit der Haselgerte, welche die Worte begleitete, schien den Vagabunden zu bewegen, seinen eigenen Willen dem des Schenkwirths unterzuordnen. Er erhob sich murrend und verließ mit der Bemerkung, daß er bedaure, so manchen Gulden dem habsüchtigen Schuft gebracht zu haben, die Schenke.

„Und nun zu Euch,“ sagte Katharina, als die Gäste sich entfernt hatten. „Ich will Euch ohne Rückhalt sagen, was ich von Euch halte und weshalb ich nicht länger unter Eurem Dache bleiben kann. Ihr seid mein Vater, es ist wahr; doch bedaure ich, daß ich Euch Vater nennen muß —“

„Bist Du von Sinnen?“ fuhr der Schenkwirth auf. „Was sollen diese Worte? Du bedauerst —“

„Daß Ihr mein Vater seid. Oder glaubt Ihr, es wüsse mir zur Freude und Ehre gereichen, einen Meuchelmörder Vater nennen zu dürfen?“

Der Blick des alten Mannes ruhte mit durchbohrender Kraft auf dem Antlitz des Mädchens, in welchem die Energie einer im Kampfe mit dem Schicksale gestählten Seele sich ausdrückte.

„Ah, das ist es?“ entgegnete er nach einer kurzen Pause. „Man hat Dir gesagt, ich habe vorgehabt, den Spion zu beseitigen?“

„Durch Meuchelmord.“

„Wer kann es Meuchelmord nennen, wenn ich einen gefährlichen Spion aus dem Wege räume?“

„Nur Gott und dem Gericht steht es zu, einem Menschen das Leben zu nehmen.“

„In solchen Zeiten —“

„Suchen sehr Viele auf dunklen Wegen das Ziel zu erreichen, welches sie auf dem graden Wege niemals erreichen können,“ erwiderte Katharina ernst. „Ihr und der Weber Hohenfels hattet verabredet, die beiden Gäste zu ermorden, so bald die Gelegenheit günstig dazu war. Nicht des Vaterlandes, sondern der Pferde und der übrigen geringen Habseligkeiten wegen, welche die Gäste bei sich führten. Wir haben nie zusammen harmonirt, Vater, Ihr kümmert Euch nicht um mich, und Eure Lieblosigkeit war nicht geeignet, mein Herz Euch zuzuwenden, dennoch fesselte noch immer ein schwaches Band mich an Euch, welches ich nicht gerne zerreißen mochte.“

„Beim heiligen Nepomuk, ich will nichts weiter hören! Du bist mein Kind, Du mußt gehorchen —“

„Der Gehorsam des Kindes hat seine Grenzen; wenn die Achtung vor den Eltern verloren ist, kann von Gehorsam nicht mehr die Rede sein! Ihr selbst habt das letzte Band zerrissen, den Meuchelmörder kann ich nicht mehr achten!“

Mit verschränkten Armen, mit bebenden Lippen und zornflammendem Blick stand der Schenkwirth seiner Tochter gegenüber, die kalt, aber auch ohne Haß ihn anschaute.

„Du armes, schwaches Geschöpf,“ höhnte er, „wie kannst Du wagen, Dich gegen mich aufzulehnen! In meiner Macht liegt es, Dich zu zerschmettern, zu vernichten.“

„Versucht es!“ erwiderte Katharina ruhig. „An meinem Leben liegt mir wenig, mir hat es ja nie Freuden geboten und es wird auch in Zukunft keine Freude mir bieten. Aber nicht ungestraft werdet Ihr dieses Leben vernichten; wenn Euer eigenes Gewissen Euch diesen Kindesmord nicht im Wachen und Träumen vorrufen wird, so —“

„Das sind kindische Drohungen,“ fiel der alte Mann ihr, mühsam sich bemeisternd, in's Wort. „Du behauptest, ich habe einen Meuchelmord begangen, das ist eine Lüge —“

„Ihr wolltet ihn begehen!“

„Wolltet!“

„Zwischen dem Wollen und dem Vollziehen gibt es kaum einen Unterschied; wenn das Wollen mit dem Können sich vereinigt, so bleibt die Ausführung nur sehr selten zurück. Eure Schuld war es nicht —“

„So lange die That nicht vollbracht ist, kann eine Anklage ihretwegen nicht erhoben werden.“

Katharina zuckte die Achseln. „Das sind Wortklaubereien, von denen ich wenig oder gar nichts verstehe,“ sagte sie, „Ihr habt den Mord berathen und beschlossen, Ihr hättet ihn auch ausge-

führt. Wir müssen uns trennen, Vater, ich kann nicht länger bei einem Manne weilen, vor welchem ich die Achtung verloren habe, und Euch wird es peinlich sein, das Kind stets um Euch zu sehen, vor welchem Ihr Euch die Blöße gegeben habt. Laßt mich in Frieden scheiden, vielleicht, wenn ich nach Jahren zurückkehre, haben wir beide vergessen, was damals uns zu dieser Trennung bewog."

„Du wirst also zurückkehren?" fragte der Wirth.

„Ja."

„Wann?"

„Das weiß ich noch nicht, später."

„Wohin willst Du gehen?"

„Auch darüber habe ich noch keinen Entschluß gefaßt."

„Du hast keine Mittel."

„Ich bedarf ihrer nicht."

„Du wirst in Noth kommen, und die Noth wird Dich der Schande in die Arme führen."

„Das zu vermeiden, laßt meine Sorge sein."

Der alte Mann schüttelte bedenklich das Haupt. „Ich hätte nichts dagegen, wenn Du in Prag oder Wien eine Stelle suchen wolltest," sagte er, „aber die Zeit ist augenblicklich nicht dazu angethan, warte, bis dort der Frieden gesichert ist, dann will ich Dir behülflich sein."

„Ihr kennt die Gründe, die mich bewegen, augenblicklich Euer Haus zu verlassen," entgegnete Katharina mit schneidender Kälte. „Noch einmal bitte ich Euch, laßt mich in Frieden scheiden."

„In Frieden?" fuhr der Schenkwirth auf, indem er rasch zwischen das Mädchen und die Thüre trat. „Nimmermehr! Wenn Du, ungerathenes Kind, in die Welt hinauslaufen willst, so verlange nicht, daß ich meine Einwilligung dazu geben soll. Mit meinem Willen kommst Du nicht hinaus!"

Ein höhnendes Lächeln glitt flüchtig über die farblosen Lippen des Mädchens.

„Glaubt Ihr die Macht zu haben, mich gewaltsam zurückhalten zu können?" erwiderte sie mit schneidender Kälte. „Weder Eure Drohungen noch Eure Bitten können mich bewegen, meinen Entschluß fallen zu lassen, der Gewalt aber setze ich Gewalt entgegen."

„Versuch's," spottete der Schenkwirth.

Katharina hatte sich rasch dem Fenster genähert. Ehe der alte Mann, der ihre Absicht durchschaute, es hindern konnte, war das Fenster geöffnet, im nächsten Augenblick stand das Mädchen vor dem Hause.

Der Schenkwirth eilte hinzu, er beschwor seine Tochter, zurück-

zukehren, er gelobte, jeden ihrer Wünsche erfüllen und später selbst sich für die Sicherstellung ihrer Zukunft bemühen zu wollen, aber Katharina schritt, ohne diese Bitten und Versprechungen einer Antwort zu würdigen, rasch von dannen.

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

# Ein unfreiwilliger Kutscher.

Als der Graf von K. die Postenkette passirt und Eduard Abschied von ihm genommen hatte, ersuchte er Therese, sich zu erklären, ob sie nach Breslau zurückreisen, oder ihn nach Böhmen begleiten wolle.

„Mir wäre es lieb, wenn Sie das Erste wählten," fügte er hinzu, „ich könnte zur Weiterreise die Eisenbahn benutzen, während Sie Wagen und Pferd zurückbringen."

„Sie verzichten also wirklich darauf, die Aufstellung der preußischen Truppen zu erforschen?" fragte Therese erstaunt. „Es lag ja doch in Ihrer Absicht —"

„Umstände ändern die Sache," unterbrach der Graf sie ruhig, „ich bin gewissermaßen Kriegsgefangener, noch ehe der Krieg ausgebrochen ist."

„Inwiefern?"

„Hörten Sie denn nicht, daß ich mein Ehrenwort verpfänden mußte? Ich habe versprochen, in Oesterreich zu bleiben und vor beendetem Krieg nicht nach Preußen zurückzukehren."

Ein Lächeln der Verachtung umspielte die Lippen der jungen Dame.

„Wem gaben Sie das Ehrenwort? Einem Menschen, der —"

„Einem Ehrenmanne, mein Fräulein! Ich habe ihn als solchen kennen gelernt."

„Er zwang Sie, das Versprechen zu geben."

„Es ist wahr, aber jeder Andere an seiner Stelle würde mir nicht einmal die Wahl gelassen haben. — Brechen wir ab davon, mein Fräulein, wenn ich einen Entschluß gefaßt habe, so kann nichts mich bewegen, ihn zu ändern. Ich werde mich einstweilen in Böhmen aufhalten und später nach Wien reisen, entschließen Sie sich gütigst, ob Sie von hier aus oder erst in Reichenberg die Rückreise antreten wollen."

Therese warf das Köpfchen unwillig zurück, die kurz angebundene Redeweise, das stolze, herablassende Benehmen des Grafen behagten ihr nicht, der Graf ließ sie zu sehr fühlen, daß sie in seinen Augen nichts galt, einen Blick der Entrüstung warf sie dem stolzen Manne zu, der gedankenvoll vor sich schauend, von Zeit zu Zeit die Zügel anzog, um den ermüdeten Gaul zu einem etwas rascheren Tempo aufzumuntern.

„Wenn ich vor unserer Abreise aus Breslau geahnt hätte, daß Sie die Höflichkeit so sehr bei Seite setzen könnten, würde ich Sie gebeten haben, eine andere Gesellschafterin für diese Reise zu wählen," sagte sie nach einer kurzen Pause. „Kaum sehen Sie sich genöthigt, die ursprünglich beabsichtigte Reise abzubrechen, so muthen Sie mir auch schon zu, ohne Verzug heimzukehren —"

„Ich lasse Ihnen ja die Wahl."

„Natürlich, weil Sie sehr wohl wissen, daß Sie mich nicht zwingen können, Ihren Befehlen zu gehorchen. — Sie wollten mit der Eisenbahn weiter reisen, haben Sie schon vergessen, daß man binnen acht Tagen den Wagen in Reichenberg erwartet?"

„Wenn Sie sich des Wagens zur Rückreise bedienen und denselben in Breslau dem Eigenthümer überliefern wollen, so wird dadurch die Erfüllung jener Zusage überflüssig," entgegnete der Graf ruhig.

„Ich soll den Wagen zur Rückreise benutzen?"

„Weshalb nicht?"

„Wer wird die Zügel führen?"

„Nun, ich denke, Sie."

Therese schlug eine silberhelle Lache auf.

„Ich?" erwiderte sie. „Sie hegen in der That eine hohe Meinung von mir, daß Sie sogar die Kenntnisse eines Kutschers bei mir voraussetzen!"

„Aber mein Gott, jede Dame Ihres Standes —"

„Meines Standes?" fuhr Therese entrüstet auf. „Wollen Sie mir diese beiden Worte nicht näher erklären?"

„Herzlich gerne," sagte der Graf gelassen. „Sie haben eine Liaison mit einem Rittergutsbesitzer gehabt, sind vordem mit einem Studenten verlobt gewesen, haben in einer Bierwirthschaft in Breslau das Amt einer Hebe verwaltet und —"

„Was wollen Sie dadurch beweisen?" fragte das Mädchen gereizt. „Meine Vergangenheit —"

„Kümmert mich nicht, wollten Sie sagen," fuhr der Graf fort, „ich hätte Sie nicht an dieselbe erinnert, wenn Sie nicht so unklug gewesen wären, sich höher stellen zu wollen, wie Sie in Wirklichkeit stehen."

Therese biß auf die Lippen, sie fühlte die moralische Ohrfeige,

und ein zwar unberechtigter, aber darum nicht schwächerer Haß gegen den, der diese Ohrfeige ihr gegeben hatte, faßte in ihrer Seele Wurzel.

„Ich bedaure, Sie von dem Kutschbock nicht erlösen zu können," sagte sie mit beißendem Spott, „bis Reichenberg werden Sie wohl dieses Amt versehen müssen, welches so wenig mit dem Range, der gesellschaftlichen Stellung und den Gewohnheiten des hochgeborenen Herrn Grafen übereinstimmt. In Reichenberg will ich die Eisenbahn zur Rückreise benutzen, bis dahin begleite ich Sie."

Der Graf zuckte gleichgültig die Achseln.

„Wie Sie wollen," erwiderte er ruhig. „Wir werden im nächsten Dorfe anhalten und uns mit dem Pferde eine kurze Rast gönnen. Wenn dadurch Ihre Rückkehr einen Aufschub erleidet, so —"

„Geniren Sie sich meinetwegen nicht, mir liegt wenig daran, ob ich noch heute oder erst morgen die Rückreise antreten kann."

Die Unterhaltung stockte. Therese dachte darüber nach, ob es nicht vortheilhafter für sie sei, wenn sie sich des Wagens zur Rückreise bediene. Die Reise war jedenfalls billiger und bequemer.

Auch der Graf beschäftigte sich mit diesem Gedanken, auch er wünschte, daß Therese in dem Wagen nach Breslau zürückkehrte. Aber dieser Wunsch stützte sich keineswegs auf das Verlangen, ihr in irgend einer Beziehung einen Gefallen zu erzeigen, im Gegentheil, er entsprang ganz allein der Absicht, die junge Dame für ihre Ueberhebung und ihren Trotz zu züchtigen.

Der Graf wollte ihr einen Denkzettel mitgeben, der sie demüthigen sollte, und während er über die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes nachsann, grübelte Therese ebenfalls über die Befriedigung ihres Hasses nach.

Auch sie wollte Genugthuung für die moralische Ohrfeige haben, die Beleidigung, die ihr zu Theil geworden war, verlangte Rache.

Im nächsten Dorfe hielt der Wagen vor der Schenke, der Graf stieg aus und befahl dem Wirth, das Pferd füttern und tränken zu lassen. Um die Wünsche seiner Begleiterin kümmerte er sich nicht, er ging hinein und schrieb auf ein Blatt aus seinem Portefeuille rasch einige Zeilen. Diesen Zettel schickte er durch den Knecht des Wirths dem Ortsvorsteher.

Therese hatte inzwischen den Wagen verlassen. Als sie in die Schenkstube trat, wanderte der Graf in dem engen, niedrigen Raume auf und ab.

„Gedenken Sie lange hier zu bleiben?" fragte sie, eine Gleichgültigkeit heuchelnd, welche ihr zornglühender Blick Lüge strafte. „In diesem elenden Neste kann von einer Erholung wohl nicht die Rede sein —"

„So bleiben Sie im Wagen," unterbrach der Graf sie ruhig.

„Sie hätten besser gethan, sofort umzukehren, Sie würden jetzt schon die preußische Grenze überschritten haben.“

„Ich sagte Ihnen schon, daß es mir auf einen Tag früher oder später nicht ankomme. Die Stunde, die ich hier versäume, hole ich durch die rasche Fahrt auf der Eisenbahn wieder ein.“

Der Graf war am Fenster stehen geblieben. „Vertrauen Sie nicht zu fest darauf,“ erwiderte er, „ich glaube nicht, daß Sie mit der Eisenbahn zurückreisen werden.“

„Wer wollte mich daran hindern?“ fragte Therese achselzuckend.

„Ich!“

„Sie?“

„Allerdings.“

„Sie belieben zu scherzen.“

„Keineswegs.“

„Wie wollen Sie dieses Vorhaben ausführen?“

„Sie werden es sehen.“

Der Blick des Mädchens ruhte forschend auf den Zügen des alten Herrn, in denen eine eiserne Willenskraft und daneben eine kleine triumphirende Schadenfreude sich ausdrückten.

„Wenn dies in der That Ihr Ernst ist, und fast muß ich es glauben, dann erlauben Sie mir die Bemerkung, daß dieses Vorhaben mir lächerlich erscheint. Welchen Zweck könnten Sie mit demselben verbinden? Keinen, es sei denn, daß Sie die Absicht hegen, mich überhaupt an der Rückreise nach Schlesien zu verhindern.“

„Durchaus nicht.“

„Dann ist mir der Zweck unklar.“

„Mein Fräulein, Sie haben sich mir gegenüber eine Ueberhebung erlaubt, die Ihnen ein Ehrenmann nicht so ohne Weiteres verzeiht,“ sagte der Graf mit gemessenem Ernst. „Nachdem ich meine Reise abbrechen mußte, der Zweck derselben also vollständig verloren war, gebot Ihnen die Rücksicht auf meinen Rang, mir eine sofortige Trennung anheimzustellen. Sie thaten es nicht, ich schlug sie Ihnen vor, statt meinen Vorschlag anzunehmen, nöthigten Sie mich, ferner noch die erniedrigende Rolle eines Kutschers zu spielen.“

„Ah — das hat Sie empört?“ fragte Therese spottend.

„Empört? Nein. Ich konnte ja voraussehen, daß eine Dame Ihres Standes —“

„Herr Graf!“

„Ich wiederhole, daß eine Dame Ihres Standes nicht anders handeln werde. Empört hat mich diese Handlungsweise nicht, aber Sie sollen trotzdem mir dies nicht umsonst geboten haben.“

Die Wangen des Mädchens waren erbleicht; Therese ahnte,

daß der stolze Edelmann etwas im Schilde führte, was sie zu fürchten triftige Gründe hatte.

„Drohungen?“ erwiderte sie. „Herr Graf, es wäre mit Ihrer edelmännischen Ehre nicht vereinbar, wenn Sie —“

„Mein Fräulein, was mit meiner Ehre vereinbar ist, oder nicht, kann ich selbst am Besten ermessen,“ fiel der Graf ihr gelassen in's Wort. „Sie werden morgen über die Grenze nach Schlesien zurückkehren, darauf dürfen Sie sich verlassen, aber die Rückkehr wird in demselben Wagen erfolgen, der Sie hierherbrachte.“

Er brach ab. Der Knecht des Schenkwirths kehrte, von einem schon ziemlich bejahrten Manne begleitet, zurück.

Der Graf näherte sich diesem Manne und wechselte leise einige Worte in böhmischer Sprache mit ihm, die Therese nicht verstand.

„Ihren Paß!“ wandte darauf der alte Mann sich zu dem Mädchen, welches jetzt den Plan des Grafen durchschaute. Sie zog die Dokumente aus der Tasche und überreichte sie dem Ortsvorsteher, der die Brille auf die Nase setzte und darauf die Papiere einer sehr genauen Prüfung unterzog.

„Das ist ein Schurkenstreich,“ flüsterte Therese dem Grafen zu, dem das Blut in die Wangen schoß, „jede feige, ehrlose Memme kann auf solchem Wege eine kleinliche Rache üben.“

„Hüten Sie Ihre Zunge!“ erwiderte der Graf gereizt. „In meiner Macht liegt es, Sie vollständig zu vernichten.“

„Wenn Sie's können, werden Sie's thun.“

Der Graf zuckte schweigend die Achseln.“

„Schaun's, liebe Frau, der Paß ist halt in Ordnung, aber über die Grenze hätten Sie nit gedurft,“ sagte der Ortsvorsteher mit weiser Amtsmiene. „Sie sind die Frau von Schirmer und wollen halt Ihren Mann besuchen, der bei der preußischen Armee dient —“

„So ist es, mein Herr,“ fiel Therese ihm in's Wort. „Der da ist mein Bursche, wenn er in seiner Dummheit die Grenze überschritten hat, so ist das doch nicht meine Schuld.“

Der Ortsvorsteher schüttelte mißbilligend sein ergrautes Haupt.

„Schaun's, wer der Herr ist, weiß ich halt besser,“ erwiderte er ruhig. „Wenn Sie's nit glauben wollen, so müssen's lesen. Herr Graf, wollen's halt so gut sein, mir Ihren Paß geben?“

Der Graf kam dieser Aufforderung ungesäumt nach, der Blick, den er seiner Reisegefährtin zuwarf, bewies dieser, daß ihren Machinationen bereits in der wirksamsten Weise vorgebeugt war.

„Schaun's hier,“ fuhr der Ortsvorsteher fort, indem er dem Mädchen das Dokument vorhielt. „Sie wollten hier spioniren und der Herr Graf wußte nicht, wie er sich durch die preußische

Vorpostenkette schleichen sollte. Da hat er halt die Uniform angezogen und sich Ihnen als Kutscher angeboten."

„Hm, das Märchen ist nicht so übel erfunden," sagte Therese, dem Grafen einen zornglühenden Blick zuwerfend.

„Was soll denn nun mit mir geschehen?"

„Ja, das weiß ich halt selbst nit. Werd' nach Reichenberg einen Boten schicken müssen, um —"

„Nicht nöthig," fiel der Graf dem alten Manne in's Wort. „Die Dame wird hier in strengem Gewahrsam bleiben, bis ich den Wagen zurückschicke."

„Wann wird das geschehen?"

„Spätestens morgen früh."

„Na, bis dahin werde ich sie halt festhalten können."

„Das ist eine Infamie!" rief Therese entrüstet. „Wenn Sie mich schutzlos hier unter diesem Plebs zurücklassen, Herr Graf, so —"

„Erlauben Sie, der kurze Aufenthalt unter diesen Leuten, die Sie Plebs zu nennen belieben, wird Ihnen nicht schaden," fuhr der Graf gemessen fort. „Es soll Ihnen an Nichts fehlen, man wird Ihnen ein Zimmer anweisen und jedem Wunsche Rechnung zu tragen suchen."

„Schaun's, kürzer wär's, wenn ich im österreichischen Lager durch einen Boten melden ließ, die Dame möge geholt werden," warf der Ortsvorsteher ein. „Hier im ganzen Dorfe hat's halt keine rüstigen Männer mehr, nur noch Frauen, Kinder und Greise."

„Wenn die Gefangene in einem geschlossenen Zimmer sitzt, werdet Ihr doch wohl Manns genug sein, jeden Fluchtversuch zu vereiteln!" entgegnete der Graf. „Sie soll erhalten, was sie wünscht, vorausgesetzt, daß es hier im Dorfe zu beschaffen ist, ich will, daß Jeder ihr höflich und freundlich entgegenkommt und daß ihre Gefangenschaft verschwiegen bleibt."

„Weshalb das?"

„Ich habe meine Gründe dafür."

„Wenn also eine österreichische Patrouille kommt —"

„So laßt Euch nicht einfallen, ihr zu berichten, daß die Frau eines preußischen Offiziers hier in der Schenke weilt. Ich werde nach einigen Tagen mich hier erkundigen; sorgt dafür, daß ich keinen Grund zur Unzufriedenheit habe, Ihr wißt —"

„Sie dürfen sich auf mich verlassen," unterbrach der Ortsvorsteher ihn. „Die Dame wird hier bleiben, bis der Wagen zurückkommt."

„Gut, jetzt verschafft mir einen Kittel, den ich über die Uniform werfe."

Der Ortsvorsteher entfernte sich. Er hatte kaum die Thüre

hinter sich geschlossen, als Therese sich rasch dem Grafen näherte, der mit verschränkten Armen am Fenster stand.

„Triumphiren Sie nicht zu frühe!“ sagte sie leise. „Mich überlisten Sie so leicht nicht. Wenn Ihr Wagen kommt, werde ich nicht mehr hier sein, der Ortsvorsteher und der Wirth, diese beiden Esel, sollen erfahren —“

„Hüten Sie sich vor übereilten und unüberlegten Schritten,“ warnte der Graf. „Wenn die beiden Männer auch das Pulver nicht erfunden haben, so klug sind sie doch, daß sie wissen, welche Vorsichtsmaßregeln sie treffen müssen, um Ihren Fluchtversuchen vorzubeugen.“

„Ich werde das Haus anzünden.“

„Thun Sie's, aber ich versichere Sie, der Eigenthümer wird erst dann an Ihre Rettung denken, wenn er seine gesammten Habseligkeiten gerettet hat. In einem geschlossenen Zimmer zu sitzen und in eben diesem Zimmer Feuer anzulegen, ist eine mißliche Sache.“

„Ich kann durch das Fenster entfliehen.“

„Allerdings, wenn ich nicht dem Ortsvorsteher die Weisung gebe, es vorher zunageln zu lassen.“

Therese zerriß das Taschentuch, welches sie in der Hand hielt, am liebsten hätte sie den Mann zerrissen, der so stolz, so kalt und selbstbewußt vor ihr stand.

„Den Schimpf werde ich Ihnen nimmer vergessen!“ sagte sie, bebend vor Wuth. „Fortan werde ich nur noch darauf sinnen, wie und wodurch ich mich rächen kann. Glauben Sie nicht, Herr Graf, daß man ein Weib ungestraft beleidigen und beschimpfen dürfe, Sie werden bereuen, diese kleinliche Rache geübt zu haben.“

„Sie vergessen, daß ich vorläufig nicht nach Schlesien zurückkehren werde,“ erwiderte der Graf lächelnd.

„Aber ich werde nach Oesterreich zurückkehren, wenn es Ihnen gelingt, mich durch List oder Gewalt zu nöthigen, Böhmen zu verlassen. Wo Sie auch sein mögen, ich werde Sie finden —“

Die Rückkehr des Ortsvorstehers brach die Unterredung ab, die den Grafen zu ergötzen schien, während die leidenschaftliche Erregung des Mädchens mehr und mehr wuchs.

Der Graf legte den blauen Kittel an und verließ, nachdem er Therese nochmals vor übereilten Schritten gewarnt hatte, die Schenke, um seine Reise fortzusetzen.

Er unterhielt sich noch eine geraume Weile mit dem Ortsvorsteher, bevor er in den Wagen stieg, und Therese, welche die Beiden beobachtete, errieth das Thema der Unterredung.

Endlich fuhr der Wagen ab.

Der Graf, der zu dem Kittel auch eine Mütze erhalten hatte,

konnte jetzt für den Knecht eines vermögenden Gutsbesitzers gelten, aber nichtsdestoweniger bereitete ihm die Uniform, die er unter dem Kittel trug große Sorgen. Er konnte sich durch seinen Paß legitimiren, aber in solchen bewegten Zeiten galt ein Paß nicht viel, und die persönlichen Bekannten des Grafen waren zum größten Theile im Hauptquartiere Benedek's. Er hielt es für rathsam, der Begegnung mit österreichischen Patrouillen und kleineren Truppenabtheilungen so viel wie möglich vorzubeugen, weil es in der Möglichkeit lag, daß diese, durch die preußische Garde-Uniform in ihrem Verdacht bestärkt, ihn verhaften und vielleicht kurzen Prozeß mit ihm machten. War auch sein Leben nicht gefährdet, so kannte der Graf doch die Raublust der Czechen, Slovaken, Ungarn und Kroaten genugsam, um die Vermeidung einer Begegnung mit diesen Elementen der kaiserlich-königlichen österreichischen Armee zu wünschen.

Mit der Gegend ziemlich genau bekannt, fuhr er auf Umwegen der Stadt Reichenberg zu, die er spät am Abend erreichte.

Es handelte sich jetzt darum, einen Kutscher zu finden, der Wagen und Pferd zurückbrachte.

In einer so großen Stadt konnte es nicht schwer fallen, ein taugliches Individuum zu finden, aber einem Jeden mochte der Graf sein Vertrauen nicht schenken.

Eduard hatte ihm gesagt, er möge Wagen und Pferd im Gasthaus zum schwarzen Bären abgeben, er wolle dafür sorgen, daß der Hauderer in Breslau davon benachrichtigt würde.

Der Graf beschloß, dieses Gasthaus aufzusuchen.

Als er dasselbe erreichte, bemerkte er auf der Schwelle des Hauses einen hochaufgeschossenen, jungen Mann, der ungeduldig Jemand zu erwarten schien.

Der Graf stieg aus und warf dem jungen Manne die Zügel zu, der mit seinen großen, blauen Augen ihn fragend anblickte, während er mit der Hand ordnend über das flachsblonde Haupthaar strich.

„Sie werden entschuldigen, ich bin hier Gast,“ sagte er.

„Thut durchaus nichts zur Sache,“ erwiderte der Graf ruhig, „ich vermuthe, Sie verstehen mit Pferden umzugehen, haben Sie die Güte, das Thier auszuspannen und in den Stall zu führen.“

„Das ist in der That interessant!“ fuhr Konrad auf. „Dieser Bauernknecht will mir befehlen.“

„Ah, es ist wahr,“ sagte der Graf, der abermals seine Rolle vergessen hatte, „aber wenn ich nun, statt zu befehlen, bitte und meine Bitte durch ein Goldstück unterstütze, werden Sie dann meinen Wunsch erfüllen?“

Konrad musterte den Fragenden vom Scheitel bis zur Fuß-

sohle. Er erinnerte sich, diesem Manne schon früher begegnet zu sein, aber wann und wo dies geschehen war, konnte er sich nicht in's Gedächtniß zurückrufen.

„Die Sprache lasse ich mir eher gefallen," erwiderte er, indem er die Zügel ergriff, „ein Goldstück verdient man heutzutage gerne. Was aber in der Hauptsache mich bewegt, Ihren Wunsch zu erfüllen, ist die Aehnlichkeit mit einem meiner Freunde."

„Mit einem Freunde, den Sie erwarten?" fragte der Graf aufhorchend.

„Woher wissen Sie, daß ich ihn erwarte?"

„Ich vermuthe es."

„Die Vermuthungen täuschen oft."

„Sehr wahr, ich glaube indeß, mich täuscht sie hier nicht, wenn ich vermuthe, daß Ihr Freund Eduard Beier heißt."

Die Bestürzung, die in Blick und Miene Konrad's sich kundgab, überzeugte den Graf, daß er in der That auf der richtigen Fährte war.

Er folgte dem jungen Manne, der langsam dem Stalle zuschritt.

„Es gibt nur Einen Mann, der mir so sehr gleicht," fuhr er fort, „und dieser Mann ist Ihr Freund. Sie erwarten ihn, der Zweck seiner Hierherkunft ist mir bekannt."

„Ist Ihnen bekannt?" fragte Konrad, dessen Bestürzung in dem Grade wuchs, in welchem die Ruhe des Grafen an Sicherheit und zuversichtlicher Festigkeit gewann. „Er kann Ihnen nicht bekannt sein, wenn er es wäre —"

„Guter Freund, ob er mir bekannt sein kann oder nicht, darüber wollen wir nicht mit einander streiten," unterbrach der Graf ihn gemessen. „Wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Freund ein preußischer —"

„Um Gotteswillen, schweigen Sie!"

„Ah, Sie haben Furcht?"

„Nicht für mich, sondern für ihn."

„Und diese Furcht ist begründet," erwiderte der Graf kalt. „Die Oesterreicher machen kurzen Prozeß, ein Baumast und ein Strick — mehr bedarf es ja nicht, um das Urtheil vollstrecken zu können. Wenn ich die Anzeige machte —"

„Mich wundert, daß Sie es noch nicht gethan haben," entgegnete Konrad gereizt.

„Halten Sie mich für einen Denuncianten?"

„Ihre Anspielungen und Drohungen —"

„Sollten Ihnen nur beweisen, daß ich die Macht besitze, es zu thun, Ihren Freund und Sie zu vernichten."

Konrad blickte betroffen den Mann im blauen Kittel an, der trotz seiner ärmlichen Kleidung einem höheren Stande anzugehören schien.

„Sie sehen, daß Ihr Leugnen Ihnen nichts nutzen würde,“ fuhr der Graf fort, während er die Stallthüre schloß, „sagen Sie mir die Wahrheit und seien Sie überzeugt, daß ich Ihren Freund schonen werde, wenn nicht die Umstände mich nöthigen, energisch gegen ihn vorzugehen. Sie erwarten ihn hier?“

„So ist es,“ erwiderte Konrad, eingeschüchtert durch das sichere, entschiedene Auftreten des Grafen.

„Wann wollte er hier eintreffen?“

„Heute oder spätestens morgen.“

„Was führt ihn hierher?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sie wissen es!“

„Und wenn dem so wäre?“ fragte Konrad heftiger. „Bin ich Ihnen gegenüber verpflichtet, die Geheimnisse meiner Freunde zu verrathen?“

Der Graf zuckte geringschätzend die Achseln. „Ich könnte Sie dazu zwingen, aber es würde der Mühe nicht lohnen. Ihr Freund kommt hierher, um zu spioniren!“

„Das sind Vermuthungen, deren Richtigkeit Sie schwerlich beweisen können,“ sagte Konrad trotzig.

„Es käme auf die Probe an. Wenn ich Sie heute verhaften ließe, so bedürfte es nur allein meiner Anklage, und der Beweis für Ihre Schuld wäre geliefert.“

Ein Zug der Verachtung glitt über das Antlitz des Jünglings und diese Verachtung spiegelte sich auch in dem Blick, den er dem Grafen zuwarf.

„Ich verstehe,“ erwiderte er, „Sie sind ein geheimer Polizei-Agent, und als solcher haben Sie allerdings eine Macht, gegen die Niemand etwas ausrichten kann.“

„Ich sagte Ihnen bereits, daß ich kein Denunciant sei,“ fuhr der Graf fort, „dennoch würde ich mich genöthigt sehen, die Polizei auf Sie aufmerksam zu machen, wenn Sie sich weigerten, morgen früh diese Stadt zu verlassen, um die Rückreise nach Schlesien anzutreten.“

„Dann bedaure ich, Ihnen die Denunciation nicht ersparen zu können.“

„Sie werden also hier bleiben?“

„Ja.“

„Bedenken Sie —“

„Ich habe Alles bedacht.“

„Kennen Sie die Folgen Ihrer Verhaftung?“

„Sie schrecken mich nicht zurück.“

„Auch dann nicht, wenn ich Ihnen sage, daß das Kriegsgericht unfehlbar das Todesurtheil über Sie sprechen wird?“

„Sie übertreiben."

„Durchaus nicht. Die Oesterreicher sind nicht so nachsichtig, wie die Preußen, Deserteure und Spione werden ohne Weiteres erschossen."

„Wenn Sie das wissen, werden Sie mich nicht denunciren," entgegnete Konrad, dem es allmählich in der Nähe dieses Mannes schwül wurde.

„Glauben Sie?" fragte der Graf. „Wenn der Feind an der Grenze steht, gilt das Leben des Einzelnen nichts mehr. Ich werde Sie binnen einer halben Stunde verhaften lassen, wenn Sie meine Bedingungen nicht annehmen."

„Warten Sie, bis mein Freund eingetroffen ist."

„Nein. Ich kenne die Willenfestigkeit und Entschiedenheit dieses Mannes, er würde Sie in Ihrem Trotz bestärken und sich selbst mit in's Unglück stürzen. Sie werden morgen vor fünf Uhr die Stadt verlassen, draußen der Wagen und dieses Pferd stehen Ihnen zur Verfügung. Sie fahren geraden Weges in das Dorf, welches ich Ihnen nennen werde, übergeben dem dortigen Ortsvorsteher einen Zettel und nehmen die Dame, die dort einsteigen wird, mit nach Breslau."

„Wie war das?" fragte Konrad erstaunt. „Ich soll den Wagen benutzen, in welchem Sie gekommen sind? Wer wird die Zügel führen?"

„Sie selbst."

„Ich kann es nicht."

„Bah, es ist keine Kunst, ein so lammfrommes Pferd zu lenken, ich werde Ihnen binnen zehn Minuten den nöthigen Unterricht geben."

„Ich habe kein Geld, um das Pferd unterwegs —"

„Sie werden die Mittel von mir erhalten."

„Ich habe ferner keine Papiere."

„In Böhmen wird man sie Ihnen nicht abfordern, wenn Sie der preußischen Grenze zufahren und dem Beamten, der Sie vielleicht anhält, erklären, Clam-Gallas schicke Sie hinüber. Sobald Sie die Dame in dem Dorfe aufgenommen haben, bedürfen Sie keiner Papiere mehr, da die Pässe dieser Dame auch auf Sie Bezug haben. Ich werde Ihnen diese Uniform morgen früh vor der Abreise übergeben, sobald Sie die Grenze hinter sich haben, schützt schon der preußische Waffenrock Sie. Auf die Dame ersuche ich Sie ein scharfes Augenmerk zu richten, es liegt im Interesse der preußischen Armee, daß Sie dieselbe bewachen und jeden Fluchtversuch vereiteln."

„Ah — eine Spionin?"

„Entschuldigen Sie, wenn ich diese Frage nicht beantworte.

Halten Sie sich streng an meine Anordnungen. Hier ist die Adresse des Mannes in Breslau, dem Wagen und Pferd zugehören, Sie werden —"

„Erlauben Sie, wenn es sich, wie ich vermuthe, nur darum handelt, Wagen und Pferd ihrem Eigenthümer zurückzustellen, so finden sich in dieser Stadt —"

„Darum allein handelt es sich nicht," fuhr der Graf fort, „obschon ich nicht leugnen will, daß mir viel daran liegt, einen Kutscher zu finden, dem ich Vertrauen schenken darf. Sie können übermorgen Abend wieder hier sein, wenn Sie wollen, aber ich rathe Ihnen, einstweilen in Schlesien zu bleiben."

„Ich werde diesen Rath nicht befolgen."

„Wie Sie wollen, die Folgen fallen auf Sie zurück. Erklären Sie sich, wollen Sie morgen früh abfahren?"

„Wenn ich mich dessen weigere?"

„Lasse ich Sie sofort verhaften."

„Es fragt sich, ob Sie's können."

„Ich rathe Ihnen, meine Macht nicht auf die Probe zu stellen, Sie würden Ihr Leben dabei verlieren."

„Gut, ich will es thun," sagte Konrad nach kurzem Nachdenken, „wenn Sie mir versprechen, daß Sie meinen Freund von dieser unfreiwilligen Reise benachrichtigen wollen."

„Es soll geschehen," erwiderte der Graf ruhig.

„Sie werdeu ihm sagen, daß ich binnen drei Tagen hierher zurückkehren und alsdann ihn hier zu finden hoffe?"

„Ja."

„Sie werden auch gegen ihn nichts unternehmen?"

„Das hängt von den Verhältnissen ab. Der Hauderer besitzt einen Wechsel im Betrage von fünfhundert Thalern, Sie werden diesen Wechsel zurückfordern und einkassiren."

„Wo?"

„Bei dem Bankhause, welches ihn acceptirt hat."

„Fünfhundert Thaler?" fragte Konrad erstaunt. „Und Sie vertrauen mir diese Summe an?"

„Ich hoffe, Sie werden dieses Vertrauen nicht täuschen. Sobald Sie das Geld besitzen, gehen Sie in den russischen Hof, fragen Sie dort nach einem Fräulein Wulff aus Berlin und sagen Sie dieser jungen Dame, sie möge in Begleitung des Herrn Schulz ohne Verzug abreisen, auf meinem Gute bei Prag würde sie mich finden."

„Und das Geld?"

„Sie werden der jungen Dame dreihundert Thaler auszahlen, den Ueberschuß theilen Sie mit Ihrem Freunde."

„Das ist in der That eine großmüthige Belohnung," sagte

Konrad überrascht, „ein Lohn, der mich mißtrauisch machen könnte. Sagen Sie mir ohne Rückhalt die Wahrheit, handelt es sich um ein hochverrätherisches Unternehmen —"

„Bah, es handelt sich nur um die Zurückbringung des Wagens, um die Bewachung der Dame und die Benachrichtigung meiner Tochter. Sie werden also morgen früh abfahren?"

„Vor fünf Uhr."

„Gut. Die Uniform werde ich Ihnen rechtzeitig bringen. Sollte Ihr Freund noch im Laufe der Nacht eintreffen, so lassen Sie sich nicht von ihm bethören, ich versichere Sie, daß Sie Beide verloren sind, wenn Sie mich zwingen, energisch einzuschreiten."

Der Graf verließ nach diesen Worten den Stall, er schritt durch das Thor rasch in die Nacht hinaus.

---

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

# Eine Hexe.

Der Graf hatte die Dorfschenke, in der Therese zurückgeblieben war, kaum verlassen, als der Ortsvorsteher, in Begleitung eines Knechtes und des Schenkwirths, in das Zimmer trat, in welchem das Mädchen die Rückkehr des Wagens erwarten sollte.

Der Knecht trug einen schweren Hammer, eine Zange und ein kleines mit eisernen Nägeln gefülltes Kästchen, welch' letzteres er ziemlich geräuschvoll auf den Tisch stellte.

„Was soll das?" fragte Therese, als der Knecht Anstalten traf, das Fenster zu vernageln. „Fürchtet Ihr, ich werde durch das Fenster davonlaufen?"

„Schauens, man kann halt nit wissen, ob Sie nit die Courage haben," erwiderte der Ortsvorsteher mit pfiffigem Lächeln, „da ist es halt besser, man sieht sich vor."

„Da habt Ihr Recht," sagte Therese ruhig, „Ihr könnt wenigstens nachher behaupten, Eure Pflicht gethan zu haben."

„Na, wenn's der Herr Graf nit befohlen hätte, würd' mir kein Nagel eingeschlagen," nahm der Schenkwirth das Wort. „Euch wollt ich schon bewachen!"

„Wirklich?" spottete Therese. „Ihr seid doch ein Christ?"

„Ja."

„Ich will's glauben. Na, Ihr werdet wohl auch wissen, daß es Menschen gibt, die mehr können, als andere Leute?"

Betroffen blickte der Wirth das Mädchen an, auch in dem Blick des Ortsvorstehers drückte Bestürzung sich aus.

„Zum Beispiel gibt's Frauen, die für jede Krankheit ein Mittel kennen," fuhr Therese gelassen fort, „die das Blut und den Brand besprechen, die eine lebende Kröte in ein brennendes Haus werfen und dadurch das Feuer löschen, die eine Schlange durch's Gras kriechen lassen und dadurch den Kühen, die später das Gras fressen, die Milch vertreiben."

„Schau'ns, so'n Weib hat's halt vor fünf Jahren hier im Dorfe gehabt," fiel der Ortsvorsteher ihr in's Wort. „Die konnt' Vieh und Menschen behexen."

Der Schenkwirth nickte. „War ein gar gefährliches Weibsbild," fügte er hinzu, „wir konnten nachher froh sein, daß wir sie los wurden."

„Sie starb?" fragte Therese.

„Das nicht," erwiderte der Ortsvorsteher. „Wissen's, ich hab' ihr halt gesagt, wenn sie nicht freiwillig gehen wollt', müßt die Gemeinde sie hinausweisen."

Therese schritt nachdenklich auf und ab, während der Knecht nach Anleitung des Wirths einen Nagel nach dem andern einschlug.

„Die Frau muß nicht besonders viel verstanden haben, wenn sie durch solche Drohung sich einschüchtern ließ," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, während ihr Blick die Züge des Schenkwirths streifte, in denen eine innere Angst sich spiegelte. „Wenn sie so viel Macht besaß, wie Ihr behaupten wollt —"

„Sie hat Unfug genug getrieben," sagte der Schenkwirth rasch. „Hans Lebrecht's Kuh ist gefallen, die Frau Wenzel's starb im Wochenbett und das Kind brachte einen kohlrabenschwarzen Fleck in Form einer großen Manneshand mit auf die Welt, Peter Richters Schweine liefen eines Tages sammt und sonders in den Teich, als ob der Teufel in sie gefahren wäre, und keins ist lebend herausgekommen. Das sind nur einige Vorfälle, die wir kennen, denn es ist bewiesen, daß das Weib —"

„Ihr schwätzt wie ein Kind von neun Jahren!" fiel der Knecht seinem Herrn in's Wort. „Hexen gibt's nicht, wenn einmal eine Kuh fällt, eine Frau im Wochenbett stirbt, oder ein Kind einen sogenannten Mutterfleck auf die Welt bringt, so sind das Alles ganz natürliche Ereignisse und ich begreife nicht, wie ein vernünftiger Mann sagen kann, das Alles könne nur eine Hexe bewirkt haben."

„Schaun's, Ihr begreift halt Manches nicht," sagte der Orts-

vorsteher ruhig. „Könnt Ihr halt beweisen, daß keine Hexe dabei im Spiele war?"

„Könnt Ihr beweisen —"

„Weicht mir nicht aus! Könnt Ihr halt beweisen, daß es nit der Fall war?"

„Könnt Ihr halt beweisen, daß es der Fall war?" spottete der Knecht.

Der Vorsteher nickte. „So lange Niemand nit halt das Gegentheil beweisen kann, wird die Schuld angenommen. Ihr meint, Hexen gäb's nit?"

„Ja, das meine ich."

„Ihr seid wohl ein Sachse?"

„Ich bin kein Sachse, aber auch kein Böhme."

„Gar kein Kaiserlicher?"

„Nein. Ich bin ein Dessauer."

Verdutzt blickte der Vorsteher den Wirth an. „Wissen's, das hättet Ihr mir halt sagen sollen," versetzte er, „Preußen dulden wir nit mehr im Lande."

„Ich bin kein Preuße," entgegnete der Knecht ruhig, „wäre ich ein preußischer Unterthan, so hätte ich Euch längst den Rücken gewandt."

„Hm, Ihr seid auch kein Oesterreicher," sagte der Wirth, „und da kann man nicht wissen, zu wem Ihr im Kriege übergeht. Also ist es besser, wenn Ihr bald uns den Rücken wendet und nach Dessau zurückmarschirt."

„Wo es keine Hexen gibt!" fügte Therese spottend hinzu. „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr aus dem Böhmerland nicht ein Andenken an die Hexen mitnehmt."

Erschrocken blickten der Wirth und der Vorsteher das Mädchen an, auch der Knecht konnte seine Bestürzung nicht verbergen.

„Bah, Ihr seht wahrhaftig nicht darnach aus," sagte der letztere geringschätzend.

Therese zuckte die Achseln und trat an's Fenster, in dessen Rahmen der Knecht so eben den letzten Nagel eingeschlagen hatte.

„Gehört das Vieh dort auf der Wiese Euch?" fragte sie den Wirth, der sich leise mit dem Ortsvorsteher unterhielt. „Die Kühe sind ziemlich mager, die beiden vorderen werden heute wohl zum letzten Male auf der Weide sein."

Der Wirth war rasch näher getreten.

„Wie meint Ihr das?" erwiderte er. „Weshalb sollen sie heute zum letzten Male auf der Weide sein?"

„Seht Ihr nicht das rothe Kreuz zwischen den Hörnern?"

„Nein."

„Auch nicht die Schlange, die dort im Grase liegt?"

„Wo?“

„Drüben neben der dritten Kuh?“

Die Wangen des alten Mannes waren erbleicht, sein Blick richtete sich stier auf den Punkt, auf den die Hand Therese's zeigte.

„Seht Ihr sie nicht?“ fragte das Mädchen.

„Nein, nein,“ erwiderte der Wirth ungeduldig.

„Ich sehe auch nichts,“ fügte der Ortsvorsteher hinzu.

„Und ich halte es nicht der Mühe werth, hinzublicken,“ sagte der Knecht, dessen Lippen ein höhnendes Lächeln umspielte.

„Ah, ich vergaß, daß Ihr das nicht sehen könnt,“ entgegnete Therese, indem sie sich rasch umwandte. „Ich sage Euch, Ihr werdet in den nächsten Tagen viel erleben, entsetzliche Ereignisse —“

Schaun's, wenn der Krieg vor der Thüre ist, hat man halt gut prophezeien,“ fiel der Ortsvorsteher ihr in's Wort. „Na, wir wollen Ihnen das Vergnügen nicht stören, und Sie allein lassen.“

Er entfernte sich, der Wirth und dessen Knecht folgten ihm.

„Hütet Euch,“ rief Therese dem Wirth nach. „In dieser Nacht wird Euch ein harter Schicksalsschlag treffen.“

Als die Männer sich entfernt hatten, untersuchte Therese das Fenster, es war unmöglich, ohne die nöthigen Werkzeuge dasselbe zu öffnen. Die Thüre war geschlossen, der Gedanke an die Möglichkeit einer Flucht also eine Thorheit.

Aber weshalb auch wollte Therese fliehen?

Der Graf hatte ihr versprochen, daß der Wagen spätestens am nächsten Tage sie abholen solle, wenn sie bis dahin sich geduldete, konnte sie denselben zur Rückreise nach Breslau benutzen.

Freilich mußte sie ihren eigenen Willen dem des Grafen unterordnen, aber daran war jetzt nichts mehr zu ändern, er hatte sie überlistet und sie strafte nicht ihn, sondern sich selbst, wenn sie jetzt noch dabei beharrte, sich der Eisenbahn und nicht des Wagens zur Rückreise bedienen zu wollen.

Und das war auch nicht der Grund, der sie bewog, den Fluchtversuch zu wagen, der eigentliche Grund lag tiefer.

Es war möglich, ja, sogar wahrscheinlich, daß der Graf den, welcher den Wagen zurückbrachte, beauftragte, die Dame streng zu bewachen und nöthigenfalls gewaltsam über die Grenze zurück zu bringen.

Gerade dies wollte Therese vermeiden.

Der Graf hatte sie tödtlich beleidigt, er sollte ihr Genugthuung geben, sie wollte ihm folgen, bis sie ihn gefunden und ihren Zweck erreicht hatte.

War sie aber wieder in Schlesien, so hielt es schwer, die verlorene Spur wiederzufinden, abgesehen davon, daß sie der Polizei als österreichische Spionin denuncirt werden konnte.

Sie mußte fliehen und zwar noch im Laufe des Tages. Der Wagen konnte vor dem nächsten Morgen nicht kommen, bis dahin mußte sie ihre Flucht bewerkstelligt haben.

Daß Bitten und Versprechungen auf ihre Wächter keinen Eindruck machen würden, hatte sie augenblicklich erkannt, es war ihr aber auch nicht verborgen geblieben, daß es einen Weg gab, auf welchem man Beide überrumpeln konnte.

Der Ortsvorsteher sowohl wie der Wirth waren Beide abergläubisch und dieser Aberglauben bildete eine vortreffliche Handhabe, an der Therese sie fassen konnte. Das fühlte der Ortsvorsteher, er fürchtete, sich etwas zu vergeben, denn er kannte seine Schwächen und aus diesem Grunde entfernte er sich auch so rasch, obschon er mit der jungen Dame über das interessante Thema gern bis an den Abend geplaudert hätte.

Therese mußte annehmen, daß der Versuch gescheitert sei und gab sich in dieser Beziehung auch keinen Illusionen hin.

Sie untersuchte Thüre und Fenster, beide Wege waren gesperrt. Aber die Wand! Sie war eine Lehmwand, es konnte nicht schwerfallen, ein Loch hindurch zu brechen. Durch Pochen überzeugte Therese sich, daß die Wand sehr dünn war, wenn sie eine Stelle antraf, bei der sie nicht auf einen Balken stieß, mußte die Arbeit binnen einer Stunde vollbracht sein.

Es blieb also im Nothfalle immer noch ein Weg, aber dies allein genügte dem Mädchen nicht.

Therese wollte nicht nach Breslau zurückkehren, sondern sofort den Grafen verfolgen und dazu bedurfte sie anderer Kleider.

Sie wollte noch einmal versuchen, auf den Wirth einzuwirken; vielleicht gelang es ihr leichter und besser, wenn er allein ihr gegenüberstand.

Mittag war bereits nahe, Therese klopfte ziemlich ungestüm auf die Thüre und empfing den herbeieilenden Wirth mit der barschen Frage, ob er nicht hören könne.

„Lassen Sie für mich vier Eier kochen," sagte sie, „bringen Sie mir diese nebst einem Stück Brot und einer Tasse Milch. Aber frisch gemolkene Milch, verstanden?"

„Soll geschehen."

„Und zwar muß die Milch von einer der beiden Kühe sein, die ich vorhin Ihnen bezeichnete."

Der Wirth hatte seine Mütze abgenommen, in gebeugter Haltung stand er an der Thüre, und sein Blick ruhte flehend auf den Zügen des Mädchens, in denen Nichts die gewaltige innere Erregung verrieth.

„Wenn Sie die Macht haben, mir einen Schaden zuzufügen, dann bitte ich Sie zu bedenken, daß ich Ihnen nichts zu leide

gethan habe," sagte er leise in flehendem Tone. „Mir ist es wahrhaftig unangenehm und peinlich genug, eine so schöne, junge Dame als eine Gefangene behandeln zu müssen —"

„Dort ist die Thüre," fiel Therese ihm kalt in's Wort. „Niemand kann zweien Herren dienen; entweder Ihr handelt, wie man Euch befohlen hat, oder — geht und sorgt, daß ich mein Mittagbrod rasch erhalte."

Zögernd trat der Wirth hinaus.

„Halt, noch Eins!" rief Therese. „Vor dem Abend habt Ihr nichts zu befürchten, bis dahin will ich Euch der Angst entheben."

Das war abermals Oel in's Feuer gegossen. Der Wirth zweifelte nicht daran, daß seine Gefangene mehr wußte und konnte, als andere Leute; die zuversichtliche, imponirende Ruhe, mit der das Mädchen auftrat, mußte ihm dies beweisen. Darüber konnte und durfte er nicht leicht hinweggehen, er war ja Familienvater, seine Pflicht gebot ihm, der Gefahr vorzubeugen, so gut er es vermochte. Obschon seine Frau sich erbot, der jungen Dame das Mittagbrod zu bringen, und der Schenkwirth bisher jeden Wunsch seiner besseren Hälfte gewissermaßen als Befehl respektirt hatte, so wagte er es doch heute, gegen das Anerbieten seiner dienstfertigen Gattin zu opponiren und sich selbst der Bedienung seiner Gefangenen zu unterziehen.

Therese hatte das erwartet; sie gab sich den Anschein, als bemerke sie nicht, daß der Schenkwirth an der Thüre stehen blieb. Sie setzte sich hin, blickte scharf in die Milch und murmelte einige unverständliche Worte.

Dem Schenkwirth trat der Angstschweiß in hellen Tropfen vor die Stirne.

„Ich bitte Sie, machen Sie mich nicht unglücklich," sagte er in kläglichem Tone. „Bedenken Sie, daß ich eine Frau und sechs Kinder habe."

Therese blickte erschreckt auf. „Ich dachte, Sie hätten mich verlassen," erwiderte sie unwillig. „Was wünschen Sie? Lassen Sie mich in Ruhe mein Mittagbrod verzehren, oder hat der Graf Ihnen befohlen, daß Sie mir dabei Gesellschaft leisten sollen?"

„Nein, nein —"

„Na, dann lassen Sie mich allein."

„Schönes Fräulein —"

„Was wünschen Sie?"

„Eine Bitte."

„Sprechen Sie."

„Machen Sie mich nicht unglücklich."

Therese lachte hell auf. „Wie kann ich Sie unglücklich machen?" spottete sie. „Bin ich nicht Ihre Gefangene?"

„Das wohl, aber —“

„Aber Sie fürchten, ich könne trotz Ihrer Vorsichtsmaßregeln Ihnen entfliehen? Lieber Mann, wenn ich das wollte, könnte ich es allerdings. — — Haben Sie schon einmal eine Frau auf einem Besenstiel reiten gesehen?“

Der Schenkwirth sperrte den Mund so weit auf, wie er es vermochte. Eine Frau auf einem Besenstiel? Das war ja der Hexenritt auf dem Brocken, der in der Walpurgisnacht stattfand! Er erinnerte sich, manches darüber gehört zu haben. Also diese kleine, junge Hexe war auch schon auf dem Brocken gewesen?

„Ihr stiert mich ja an, wie der Ochs das neue Scheunenthor,“ fuhr Therese fort. „Wenn Ihr eine solche Reiterei noch nicht gesehen habt, könnt Ihr Gott danken, denn wer sie sieht, muß in demselben Jahre sterben. Gebt einmal Acht in der nächsten Nacht, wenn Ihr dieses Fenster scharf beobachtet, könnt Ihr sie vielleicht sehen.“

„Da sei Gott vor,“ sagte der alte Mann entsetzt, „ich möchte gerne noch recht lange leben. Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mit aller Gewalt mich unglücklich und elend machen wollen?“

„Was Sie mir gethan haben?“

„Ja.“

„Hm, Sie hindern mich zu thun, was mir beliebt, das ist wahrhaftig genug,“ entgegnete Therese, während sie langsam ein Ei schälte.

„Ich würde es nicht thun —“

„Wenn's Ihnen nicht befohlen wäre, das ist eine schlechte Entschuldigung. Wenn Ihnen befohlen würde, in einen Teich zu springen, in dem Sie voraussichtlich ertrinken müßten, ich glaube, Sie bedächten sich, ehe Sie den Befehl ausführten.“

Der alte Mann schüttelte bedenklich das Haupt. „Ich kann den Vergleich nicht gelten lassen,“ sagte er, „Sie sehen, ich bin gezwungen, Ihnen diese Stube anzuweisen und Sie zu bewachen.“

„Ganz gut, und ich bin gezwungen, bis Mitternacht hier zu bleiben. Was aber dann, wenn ich morgen, trotz der geschlossenen Thüre und dem zugenagelten Fenster, verschwunden bin? Was werden Sie Ihrem hochweisen Ortsvorsteher sagen?“

„Was soll ich ihm sagen? Die Wahrheit, das ich nicht weiß, wie es zugegangen ist.“

Therese nickte. „Sie haben dann ja auch Beweise,“ fuhr sie fort, „die beiden Kühe —“

„Du lieber Himmel, wollen Sie den wirklich —“

„Lieber Mann, ich kann's nicht ändern. Wenn ich unfreiwillig in einem Hause zurückgehalten werde, muß ich Alles geschehen lassen.“

Der Wirth blickte stier vor sich hin, er ging mit sich zu Rathe. „Es ist also sicher, daß Sie morgen nicht mehr in meinem Hause sein werden?“ fragte er.

„Allerdings.“

„Hm, dann sehe ich nicht ein —“

„Weshalb Sie mir nicht sofort die Thüre öffnen sollen?

„Sie haben es errathen.“

„Lieber Freund, wissen Sie denn, ob ich gehen werde, wenn Sie mir die Thüre öffnen?“ erwiderte Therese ruhig.

Der Schenkwirth blickte bestürzt das Mädchen an. Daß sie sich weigern könne, sein Haus zu verlassen, hatte er nicht erwartet.

„Gewiß werden Sie gehen,“ stotterte er verwirrt, „was könnte Sie bewegen, hier zu bleiben?“

Therese zuckte zweifelnd die Achseln.

„Vor einer Stunde würde ich Ihnen vielleicht gedankt haben, wenn Sie mir die Freiheit angeboten hätten,“ erwiderte sie gleichgültig, „vor einer Stunde wünschte ich, dieses Haus verlassen zu können, jetzt ist es mir gleichgültig, ob ich sofort oder erst morgen früh hinausgehe.“

„Das verstehe ich nicht,“ erwiderte der alte Mann kopfschüttelnd, „nach meiner Ansicht —“

„Nach Ihrer Ansicht!“ unterbrach Therese ihn. „Wie können Sie wissen, welchen Zweck ich verfolge!“

„Sie wollen also mein Haus nicht verlassen?“ fragte der Wirth, dessen innere Unruhe von Minute zu Minute wuchs.

„Gewiß, glauben Sie, ich werde bis an mein Lebensende hier bleiben?“

„Ich verstand darunter —“

„Ich weiß. Nein, lieber Freund, ich werde Ihr Anerbieten nicht annehmen.“

„Aber Sie werden alsdann nicht gezwungen, sondern freiwillig unter meinem Dache bleiben.“

„Dem ist nicht so. Ich bin insofern noch immer eine Gefangene wider meinen Willen, weil man mich so lange hier gewaltsam zurückhielt, bis die Freiheit mir werthlos geworden war.“

„Hm — das begreife ich nicht.“

„Mag sein, aber Ihr tragt die Schuld davon, es darf Euch also auch nicht wundern, wenn Ihr diese Schuld sühnen müßt. Ich bleibe in Eurem Hause bis morgen früh.“

„Dann sehe ich mich genöthigt, Euch gewaltsam vor die Thüre zu setzen,“ sagte der Wirth, der von Zeit zu Zeit einen besorgten Blick durch das Fenster auf seine Kühe warf. „Nehmen Sie doch Vernunft an,“ fuhr er in höflicherem Tone fort. „Mir wurde befohlen, Sie zu bewachen, ich muß gehorchen.“

„Mußte?“ fragte Therese scharf.

„Ja, ich mußte. Sie wissen vielleicht nicht, welches Ansehen und welche Macht der Mann besitzt, der mir den Befehl gab. Ich mußte gehorchen, also kann mich keine Schuld treffen, um so weniger, als ich Ihnen jetzt freistelle, zu gehen oder zu bleiben.“

Therese blickte dem Manne lange forschend in's Antlitz, in dessen Zügen Angst und Unruhe sich ausdrückten.

„Ich werde bleiben,“ sagte sie im Tone fester Entschlossenheit, „aber Euch soll der Schlag nicht treffen, wenn —“

„Wenn?“ fragte der Wirth mit gespannter Erwartung.

„Wenn Ihr Euch meinen Bedingungen unterwerft.“

„Nennt sie.“

„Erstens sagt Ihr dem Grafen für den Fall, daß derselbe sich danach erkundigt, ich sei mit dem Wagen nach Breslau zurückgefahren.“

„Das würde ich ohnedies gethan haben.“

„Zweitens verschafft Ihr mir einen vollständigen Anzug.“

„Einen vollständigen Anzug?“

„Ja, den Sonntagsstaat eines Knechtes. Beinkleider, Weste Fußbekleidung, Jacke und Hut.“

„Woher soll ich die Kleider nehmen?“

„Das kümmert mich nicht, Ihr schafft sie mir.“

„Unmöglich.“

„Ihr werdet es ermöglichen,“ sagte Therese mit gemessenem Ernst. „Bis morgen früh habt Ihr Zeit. Für ein doppelläufiges Pistol nebst der Munition werdet Ihr ebenfalls sorgen.“

Der Schenkwirth wanderte ungeduldig auf und ab.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, auf welchem Wege ich die Sachen mir verschaffen soll,“ erwiderte er rathlos. „Hätten Sie meinen Wuchs —“

„Ich danke. Entweder — oder! Besinnt Euch, ehe es zu spät ist. Ich verlange nicht, daß Ihr die Kleider stehlen sollt, hier sind fünfundzwanzig Gulden, die Summe wird hoffentlich genügen.“

Die Augen des Wirths funkelten, als Therese drei Goldstücke auf den Tisch warf.

„Jetzt geht,“ fuhr das Mädchen fort, „bringt mir Dinte und Papier, ich werde inzwischen einige Briefe schreiben, die Ihr an ihre Adresse befördert, sobald ich Euer Haus verlassen habe.“

Der Schenkwirth besaß eine echt czechische Natur.

Beim Anblick des Geldes waren alle seine Bedenken geschwunden, nur der Wunsch, dieses Gold sich anzueignen, beseelte ihn noch allein.

Er dachte jetzt nicht mehr daran, daß er dem Grafen und dem Ortsvorsteher gegenüber Verpflichtungen hatte und er im Begriff

stand, sich nicht allein diesen Verpflichtungen zu entziehen, sondern auch den Zorn jener Beiden auf sich zu laden; er dachte jetzt nur noch über die Mittel zur Beschaffung jenes Anzuges nach.

Der Knecht des Ortsvorstehers hatte ganz denselben Wuchs, wie Therese, der Schenkwirth wußte, daß derselbe einen fast noch neuen Anzug besaß, um den er oft beneidet worden war.

Daß derselbe den Anzug nicht verkaufen würde, es sei denn gegen eine Summe, die den Werth desselben überstieg, wußte der Wirth ebenfalls, es schien ihm leichter und bequemer, sich auf anderem Wege denselben zu verschaffen.

Der Ortsvorsteher und dessen Knecht waren auf dem Felde beschäftigt, die Frau arbeitete im Garten, der Wirth fand Niemand in dem Hause, dessen Thüren sämmtlich offen standen.

Der Weg zu dem Raume, in welchem der Knecht schlief, war rasch gefunden, der Wirth betrat ihn wohl nur in der Absicht, den Anzug zu suchen und zu besichtigen.

Die Frau des Ortsvorstehers sah nicht, daß der alte Mann in das Haus trat und bald darauf mit einem Bündel unter dem Arme es wieder verließ, sie hatte keine Ahnung von dem fast unersetzlichen Schaden, der ihrem Knecht zugefügt worden war.

„Hier ist der Anzug,“ sagte der Wirth, indem er dem Mädchen das Bündel überreichte. „Sehen Sie zu, ob er Ihnen paßt, legen Sie ihn aber nicht eher an, bis Sie mein Haus verlassen.“

„Ich werde das ganz nach meinem Belieben halten,“ entgegnete Therese gemessen. „Wo ist die Waffe?“

„Sie sollen Sie später erhalten.“

„Ich rechne darauf. Morgen früh zwischen vier und fünf Uhr gedenke ich Sie zu verlassen, Sie werden ein Packet und mehrere Briefe hier vorfinden, welche Sie sofort zur Post besorgen wollen.“

„Ich werde sie dem Boten mitgeben, der übermorgen hier durchkommt.“

„Ah — Ihr habt keine eigene Poststation hier?“

„Nein.“

„Gut, ich verlasse mich darauf, bei meiner Heimkehr die Sachen vorzufinden. Besitzt der Graf von K. Güter in Böhmen?“

„Ja.“

„Wo?“

„Eins in der Nähe von Prag, das andere liegt zwischen Prag und Brünn.“

„Könnt Ihr mir die Gegend nicht genauer angeben?“

„Nein.“

„Das ist mir unangenehm.“

„Sie wollen den Grafen aufsuchen?“ fragte der Wirth.

Therese fuhr aus ihrem Sinnen empor, sie sah ein, daß sie zu viel Interesse für den Wohnsitz des Grafen gezeigt hatte.

„Nein," erwiderte sie rasch, „ich möchte ihm gerne einige Zeilen schreiben. Suchen Sie die Adresse zu erhalten, und können Sie schreiben?"

„Nein, aber mein Knecht kann's."

„Gut, so soll er die Adresse aufschreiben und sie durch die Post derselben Dame in Breslau schicken — warten Sie, hier ist ein Couvert, es genügt, wenn er die Adresse hineinschiebt, das Couvert schließt und zur Post gibt."

„Gut, ich will's besorgen," sagte der Wirth, indem er sich langsam der Thür näherte. „Wenn Sie noch Wünsche haben, so —"

„So werde ich klopfen."

Der Wirth ging hinaus, und Therese warf sich, nachdem sie sich umgekleidet und ihre Garderobe eingepackt hatte, auf die Bank, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Am nächsten Morgen kurz vor fünf Uhr wanderte ein junger Bauernbursche auf dem Wege nach Prag rüstig voran. Ein aufmerksamer, unbefangener Beobachter würde vielleicht Verdacht geschöpft haben, wenn er in das frische, von einer reichen Fülle dunkler Locken umrahmte Antlitz geblickt hätte, aber der sichere Schritt, das männliche Auftreten und der kecke, herausfordernde Blick mußten solchen Verdacht wieder entkräften.

Der junge Bursche sang mit heller, volltönender Stimme ein lustiges Wanderlied, während er, die Landstraße vermeidend, auf dem Fußwege durch Felder und Wiesen schritt, und er hatte schon eine ziemlich bedeutende Strecke zurückgelegt, als er dem ersten Wanderer begegnete.

Dieser Wanderer war ein junges Mädchen, welches denselben Weg zu verfolgen schien.

In einem dichten Gebüsch fand diese Begegnung statt, die Beiden eben so unwillkommen, als unerwartet zu sein schien.

Das Mädchen wollte zurückeilen, Therese redete es an.

„Wenn wir denselben Weg gewählt haben, weshalb können wir nicht gemeinschaftlich ihn verfolgen?" sagte sie, und der helle, melodische Klang ihrer Stimme bewog das Mädchen, stehen zu bleiben. „Er ist breit genug, und gute Reisegesellschaft wird ihn kürzen."

„Es ist wahr," erwiderte das Mädchen, „aber es schickt sich nicht für ein junges Mädchen, allein mit einem Burschen zu gehen."

„Liebes Kind, wenn's verboten wäre, würden wohl nimmer zwei Herzen sich zusammen finden," fuhr Therese fort. „Wer weiß, ob diese Begegnung nur ein Spiel des Zufalls, ob sie nicht vielmehr das Werk der Vorsehung ist?"

„Mag's nun das Eine oder das Andere sein, meine jungfräuliche Ehre verbietet mir, die Begleitung anzunehmen," sagte das Mädchen.

„Bah, den Verhältnissen muß Jeder Rechnung tragen, seid keine Thörin und denkt an die Patrouillen, die hier umherschwärmen und die Wege unsicher machen. Wenn Ihr nach Prag wollt, so nehmt in Gottes Namen meine Begleitung an."

„Nach Prag will ich."

„Schön, und wie heißt Ihr?"

„Katharina."

„Gut, blickt mich einmal an. Sehe ich aus, wie Einer, der darauf ausgeht, die jungen Dirnen zu betrügen?"

Katharina hatte sich, durch den zutraulichen Ton gewonnen, allmählich dem jungen Burschen genähert, dessen Lippen ein aufmunterndes Lächeln umspielte.

„Nein, wahrhaftig nicht," erwiderte sie. „Trügt Ihr nicht diese Kleidung, so —"

„So?" fragte Therese, als das Mädchen stockte.

„So würde ich Euch für ein Mädchen halten."

„Ei, ei, so rasch kann man hinter diese Maske blicken?" erwiderte Therese betroffen. „Das hatte ich nicht erwartet. Sagt mir die Wahrheit, würdet Ihr in allem Ernst mich für ein Mädchen halten?"

„Ja, ja!"

„Aber was bewegt Euch zu dieser Vermuthung?"

„Das lange, lockige Haar, die rothen Wangen, — ich weiß nicht — es ist nichts Männliches in Eurem Gesicht. Aber grämt Euch deshalb nicht, Ihr seid darum doch immer ein hübscher Junge."

Therese lachte hell auf. Sie setzte sich unter einem Baum in's Moos und holte eine kleine Scheere aus der Tasche, die sie an der Seite trug.

„Ihr könnt mir einen Gefallen erzeigen," sagte sie, „wenn Ihr so gut sein wollt, meine Haare um eine Hand breit zu kürzen."

„Wozu das?" fragte Katharina bestürzt, „es wäre Schade um das schöne Haar."

„Wird wieder wachsen."

„Aber —"

„Beeilt Euch, wenn ich bitten darf.

Katharina nahm die Scheere und kniete neben dem jungen Burschen nieder.

„Ihr seid ein seltsamer Junge," sagte sie, „manches Mädchen würde Euch beneiden um das schöne Haar und Ihr laßt es so mir

nichts, dir nichts abschneiden. Wahrhaftig, Ihr habt eine so feine zarte Haut, so weiches Haar, so kleine, zierliche Ohren und eine so hübsche Hand, daß ich fast darauf schwören möchte, Ihr müßtet ein Mädchen sein."

„In der That?" erwiderte Therese gelassen. „Welchen Zweck könnte ich bei solcher Verkleidung verfolgen wollen?"

„Daß weiß ich nicht. Aber —"

„Nun?"

„Auch Eure Stimme, Eure Augen —"

„Und wenn ich ein Mädchen wäre, würdet Ihr mir vertrauen und Euch mir anschließen?" fiel Therese ihr rasch in's Wort.

„Gewiß! Weit lieber, als wenn Ihr ein junger Bursche wäret."

Die Arbeit war vollbracht, Therese schob die Scheere wieder in die Tasche und erhob sich. Ihr Blick ruhte forschend auf dem Mädchen.

„Ihr wollt also nach Prag, Katharina?" sagte sie nach einer geraumen Weile. „Ich irre wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß Ihr nicht in Frieden von Euren Eltern geschieden seid?"

„Woraus schließt Ihr das?" fragte Katharina überrascht.

„Aus Eurer ganzen äußeren Erscheinung. Wäret Ihr mit Bewilligung Eurer Eltern —"

„Ihr mögt Recht haben, ich sehe vielleicht einer Vagabundin ähnlicher, als einem ehrlichen Mädchen. Ich bin meinem Vater davon gelaufen, um in Prag oder einer anderen großen Stadt ein Unterkommen zu suchen."

„Habt Ihr in Prag Verwandte?"

„Nein."

„Oder Freunde?"

„Auch das nicht."

Therese schüttelte bedenklich das Haupt. „Dann möchte ich bezweifeln, daß Ihr Eure Hoffnung sobald erfüllt findet," sagte sie. „Weshalb lieft Ihr Eurem Vater davon?"

„Weil ich die Achtung vor ihm verloren hatte, weil ich nicht länger mich in das Joch fügen wollte."

Die Beiden schritten eine Weile schweigend nebeneinander einher.

„Wir wollen einstweilen unsere Reise gemeinschaftlich fortsetzen," nahm Therese endlich wieder das Wort, „Ihr zeigt mir den kürzesten Weg und ich beschütze Euch. In Prag werden wir dann sehen, was für Euch geschehen kann. Seid Ihr das zufrieden?"

„Ich nehme Euren Vorschlag mit herzlichem Danke an," erwiderte Katharina, indem sie ihrer Begleiterin die Hand reichte.

---

# Sechsundzwanzigstes Kapitel.

## Fangt den Dieb!

Der Graf von K. hielt Wort. Konrad hatte eben das Pferd angeschirrt, als der Graf erschien, diesmal in der Uniform eines österreichischen Husaren-Offiziers.

Er gab dem jungen Manne ein ziemlich umfangreiches Packet, welches die Garde-Uniform und den Kittel enthielt, er überreichte ihm außerdem eine gefüllte Börse und einige Briefe und ersuchte ihn wiederholt, den ihm gewordenen Auftrag pünktlich zu vollziehen.

Konrad versprach dies und stieg auf den Kutschbock, das Pferd zog an und langsam rollte der Wagen über das holprige Pflaster dem Thore zu.

Die Briefe waren an Fräulein Wulff und Herrn Schulz adressirt, auch an den Trödler Wenzel Richter und den Kaufmann Bernhard fanden Briefe sich vor.

Ferner lag ein Paß bei, ausgestellt auf den Knecht eines Reichenberger Hauderers, dessen Signalement ganz genau mit dem Aeußeren Konrad's übereinstimmte, die Adresse des Hauderers in Breslau und eine Notiz, laut welcher alle Briefe dem Fräulein Eugenie Wulff im russischen Hofe übergeben werden sollten.

Konrad steckte die Papiere ein, legte die Zügel hin und zündete die Cigarre an.

Es waren ernste Gedanken, die seine Seele beschäftigten, während er in den heiteren Morgen hinausfuhr, der über der lachenden, blühenden Landschaft aufging.

Was war er noch vor wenigen Tagen gewesen? Der Gehülfe oder vielmehr der Lehrling eines Schurken, und jetzt? Er hatte gehofft, es werde über kurz oder lang ihm eine Gelegenheit sich bieten, die ihm eine andere, ehrenvolle Bahn öffnete, eine Bahn, auf der er einer heiteren Zukunft entgegen gehen konnte, und im Vertrauen darauf war er auf den Vorschlag Eduard's eingegangen.

Was aber war er nun? Wenn er's mit dem richtigen Namen bezeichnen wollte, ein Spion, der, wenn er den Oesterreichern in die Hände fiel, sein Leben verwirkt hätte. Daß er auf diesem Wege jemals etwas erreichen werde, war nicht voraus zu sehen, im Gegentheil, es unterlag kaum einem Zweifel, daß diese Bahn ihn in's Verderben führte.

Es waren in der That keine angenehmen Blicke, welche Konrad in die Zukunft warf, aber ein Trost blieb ihm, das Vertrauen auf Eduard, welcher ihm gelobt hatte, sich seiner annehmen zu wollen.

Vor beendetem Kriege war in dieser Beziehung nichts zu erreichen, und dieser Krieg hatte noch nicht einmal begonnen! Wie lange konnte es noch währen, ehe die Aussicht auf einen dauerhaften Frieden sich bot, ehe das Vertrauen zurückkehrte und der Handel, wie die Industrie wieder neu aufblühten!

Gewiß, die Sorge um die Zukunft war drückend, aber Konrad verlor den Muth nicht.

Wenn er nicht aufgehalten wurde, konnte er noch vor Mittag das Dorf erreichen, in welchem er die Dame abholen sollte, von dort bis zur Grenze war die Entfernung nur gering. Er berechnete, daß er spät am Abend in Breslau eintreffen konnte, vorausgesetzt, daß ihm kein Unfall begegnete.

Es war ungefähr neun Uhr, als er plötzlich einen einzelnen Reiter bemerkte, der mit verhängtem Zügel auf ihn zusprengte. Er erschrak, als er entdeckte, daß dieser Reiter die Uniform eines österreichischen Husaren trug, unwillkürlich griff er in die Tasche, um den Paß bereit zu halten.

Aber seine Bestürzung und seine Besorgnisse wichen einer lebhaften Freude, als er trotz der Uniform seinen Freund erkannte.

Eduard wollte an dem Wagen vorbeisprengen, als er seinen Namen nennen hörte, er hielt sein Pferd an und äußerte seine Ueberraschung darüber, daß er den Freund auf der Landstraße fand, während er ihn doch in Reichenberg erwartete.

Wenige Worten genügten, ihn mit den Ursachen bekannt zu machen. Eduard, der den Wagen wieder erkannte, wußte jetzt, daß der Graf von K. den jungen Mann gezwungen hatte, Wagen und Pferd zurückzubringen, und daß Therese die Dame war, welche Konrad in dem Dorfe abholen sollte.

„Es ist mir lieb, daß ich weiß, wo der Graf weilt,“ sagte er, als Konrad schwieg, „Du wirst natürlich den Auftrag, den Du nun übernommen hast, ausführen müssen, aber ich hoffe, Dich morgen Abend, spätestens übermorgen in Reichenberg zu finden.“

„Sie wollen dennoch nach Reichenberg gehen?“ fragte Konrad bestürzt.

„Glaubst Du, ich fürchte mich vor dem Grafen?“ erwiderte Eduard lächelnd. „Ich muß nach Reichenberg, die Aufstellung des Clam-Gallas'schen Corps ist für uns von besonderer Wichtigkeit. — Apropos, hast Du in Bezug auf die Truppenaufstellung und die Besetzung der Pässe Entdeckungen gemacht?“

„Allerdings.“

„So wirst Du auf der Rückkehr von Breslau im Generalstabs-Quartier sie verwerthen! — Also spätestens übermorgen in Reichenberg!“

„Wo?“

„Im schwarzen Bär wirst Du's erfahren.“

Eduard wollte von dannen sprengen, Konrad hielt ihn noch zurück.

„Und das Geld?“ fragte er.

„Welches Geld?“

„Der Betrag des Wechsels, den der Hauderer als Pfand erhalten hat und nun herausgeben muß?“

„Die zweihundert Thaler, welche der Graf uns überwiesen hat, bringst Du mit, den Rest zahlst Du der jungen Dame aus. Leb' wohl!“

Konrad blickte dem Freunde nach, bis er in der Ferne verschwunden war, dann ließ er den Wagen weiter fahren.

Er hatte noch keine halbe Stunde zurückgelegt, als er abermals einen Reiter bemerkte, der indeß keine Uniform, sondern die zerlumpte Kleidung eines Vagabunden trug.

Auch diesen Reiter erkannte er, trotzdem er ihn nur einmal flüchtig gesehen hatte.

Es war der Vater Marie's, der Weber Kurt Hohenfels.

Konrad zog die ziemlich weite Mütze mit einem einzigen Ruck über die Ohren, um sein flachsblondes Haar zu verbergen, er ahnte, daß es gut war, wenn der Weber ihn nicht erkannte.

Kurt Hohenfels gebot dem jungen Manne, zu halten, und die Mündung seines Pistols unterstützte diesen Befehl.

„Haltet mich nicht auf,“ sagte Konrad unwirsch. „Ihr habt nicht das Recht, harmlose Reisende anzufallen —“

„Habe ich's nicht, so nehme ich's mir,“ fiel Hohenfels höhnend ihm in's Wort. „Ob Ihr ein harmloser Reisender oder ein gefährliches Individuum seid, weiß man auch nicht, ich habe weder Zeit noch Lust, das zu ermitteln. Seid Ihr nicht vorhin einem Reiter begegnet?“

„Mehreren sogar.“

„Einem Civilisten, den eine Husarenpatrouille begleitete! Besinnt Euch!“

„Nein! Ihr seid der erste Civilist, dem ich heute Morgen begegne,“ entgegnete Konrad gelassen.

„Guter Freund, ich ersuche Euch ernstlich, die Wahrheit zu reden!“ rief der Weber wüthend.

„Wenn Ihr's nicht glauben wollt, kann ich Euch nicht helfen,“ sagte Konrad achselzuckend.

„Ihr habt also wirklich keinen Civilisten gesehen?“

„Nein."

„Zum Teufel, sollte er einen anderen Weg genommen haben? Dieser Weg führt doch nach Reichenberg?"

„Ja."

„Seid Ihr aus Reichenberg?"

„Weshalb wollt Ihr's wissen? Ich bin ein guter Oesterreicher? Aber weshalb verfolgt Ihr den Reiter?"

„Er ist ein Spion!"

„Ah — Ihr habt ihn auf der That ertappt?"

„Ja."

Der Weber nannte ein Dorf, welches noch hinter demjenigen Dorfe lag, in welchem Konrad die Dame abholen sollte.

„Na, ich will vorläufig mich in Reichenberg nach ihm umsehen," fügte er hinzu, während er mit seinen mageren Schenkeln das eben so magere Roß bearbeitete, „glückliche Reise!" —

Konrad setzte sein Weg fort.

Weshalb Kurt Hohenfels den jungen Mann verfolgte, wußte er, er zitterte für den Freund, wenn er daran dachte, daß derselbe diesem Manne wehrlos in die Hände fallen könnte. Er wußte auch, daß der Weber ihn ohne Weiteres erschossen haben würde, wenn er in ihm denjenigen erkannt hätte, der damals dadurch, daß er die preußischen Husaren holte, die Verhaftung Eduard's unmöglich machte.

Und doch liebte er die Tochter dieses Mannes, er konnte sich von ihrem Bilde nicht trennen, welches im Wachen und Träumen ihn umgaukelte. Er fühlte mit jedem Tage tiefer, wie innig und wahr er Maria liebte, und wenn er sich auch das plötzliche Erwachen dieser Liebe nicht erklären konnte, so klammerte er sich doch an sie an mit all' der Kraft, deren seine Seele fähig war. Es ärgerte ihn, daß er den Freund nicht gefragt hatte, wo er in Breslau das Mädchen finden könne, aber er bezweifelte auch, daß Eduard ihm ihre Wohnung angeben würde.

Aus seinem Sinnen und Träumen schreckte ihn plötzlich eine helle Stimme empor.

Er blickte auf und sah vor sich einen jungen Burschen stehen, der ein Bauernmädchen führte.

„Sagt dem Grafen von K., wenn er noch einmal ein Weib überlisten wolle, möge er's schlauer anfangen!" rief der Bursche ihm zu, „diesmal sei er der Geprellte."

Erstaunt, überrascht suchte Konrad in den Zügen des Redenden zu forschen, ein Verdacht, dessen Ursache er sich nicht erklären konnte, tauchte in seiner Seele auf und dieser Verdacht fand seine Bestätigung in dem eher weiblichen als männlichen Gesicht des Burschen.

„Was kümmert mich der Graf von K.!" erwiderte er trotzig. „Wenn Ihr eine Bestellung an ihn habt, so sucht, wo Ihr ihn findet, ich kenne ihn nicht!"

„Aber Ihr werdet ihn wiedersehen," fuhr der Bursche spottend fort, „dann erinnert Euch meines Auftrags."

Die Beiden eilten fort; Konrad überlegte noch, ob er ihnen folgen und eine nähere Erklärung fordern sollte, als sie seinen Blicken schon entschwunden waren.

Kurz vor Mittag erreichte er das bezeichnete Dorf.

Der Wagen hielt vor der Schenke, Konrad stieg aus und trat in das Schenkzimmer, in welchem er mehrere Personen in sehr lebhafter Unterhaltung miteinander fand.

Der Schenkwirth eilte ihm entgegen und berichtete ihm, noch ehe Konrad Zeit zu einen Gruße fand, daß die Dame, die er abholen wolle, während der Nacht entflohen sei.

Diese Nachricht gab dem Verdacht des jungen Mannes neue Nahrung.

„Schauen's, das soll halt ein Andrer begreifen," sagte der Ortsvorsteher, „das Fenster war zugenagelt und die Thüre geschlossen und das Weibsbild ist weg. Wissen's, ich glaub' halt, sie war eine Hexe —"

„Das sage ich auch," unterbrach der Wirth ihn. „Um Mitternacht hat's gewaltig gestürmt, ich meinte, das Dach sei eingestürzt, und dazwischen hörte ich —"

„Unsinn!" fiel ein Knecht ihm in's Wort. „Das Weibsbild ist auf dem kürzesten Wege entwichen, das ist meine Meinung. Na, mir wär's gleichgültig, wenn sie mich nicht bestohlen hätte."

„Ihr schwätzt in den Tag hinein!" erwiderte der Ortsvorsteher. „Wie kann das Weibsbild Euch bestohlen haben? Eure Kleider lagen doch neben Eurem Bette —"

„Aber die Thüre war nicht geschlossen!"

„Zum Henker, Ihr wäret doch wach geworden, wenn Jemand in der Nacht Euer Zimmer betreten hätte!" fuhr der Schenkwirth unwirsch auf. „Ich weiß nicht, was Ihr wollt, kann nicht irgend ein Vagabund Euch am Tage bestohlen haben, während Ihr draußen auf dem Felde waret?"

„Schauen's, das hab' ich ihm halt auch gesagt, aber er meint, das Weibsbild müsse es gewesen sein," erwiderte der Vorsteher. „Sie hat gestern halt so viele verfängliche Redensarten geführt —"

„Sie wird Euch Beiden an der Nase angesehen haben, daß Ihr den Unsinn glaubt," sagte der Knecht gereizt, „mir wäre sie nicht damit gekommen."

Konrad errieth den Zusammenhang, er beobachtete scharf und

unverwandt den Wirth, der absichtlich vermied, dem Blick des jungen Mannes zu begegnen.

Ein kleines Packet, welches auf einem Schranke lag, fesselte endlich die Aufmerksamkeit Konrad's, er bemerkte, daß dasselbe verschnürt und versiegelt war, er sah ferner, daß zwischen dem Bindfaden und dem Papier ein Brief steckte und die Ahnung, daß der Inhalt dieses Packets das geheimnißvolle Verschwinden der jungen Dame aufklären könne, bewog ihn, den Knecht auf dasselbe aufmerksam zu machen.

„Fragt doch einmal, was jenes Packet enthält," sagte er, und es entging ihm nicht, daß der Schenkwirth verwirrt und bestürzt zugleich rasch vor den Schrank trat, in der offenbaren Absicht, das Packet dem Blick des Knechts zu entziehen. „Wenn die Dame sich Eurer Kleider bedient hat, so muß sie doch ihre eigene Garderobe zurückgelassen haben —"

„Da haben's halt Recht," unterbrach der Ortsvorsteher ihn. „Gebt den Pack mal her."

„Er ist hier abgegeben worden," erwiderte der Wirth, „der Bote soll nachher ihn mitnehmen, — anvertrautes Gut, wir dürfen die Siegel nicht erbrechen."

„Dürfen?" rief der Knecht. „Hier ist der Ortsvorsteher, er darf Alles, Euch trifft keine Verantwortung."

Konrad hatte, ohne den wüthenden Blick zu beachten, den der Wirth ihm zuschleuderte, das Packet herunter geholt und es dem Ortsvorsteher übergeben, dessen Stolz durch die Bemerkung seines Knechts sich geschmeichelt fühlte.

„Ihr habt das Recht," sagte er. „Enthält das Packet nichts Verdächtiges, so könnt Ihr's ja wieder zusiegeln und dem Boten aushändigen lassen."

„Ich protestire gegen diese Amtsüberschreitung!" rief der Wirth.

„Schaun's, das Packet soll halt über die Grenze nach Breslau spedirt werden," entgegnete der Vorsteher, der seine Brille aufgesetzt und die Adresse entziffert hatte. „Wir sind im Kriege —"

„Das ist nicht wahr —"

„Na, wenn's nit wahr ist, wird's noch wahr werden! Im Kriege ist Alles verdächtig, also —"

Er beendete den Satz nicht und es wäre auch überflüssig gewesen, denn er hatte mit seinem Taschenmesser bereits die Schnur zerschnitten.

Die Vermuthung Konrad's fand sich bestätigt, ein vollständiger Damen-Anzug fiel aus der Enveloppe und der Vorsteher erkannte diesen Anzug sofort als denjenigen, den die Gefangene getragen hatte.

Diesem Beweise gegenüber mußte auch der Schenkwirth ein-

lenken, aber er hoffte noch immer, seiner Ansicht Geltung zu verschaffen, zumal er ja an dem Ortsvorsteher in Bezug auf den Aberglauben einen Verbündeten besaß. —

„Ich weiß nicht, wie das zusammenhängt," sagte er als Antwort auf den fragenden Blick der Anwesenden, „mit richtigen Dingen kann's nicht zugehen. Heute Morgen war die Thüre noch geschlossen und das Fenster zugenagelt, aber die Gefangene trotzdem verschwunden. Eine Stunde später brachte ein kleiner Junge das Packet mit der Bemerkung, ich möge es dem Boten mitgeben, der es zur Post befördere."

Konrad schüttelte den Kopf, ein sarkastisches Lächeln glitt über seine Lippen.

„Wenn die Gefangene, wie Ihr behaupten wollt, hexen konnte, würde sie das Packet wahrhaftig nach Breslau gehext haben," erwiderte er, „sie bedurfte dazu weder Eurer Vermittlung, noch derjenigen der Post."

„Schaun's, das ist halt wieder wahr," sagte der Vorsteher mit bekräftigendem Nicken.

„Beschreibt mir den Anzug, der Euch gestohlen wurde," fuhr Konrad, sich zu dem Knecht wendend, fort, der mit zornfunkelndem Blick vor dem Wirth stand. „War's nicht eine braune Jacke mit metallenen Knöpfen, ein blaues Halstuch, graue Beinkleider —"

„Ganz recht, und eine gestreifte Mütze."

„Gut, dann bin ich dem Dieb begegnet und ich will ein Schuft sein, wenn nicht der Dieb und die Dame, die ich suche, ein und dieselbe Person sind!"

Die Wangen des Gastwirths waren erdfahl geworden, seine Augen sprühten Feuer.

„Das ist eine Lüge!" rief er. „Wie könnt Ihr der jungen Dame begegnet sein? Wenn sie ihre volle Freiheit erhalten hat, was ich bezweifeln möchte, so wird sie sich augenblicklich auf den Weg nach Breslau gemacht haben, Ihr aber kommt von Reichenberg."

„Wo traft Ihr sie?" fragte der Knecht ungeduldig.

„Ungefähr zwei Stunden von hier, auf dem Wege nach Reichenberg," erwiderte Konrad, ohne den Einwurf des Schenkwirths einer Antwort zu würdigen. „Liegt Euch daran, Eure Kleider zurück zu erhalten?"

„Ihr fragt noch?"

„Na, dann kommt mit. Mir liegt ebenfalls daran, die Entflohene einzuholen, der Graf gab mir den strengen Auftrag, sie nach Breslau zu bringen."

Der Knecht hatte das Ende des Satzes nicht abgewartet, er eilte hinaus, als Konrad vor die Thüre trat, saß sein Begleiter schon im Wagen, der gleich darauf abfuhr. —

Es war eine Verfolgung in's Blaue hinein, man hatte nur einen einzigen schwachen Haltpunkt.

Wer bürgte dafür, daß die Entflohene nicht nach der Begegnung mit Konrad einen andern Weg gewählt hatte, da sie ja voraussehen mußte, daß man sie verfolgen werde? Wer konnte wissen, ob Reichenberg wirklich das Ziel war, welches Therese sich vorgesteckt hatte?

Konrad vertraute auf die Richtigkeit seiner Vermuthung und sein Begleiter gelobte, die Flüchtige bis an's Ende der Welt verfolgen zu wollen.

Eine Strecke von vier Stunden hatte der Wagen bereits zurückgelegt, die Entflohene war noch nicht gefunden. Man hatte in jeder Schenke, in jedem Hause, an welchem der Wagen vorbeifuhr, gefragt und nirgend eine Auskunft erhalten, die einen Stützpunkt bot.

Die Hoffnung Konrad's war gesunken, der Knecht dagegen verlor den Muth nicht.

„Wir werden binnen einer Stunde in Reichenberg sein," sagte Konrad, als sie abermals in einem Hause vergeblich sich nach der Flüchtigen erkundigt hatten. „Dann können wir getrost umkehren —"

„Dann beginnen erst recht die Nachforschungen," fiel der Knecht ihm rasch in's Wort. „Ich kenne Reichenberg so genau, wie meine eigene Tasche, bin dort zu Hause und werde —"

„Lieber Freund, Ihr sucht sie vielleicht in Reichenberg noch, nachdem sie längst die Stadt verlassen hat," fuhr Konrad kopfschüttelnd fort. „Hätte ich's früher bedacht, würde ich Euch allein die Verfolgung überlassen haben, ich sollte heute Abend in Breslau eintreffen, nun habe ich den ganzen Tag verloren."

„Ihr habt ihn nicht verloren," entgegnete der Knecht, „wir werden das Weibsbild finden."

„Aber Ihr hörtet doch, daß sie auf diesem Wege nicht gesehen worden ist!"

„Sie wird die Nähe der Häuser vermieden haben."

„Das ist kaum glaublich, Hunger und Durst —"

„Für den Durst fand sie in den Wäldern Wasser, für den Hunger wird sie sich vor der Flucht vorgesehen haben. — Seht dort — ich glaube, wir haben sie bereits gefunden!"

Konrad blickte auf, er sah in ziemlich geringer Entfernung vor sich zwei Personen unter einem Baume sitzen. „Wahrhaftig, ich glaube, Ihr habt Recht," sagte er. „Aber ich begreife nicht, daß sie so ruhig sitzen bleiben. Sie müssen doch den Wagen bemerkt haben."

„Sie ahnen vielleicht nicht, daß sie verfolgt werden."

„Sie sind's!" flüsterte Konrad. „Ich erkenne sie jetzt."

Der Wagen hielt, mit einem Satze sprang der Knecht hinaus.

Therese hatte sich rasch erhoben, die Mündung ihres Doppelpistols richtete sich drohend auf den Knecht, der unwillkürlich zurücktrat.

„Keinen Schritt weiter!" rief Therese. „Was wollt Ihr und wen sucht Ihr?"

„Laßt das Pistol sinken," erwiderte Konrad, der jetzt vor seinen Begleiter trat und ebenfalls ein Pistol emporhielt. „Ihr seht, ich bin so gut bewaffnet wie Ihr und wahrscheinlich ein besserer Schütze! Wen wir suchen? Euch! Was wir wollen? Ihr werdet es wissen, habt Ihr doch heute Morgen mir einen Auftrag an den Grafen von K. gegeben!"

„Ich habe mit dem Grafen nichts zu schaffen —"

„Aber ich habe mit Euch zu schaffen," fiel der Knecht dem Mädchen in's Wort. „Ihr tragt meine Kleider."

„Die Kleider, die ich trage, sind bezahlt."

„Das ist eine Lüge!"

„Fragt den Wirth, in dessen Hause ich vergangene Nacht weilte."

„Der Anzug ist mir gestohlen worden."

„So hat der Wirth ihn gestohlen."

„Redensarten!" rief der Knecht zornig. „Ihr könnt das mit dem Wirth ausmachen. Ich will meine Kleider zurück haben."

„Du lieber Gott, ich kann sie Euch doch nicht eher zurückgeben, bis ich einen andern Anzug habe."

„Eure Kleider liegen noch in der Schenke."

„Nehmt sie und macht Euch bezahlt, sie sind das Doppelte werth."

„Beendet diesen Wortstreit," sagte Konrad gemessen. „Ihr werdet mit uns zurückkehren, Euch in der Schenke umkleiden und mich nach Breslau begleiten."

„Nimmermehr!" rief Therese erregt. „Wieviel wollt Ihr für den Anzug haben?"

„Davon kann keine Rede sein," nahm Konrad für den Knecht das Wort; „Ihr werdet uns begleiten. Zwingt mich nicht, Gewalt anzuwenden, ich würde es bedauern, ohne es vermeiden zu können."

„Wagt es!" erwiderte Therese. „Ihr habt kein Recht, mich meiner Freiheit zu berauben."

„Kein Recht?" rief der Knecht. „Ihr seid eine Diebin —"

„Ich bin es nicht mehr, wenn ich Eure Ansprüche befriedigt habe. Dreißig Gulden für den Anzug, seid Ihr damit zufrieden?"

„Nichts da," erwiderte Konrad barsch, „aus dem Handel kann nichts werden."

Er hatte sich bei den letzten Worten rasch dem Mädchen genähert, Therese feuerte einen Schuß ab, die Kugel pfiff dicht an der Schläfe des jungen Mannes vorbei.

Im nächsten Augenblick war Therese entwaffnet, die Beiden hoben sie in den Wagen.

Katharina hatte an dem Kampfe nicht Theil genommen, sie wußte nicht, ob die Beschuldigungen begründet waren, mit einer Verbrecherin aber wollte sie nichts gemein haben.

„Was beginnen wir mit dieser?“ fragte der Knecht, als Konrad im Begriff stand, auf den Bock zu steigen. „Das Sprichwort sagt: „Mit gefangen, mit gehangen —“

„Was kümmert sie uns!“ unterbrach Konrad ihn ruhig, „wir haben genug mit Einer zu schaffen!“

„Wir sehen uns in Prag wieder!“ rief Therese ihrer Begleiterin zu. „Mit diesen Beiden werde ich rasch fertig sein.“

„Meint Ihr?“ spottete Konrad, während der Wagen rasch davonfuhr. „Ich kenne jetzt Eure Künste und werde mich zu hüten wissen. Der Graf hat mich beauftragt, Euch nach Breslau zu bringen, und bis dahin Euch scharf zu bewachen, ich werde meine Aufgabe erfüllen, darauf dürft Ihr Euch verlassen.“

Therese zuckte die Achseln und schwieg. Sie saß neben dem Knecht, der nachdenklich in die Landschaft hinausblickte.

„Dreißig Gulden,“ flüsterte sie nach einer geraumen Weile. „Ihr hättet ein gutes Geschäft gemacht.“

„Vorausgesetzt, daß ich das Geld erhalten hätte,“ erwiderte der Knecht leise.“

„Wollt Ihr's haben?“

„Sehr gerne.“

„Unter einer Bedingung.“

„Nennt sie.“

„Daß Ihr mir beisteht, Euren Begleiter zu überlisten.“

„Wie kann ich's?“

„Ihr schiebt vor, aussteigen zu müssen. Wenn der Wagen hält, springe ich hinaus.“

„Er würde Euch einholen.“

„Es kommt darauf an, wo der Wagen hält. Im Gebüsch wäre ich verschwunden, ehe er den Bock verlassen hat.“

„Dann würde er mich —“

„Habt Ihr Furcht vor ihm?“ spottete Therese.

„Nein.“

„Gut, so schlagt ein.“

„Gebt mir das Geld,“ sagte der Knecht nach einer kurzen Pause.

Therese zog ihre Börse und ließ vier Goldstücke auf die Strohmatte fallen, welche den Boden des Wagens bedeckte.

„Ihr werdet sie nachher suchen,“ flüsterte sie.

„Gebt Euch keine Mühe,“ sagte Konrad, indem er sich umwandte und ein höhnendes Lächeln umspielte seine Lippen. „Der

Wagen wird nicht eher halten, bis wir vor der Schenke angekommen sind. Wenn Ihr übrigens in allem Ernste den Versuch macht, zu entfliehen, so werdet Ihr mich dadurch nöthigen, Eure Arme zu fesseln."

„Nehmt Euch in Acht, daß ich in Breslau nicht Beschwerde führe und Euch verhaften lasse," erwiderte Therese gereizt, „ich habe dort mehr Macht und Ansehen, wie Ihr ahnen mögt."

„Wollen's abwarten," fuhr Konrad lakonisch fort, „ich fürchte nur, daß —"

„Zum Teufel, so laßt mich doch in Ruhe!" rief der Knecht. „Ich denke nicht daran, Euch entwischen zu lassen, wenn Ihr glaubtet, mich bestechen zu können, irrtet Ihr gewaltig!"

„Aber Ihr habt mir zugesagt —"

„Ich habe gesagt, das Geld wolle ich nehmen, und ich meine, daß diese dreißig Gulden mir als Entschädigung für die Mühe, die Ihr mir gemacht habt, zukommen. Mein Begleiter hat mir beigestanden; ihm habe ich's zu danken, daß ich das gestohlene Gut zurückerhielt, soll ich zum Dank dafür nun mich mit Euch gegen ihn verbünden? Fällt mir nicht ein!"

„So gebt mir das Geld zurück!" sagte Therese, bebend vor Wuth über die Falle, die ihr gestellt worden war.

„Daß ich ein Narr wäre!" entgegnete der Knecht ruhig. „Ihr habt uns um einen ganzen Tag betrogen, ich werde das Geld mit meinem Begleiter theilen."

„Dann seid Ihr beide Schufte!" rief das Mädchen.

„Gebt's ihr zurück," sagte Konrad, „ich verzichte auf meinen Antheil."

„Haltet das, wie Ihr wollt, ich verzichte nicht darauf."

Therese mochte jetzt einsehen, daß sie sich in das Unvermeidliche fügen mußte, daß sie durch ihre Proteste und Bestechungsversuche nichts erreichte. Sie schwieg und der Wagen rollte weiter, bis er am Abend vor der Schenke hielt.

Konrad befahl dem Wirth, das Pferd zu füttern, er führte Therese in die Stube, die sie vorher schon bewohnt hatte, ersuchte sie, sich umzukleiden und schloß hinter ihr die Thüre zu. Dann ging er in's Schenkzimmer, um ebenfalls eine Stunde zu ruhen und den knurrenden Magen zu beschwichtigen.

Der Ortsvorsteher wollte die Diebin verhaften und der nächsten österreichischen Gerichtsbehörde überliefern, der Schenkwirth in der gerechten Besorgniß, daß er in den Prozeß verwickelt werde, bat ihn, davon abzustehen, und Konrad, dem viel daran lag, Breslau so rasch wie möglich zu erreichen, unterstützte diese Bitte.

Aber das Geld, welches der Wirth für den Anzug erhalten hatte, mußte er herausrücken, und der Ortsvorsteher war so weise,

dasselbe in Beschlag zu nehmen, unter dem Vorwande, daß er es zum Besten der Armen verwenden wolle. Daß er unter diesen „Armen" nur sein eigenes Ich verstand, sagte er natürlich nicht.

Als der Wagen wieder abfuhr, schien Therese sich in ihr Schicksal gefunden zu haben.

---

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

# Ein falscher Spion.

Eduard hatte die Stadt Reichenberg ungefährdet erreicht. Er kehrte im schwarzen Bären ein und ging nun über die Mittel, durch welche er sich in dieser Stadt behaupten konnte, mit sich zu Rathe.

Der Graf von K. wußte, daß er kommen würde, es unterlag keinem Zweifel, daß derselbe ihn aufsuchte und kurzen Prozeß machte, wenn er ihn fand.

Die Begegnung mit Jenem war voraussichtlich nicht zu vermeiden, es stand zu erwarten, daß der Graf ihm mit Verhaftung drohte, wenn er sich weigerte, unverzüglich nach Schlesien zurückzukehren.

Nun aber wollte Eduard die Aufstellung des ersten österreichischen Armee-Corps, welches der Feldmarschall-Lieutenant Graf Clam-Gallas befehligte, erforschen; da dieses Armee-Corps bei Reichenberg concentrirt war, so lag es in seinem Interesse, sich in dieser Stadt einige Tage aufhalten zu dürfen.

Der Feldmarschall-Lieutenant Graf Clam-Gallas hatte sein Hauptquartier in Reichenberg aufgeschlagen, Eduard beschloß, den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen. Er zog seine Hausirerverkleidung an und verließ am Abend das Wirthshaus, um den gefährlichen Weg anzutreten.

Die Posten vor der Wohnung des Generals ließen ihn passiren, dem Adjutanten, der im Vorzimmer ihm entgegentrat, erklärte er, daß er in einer wichtigen Angelegenheit mit dem General reden müsse.

Der Adjutant zögerte, ihn vorzulassen, als indeß Eduard ihm den Ring zeigte, den der Graf K. ihm in Berlin gegeben hatte, ging er ohne Verzug in das Kabinet des Generals, um den Hausirer zu melden.

Eduard zitterte nicht, als er vor diesem mächtigen Manne stand, dessen forschender Blick mit durchbohrender Kraft auf ihm ruhte.

Er sagte ihm, daß er die Aufstellung der preußischen Armee genau kenne und er bereit sei, ihm genauen Bericht zu erstatten.

Auch ihm zeigte Eduard den Ring des Grafen und sofort wich der Zug des Mißtrauens aus dem Antlitz des Generals einem freundlichen, aufmunternden Lächeln.

Nach dem Bericht Eduard's war die preußische Armee auf dem Rückzuge begriffen, die Grenze nur schwach besetzt und ein Einfall der Preußen in Böhmen nicht zu befürchten. Der General äußerte, daß er von andern Kundschaftern das Gegentheil vernommen habe, Eduard beharrte bei seiner Aussage und seine überzeugende Sicherheit trug viel dazu bei, die Zweifel und Bedenken des aufmerksam zuhörenden Generals zu beseitigen.

„Gut, gut," sagte er, als Eduard schwieg, „wenn Ihr Bericht wahr ist, so beweist der Rückzug der Armee eben nur die Richtigkeit unserer Voraussetzungen. Die preußische Armee besteht zur Hälfte aus Rekruten, die noch kein Pulver gerochen haben, zur andern Hälfte aus renitenten Landwehrleuten, die lieber die eigene Regierung stürzen, als gegen den Feind rücken möchten. Wir werden binnen vier Wochen dem Hause Habsburg die entrissene Provinz Schlesien zurückerobert haben."

„Aber ich begreife nicht, daß man von österreichischer Seite die Gebirgspässe unbesetzt läßt," erlaubte Eduard sich zu bemerken.

Der General zuckte die Achseln. „Die Preußen wagen nicht, uns anzugreifen," entgegnete er, „wenn sie Anstalten dazu treffen, ist es noch immer Zeit genug, die Pässe ihnen streitig zu machen. Und gesetzt auch, sie passirten ungehindert diese Pässe, welchen Schaden brächte es uns? Wir würden sie im Gebirgskessel Böhmens erdrücken, vernichten!"

„Bedenken Sie die Zündnadelgewehre, Excellenz!" warnte Eduard.

Ein Lächeln der Geringschätzung glitt über die Lippen des Generals.

„Wir schlagen sie mit dem Kolben todt, ehe sie den zweiten Schuß abgefeuert haben," sagte er, und dieselbe Geringschätzung, derselbe kalte Hohn drückten in dem Tone seiner Stimme sich aus. „Dem österreichischen Bajonettangriff kann keine Armee Europa's widerstehen."

„Der Einfall wird also von österreichischer Seite beabsichtigt?"

„Vielleicht — warten wir vorerst die Kriegserklärung ab."

„Die hoffentlich in den nächsten Tagen erfolgen wird."

„Die Entscheidung muß heute kommen," sagte der General, „der Antrag Oesterreichs, die Bundesarmee gegen Preußen zu

mobilisiren, liegt heute in Frankfurt zur Abstimmung und Beschlußnahme vor."

„Und wenn der Bund sich für den Antrag erklärt?" fragte Eduard mit gespannter Erwartung.

„So wird Preußen unverzüglich occupirt."

„Das ist rasch gesagt —"

„Lieber Freund, wir sind unserer Sache sicher. Wenn die Hauptarmee, welche zwischen Pardubitz und Olmütz staffelförmig aufgestellt ist, sich in der Richtung auf Reichenberg und Görlitz in Bewegung setzt, so wird sie mit ihrem altbewährten Ungestüm die ganze preußische Heeresmacht niederrennen und in Eilmärschen auf Berlin losstürmen. Es bedarf keiner Frage, daß wir die Preußen schlagen und ich versichere Sie, wir werden sie vernichten —"

„Gesetzt aber, der Bund erklärt sich gegen den Antrag?" erlaubte Eduard sich zu fragen.

„Der Fall wird nicht eintreten," fuhr der General mit zuversichtlicher Ruhe fort. „Hannover, Würtemberg, Baiern, Sachsen, die beiden Hessen, Baden und Nassau haben wir in der Tasche, wenn auch Preußen nicht daran glauben will."

„Desto besser," sagte Eduard. „Excellenz werden mir erlauben, auch ferner meine schwachen Kräfte dem österreichischen Staate zu widmen —"

„Gewiß, gewiß, und ich verspreche Ihnen, daß Sie mit dem Lohn für Ihre Dienste zufrieden sein sollen."

„Noch eine Bitte."

„Reden Sie."

„Ich wünsche einen Paß, der mich weitläufigen Auseinandersetzungen mit den österreichischen Vorposten überhebt.

„Sie besitzen ja den Ring."

„Er genügt allerdings, wenn ich höheren Offizieren gegenüberstehe, die Vorposten respectiren diesen Paß nicht, weil sie ihn nicht kennen."

„Sie haben Recht," sagte der Graf, während er auf einen Zettel rasch einige Zeilen niederschrieb, „nehmen Sie diesen Schein, aber hüten Sie sich, daß die Preußen ihn nicht bei Ihnen finden. Und nun leben Sie wohl, ich hoffe Sie bald wiederzusehen."

„Sobald ich die Gelegenheit finde, eine wichtige Nachricht zu bringen."

„Schön, wenn wir in Berlin eingerückt sind, erinnern Sie mich an Ihren Lohn."

„Es soll geschehen, Excellenz."

Eduard schritt hinaus, im Begriff, die Treppe hinunterzusteigen, vernahm er plötzlich eine ihm wohlbekannte Stimme.

Es war die Stimme des Grafen von K.

Eduard trat rasch in den dunklen Gang zurück, er vermuthete den Grafen auf der Treppe, entdeckte aber jetzt, daß derselbe sich in dem Zimmer befand, vor dessen Thüre er stand. Da die Thüre nicht geschlossen, sondern nur angelehnt war, so konnte Eduard deutlich jedes Wort hören.

„Hätten wir die Soldaten auf den Beinen, die wir auf dem Papier haben, würden wir schon längst vorgerückt sein," sagte eine Stimme, die dem jungen Manne unbekannt war. „Es ist die alte Geschichte, wir haben nichts gelernt. Wir prahlen mit unserer Macht, mit der vortrefflichen Ausrüstung unseres Heeres, mit unseren kriegstüchtigen Führern und nachher, wenn's zum Klappen kommt, haperts an Allem."

„Aber bedenken Sie, Herr Oberst, durch den heutigen Bundesbeschluß hat der größere Theil der Mittelstaaten sich mit uns verbunden," wandte der Graf ein. „Wir haben über eine Macht zu gebieten, die unter allen Umständen uns den Sieg sichern muß."

„Sagen Sie das nicht so laut," erwiderte der Oberst, „wir müssen uns zersplittern, wir müssen im Süden und Norden kämpfen und gleichzeitig die kleinen Staaten schützen, es fehlt uns zudem an Führern."

„Benedek hat in Ungarn Lorbeern gepflückt —"

„Und welche! Wir wollen darüber schweigen. Sehen Sie den Grafen Clam-Gallas, der schon in Italien bewies, daß er Alles Andere, nur kein Führer sei! Er hat die Avantgarde und wird uns zuerst in den Dreck reiten."

„Aber die Soldaten —"

„Mein Gott, sie stehen wie die Mauern, ich gebe es zu, indeß darauf allein kommt es nicht an. Wenn die Leute —"

„Sie mögen Recht haben," fiel der Graf ihm in's Wort, „aber hoffen wir das Beste."

Eduard hörte, daß der Schall der Stimmen näher kam, er hielt es für rathsam, sich zu entfernen.

„Also der Bund hatte sich in seiner Majorität gegen Preußen erklärt!" Das war in der That eine sehr ernste, wichtige Nachricht, die zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab.

Was hatte Preußen zu diesem Beschluß gesagt? Hatte es nachgegeben, oder war es mit Energie ihm entgegengetreten?

Eduard brannte vor Verlangen, dies zu erfahren.

War der Graf bereits von dem Bundesbeschluß unterrichtet, so unterlag es keinem Zweifel, daß die Zeitungen es auch ihren Lesern mitgetheilt hatten.

Aber im schwarzen Roß wurde außer dem Lokalanzeiger gar

keine Zeitung gehalten, wenn Eduard seine Neugier befriedigen wollte, mußte er in einen der ersten Gasthöfe gehen.

Nach kurzem Bedenken entschloß der junge Mann sich dazu, trotzdem er sich sagen mußte, daß seine äußere Erscheinung in den Speisesaal eines Gasthofs ersten Ranges nicht paßte. Ihn kannte ja Niemand, wenn er bezahlte, was er verzehrte, so konnte er der verachtenden Geringschätzung eines geschniegelten Kellners schon Trotz bieten.

Er wählte den Gasthof zur Krone und trat dreist in den eleganten Saal, ohne das Naserümpfen des Kellners zu beobachten, der es nicht der Mühe werth hielt, den Hausirer zu fragen, ob und was er begehre.

Aber Eduard wußte mit diesen Leuten umzuspringen, seine Erfahrungen aus der Studentenzeit kamen ihm jetzt vortrefflich zu Statten.

Er zündete eine Cigarre an und setzte die Schelle in Bewegung.

Der Kellner zog die Augenbraunen in die Höhe, es setzte ihn offenbar in Erstaunen, daß der arme Hausirer sich erlaubte, ihn, den Kellner eines Gasthofes ersten Ranges, als das zu behandeln, was er in Wirklichkeit war.

„Etwas flink, wenn ich bitten darf!" rief Eduard in dem Tone, der die Gewohnheit des Befehlens in sich trägt. „Bringen Sie mir eine halbe Flasche Rothwein und die heutige Zeitung nebst den Extrablättern."

Der Ton verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht. Warf auch der Kellner mit einer Miene, in der die tiefste Verachtung sich spiegelte, die Serviette über die Schulter, so nahm er doch eine etwas raschere Gangart an; vielleicht hatte er früher schon einmal die Erfahrung gemacht, daß das Sprichwort: „Kleider machen Leute," nicht immer zutrifft.

Wenn er diese Erfahrung gemacht hatte, so sollte er sie jetzt, als er die Flasche vor den Gast stellte, bestätigt finden, er bemerkte den Ring an dem Finger des Fremden und wenn er auch die eigentliche Bedeutung desselben nicht kannte, so wußte er den Werth desselben doch zu schätzen.

„Ich sagte Ihnen, daß ich auch die Extrablätter wünsche," versetzte Eduard, „weshalb bringen Sie mir dieselben nicht?"

„Extrablätter?" fragte der Kellner, der die Redeweise und das sichere Auftreten des Gastes mit der äußeren Erscheinung desselben noch immrr nicht in Einklang bringen konnte. „Sie werden entschuldigen, Extrablätter sind heute nicht gekommen."

„Die telegraphische Depesche über den Beschluß des Bundestages!"

„Ist noch nicht gekommen."

„So schicken Sie in die Zeitungsexpedition, dort wird sie sein.“

Der Kellner verbeugte sich, er that es unwillkürlich, mit innerem Widerstreben.

Einige Gäste waren aufmerksam geworden, der Beschluß des Bundestages interessirte ja Jeden.

„Wissen Sie bereits etwas Näheres?“ fragte einer der Anwesenden, ein Geschäftsreisender, wie es schien.

„Schaun's, wenn Sie's halt wissen, theilen's uns mit,“ fügte ein österreichischer Jägeroffizier hinzu.

„Woher wissen Sie's?“ rief ein Dritter. „Wir müßten's doch Alle wissen —“

„Ich hab's aus guter Quelle,“ entgegnete Eduard und er warf diese inhaltschweren Worte so gleichgültig hin, daß sie ihren Zweck, dem unscheinbaren Hausirer einen gewissen Nimbus zu verleihen, nicht verfehlen konnten. „Oesterreich hat den Antrag gestellt, die Bundesarmee, außer dem preußischen Contingent, zu mobilisiren.“

„Ja, ja, das wissen wir.“

„Wohlan, dieser Antrag ist heute vom Bundestage zum Beschluß erhoben worden.“

„Wenn's wahr ist!“ warf der Geschäftsreisende ein.

Der Blick Eduard's richtete sich durchbohrend auf das lächelnde Gesicht des Commisvoyageurs.

„Ich ersuche Sie, mich nicht der Lüge zu zeihen, wenn ich sage, daß ich meine Nachrichten aus guter Quelle habe,“ entgegnete er mit scharfer Betonung.

Diese Antwort erwarb dem jungen Manne sofort die Sympathieen der Anwesenden, mit Ausnahme des Reisenden, der nur durch den gebietenden Ton und die versteckte Drohung sich bewegen ließ, den Hieb schweigend hinzunehmen.

„Schaun's, ich hab' mir's halt gedacht,“ sagte der Jäger-Offizier, über dessen Antlitz ein Lächeln triumphirenden Stolzes glitt. „Hab's halt vorausgesagt, die Mittelstaaten geh'n mit uns.“

„Wenn es wahr ist, und ich bezweifle dies gar nicht, so können wir sagen, daß der heutige Tag das „Finis Borussiae“ in das Erz der Geschichte eingegraben hat,“ nahm ein spindeldürrer Herr das Wort, der dem Lehrerstande anzugehören schien. „Der König von Preußen wird bald wieder der Markgraf von Brandenburg sein.“

„Hurrah Oesterreich!“ rief der Jägeroffizier, indem er das volle Glas emporhielt. „Ein Hoch dem siegreichen Doppeladler, der nun seine Schwingen über das ganze Deutschland ausbreiten wird!“

Er hielt Eduard das Glas hin und in jugendlichem Ungestüm

stieß Eduard so kräftig an, daß das Glas in seiner Hand klirrend zerbrach und der rothe Wein sich über das Tischtuch ergoß.

„Ein neues Glas für diesen Herrn!“ befahl der Offizier dem herbeieilenden Kellner.

In diesem Augenblick wurde die telegraphische Depesche gebracht. Eduard nahm sie und erhob sich.

„Frankfurt am Main, den 14. Juni,“ las er. „In der heutigen Bundestagssitzung wurde der Antrag Oesterreichs: „Die gesammte Bundesarmee mit Ausnahme des preußischen Contingents zu mobilisiren, weil Preußen trotz des Protestes von Seiten des k. k. Statthalters die Regierungsgewalt in Holstein an sich genommen und dadurch einen Act gewaltsamer Selbsthülfe begangen habe, welchen die Bundesversammlung auf Grund des Artikels 19 der Wiener Schlußakte zu verhindern berufen und verpflichtet sei, mit neun gegen sieben Stimmen angenommen. Dafür stimmten, außer Oesterreich, Baiern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Nassau und die sechszehnte Curie. Dagegen Mecklenburg, Oldenburg, die Hansestädte, die thüringischen Staaten und Limburg-Luxemburg. Baden enthielt sich der Abstimmung.“

„Hurrah für Oesterreich!“ rief der Offizier. „Kellner, eine Flasche Champagner!“

„Finis Borussiae!“ sagte der spindeldürre Schulmeister.

„Also doch!“ warf der Commisvoyageur ein. „Na, mir kann's recht sein, wenn nur dem Rummel bald ein Ende gemacht würde!“

„Hört weiter!“ fuhr Eduard fort, in dessen Augen es plötzlich freudig aufleuchtete. „Der Vertreter Preußens gab nach erfolgter Beschlußfassung der Bundesversammlung nachstehende Erklärung ab: „Die Einbringung des österreichischen Antrages steht zweifellos mit der Bundesverfassung in Widerspruch und muß von Preußen als ein Bruch des Bundes angesehen werden. Das Bundesrecht kennt nur eine Bundesexekution. Insbesondere steht die Stellung Oesterreichs in Holstein nicht unter dem Schutz der Bundesverträge und der Kaiser von Oesterreich ist nicht als Bundesglied für Holstein zu betrachten. Deshalb ist Preußen auf die Motivirung des Antrages nicht eingegangen. Den Zweck des Bundes, die Bundesgenossen zu schützen, als gefährdet betrachtend gegenüber der zweifellos auf Verabredung beruhenden Annahme des Antrags, sieht Preußen durch die nach dem Bundesrechte unmögliche Kriegserklärung gegen ein Glied des Bundes den Bruch des letzteren als vollzogen an. Im Namen und auf Befehl des Königs erklärt daher der preußische Gesandte, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb nicht mehr für verbindlich ansieht, denselben vielmehr

als erloschen betrachten und behandeln wird. Der König will damit jedoch nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund aufgebaut gewesen, als zerstört betrachten. Preußen hält vielmehr fest an diesen Grundlagen, sowie an der über vorübergehenden Formen erhabenen Einheit der deutschen Staaten und betrachtet es als eine Pflicht der deutschen Nation, dafür den angemessenen Ausdruck zu finden. Die preußische Regierung legt hiermit die Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung vor und erklärt sich bereit, auf den alten, durch solche Reform modificirten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, welche ihm dazu die Hand reichen wollen. Die bisherige Thätigkeit des Gesandten ist damit beendigt."

„Der preußische Gesandte legte nach dieser Erklärung das Bundesreformprojekt auf den Tisch des Hauses und verließ darauf den Saal."

„Donnerwetter, das ist saftig!" rief der Commisvoyageur. „Jetzt ist die Sache ziemlich faul, Preußen geht energischer vor, als man sich's träumen ließ."

„Bah, was will Preußen?" spottete der Offizier. „Schaun's, meine Jäger-Compagnie nimmt's mit einem ganzen Bataillon auf."

„Oho!" warf der Reisende ein.

„Finis Borussiae!" flüsterte der Schulmeister zum dritten Male.

Der Commisvoyageur, der seinen Grimm über die erhaltene und schweigend acceptirte moralische Ohrfeige noch nicht verbissen hatte, richtete seine stechenden Aeugelein mit dem Ausdruck beißenden Hohnes auf den Spindeldürren, der träumend in sein Glas schaute und vielleicht schon jetzt die preußische Universität wählte, an der er im nächsten Jahre als österreichischer Professor zu dociren gedachte.

„Finis Borussiae!" spottete er in demselben näselnden Tone. „Was wissen Sie davon? Preußen ist stärker, als Sie glauben, die Augen werden Ihnen noch übergehen, Sie hochweises Individuum!"

„Schwätzen Sie keinen Unsinn!" schnauzte der Offizier den Uebermüthigen an. „Der ganze preußische Staat ist in sich faul, die Unterthanen sind froh, wenn wir sie von ihrer Regierung erlösen."

„Wirklich?" höhnte der Commisvoyageur, der schon etwas tief in's Glas geschaut hatte. „Na ja, Sie müssen's wissen, sind ja kaiserlich-königlicher —"

Er beendete den Satz nicht. Zu der bereits empfangenen moralischen Ohrfeige gesellte sich jetzt auch die physische und zwar so urplötzlich, daß der Commisvoyageur nicht die Zeit fand, der

wuchtigen Hand des Offiziers auszuweichen, die mit seiner Wange die intimste Bekanntschaft anknüpfte.

„Schaun's, haben's halt davon!“ sagte der Offizier, gleichsam als Commentar zu diesem handgreiflichen Beweis seines Mißfallens. „Wenn's noch einmal die Preußen loben wollen, so thun's halt auf preußischem Boden.“

„Werft den Spion hinaus!“ rief ein ehrsamer Spießbürger, während er Anstalten traf, seinen Rock auszuziehen. „Läuft halt so viel Gesindel im Lande umher, daß man sich nicht retten kann vor den Spionen und Landesverräthern!“

Der Handlungsreisende wartete die Wirkung dieser Aufforderung nicht ab. Zu feige, sich für den Schlag zu rächen und voraussehend, daß er der Uebermacht erliegen mußte, hatte er sich rasch der Thüre genähert.

„Ihr werdet an mich denken,“ rief er, bebend vor Wuth. „Wartet nur, bis die Preußen kommen, die sollen Euch schon zeigen, daß man mit dem großen Maul nicht durchkommt.“

Der Offizier sprang empor und zog den Degen.

Der Jünger Merkur's aber hatte die Thüre schon geöffnet, im Begriff, hinauszueilen, rannte er gegen einen Herrn, der eben eintreten wollte.

Eduard erschrak, der Eintretende war der Graf von K.

Der Graf setzte sich an denselben Tisch, an welchem Eduard Platz genommen hatte, der Blick, den er diesem zuwarf, bewies, daß auch er erkannt war.

Das Thema des Gesprächs bildete ausschließlich die Politik, der Graf betheiligte sich nicht an demselben, dafür nahm jetzt der Schulmeister das Wort, um in langweiliger Weise die Nothwendigkeit, die Ursachen und das muthmaßliche Ende des Krieges zu beweisen.

Es schlug elf Uhr, als Eduard sich erhob, um den Gasthof zu verlassen, es befremdete ihn, daß der Graf ihn keines Wortes nicht einmal eines Blickes gewürdigt hatte.

Er bemerkte nicht, daß der Graf ihm folgte, erst als er sich auf der Straße befand und plötzlich eine Hand seine Schulter berührte, ahnte er, daß sein Gegner nur aus dem Grunde geschwiegen hatte, weil er ihn vor den Gästen nicht blosstellen wollte.

„Sie sind's, Herr Graf?“ fragte er.

„Sie haben es errathen,“ erwiderte der Graf ruhig. „Sie werden auch wissen, weshalb ich erst jetzt eine Unterredung mit Ihnen wünsche. Kommen Sie mit, ich kenne eine Weinschenke, in der wir ungestört uns aussprechen können.“

„Es ist schon spät,“ wandte Eduard ein. „Verschieben wir die Unterredung auf morgen.“

„Ah, Sie wollen Zeit gewinnen?"

„Keineswegs."

„Leugnen Sie nicht, Sie hoffen, mir entwischen zu können."

„Ich versichere Sie —"

„Lassen Sie das," fiel der Graf dem jungen Manne in's Wort, „ich würde es an Ihrer Stelle auch thun. — Sie haben ein unehrliches Spiel mit mir getrieben," fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Sie benutzten die Gelegenheit, um mir das Versprechen auf Ehrenwort abzunöthigen, daß ich die preußische Grenze nicht mehr überschreiten wolle, Sie selbst aber bleiben nach wie vor als preußischer Kundschafter —"

„Erlauben Sie, Herr Graf, ich habe gelobt, meine Dienste dem Vaterlande zu widmen, da muß ich wohl jeden Vortheil benutzen, der sich mir bietet."

Der Graf schüttelte den Kopf. „Wir wollen das nicht weiter erörtern," erwiderte er, „aber wie ich damals in Ihrer Hand war, so sind Sie jetzt in meiner Gewalt."

„Ich bestreite das."

„Sie können es nicht bestreiten."

„Dennoch thue ich's."

„Wenn ich nun auch Ihnen die Wahl stelle, zwischen der Verhaftung und der Verpflichtung auf Ehrenwort, fortan jenseits der Grenze zu bleiben?"

„So würde ich das Erste wählen," sagte Eduard ruhig. „Die Wahl würde mich ehren, weil Sie mir dadurch den Beweis geben, daß Sie meinem Ehrenworte Vertrauen schenken."

„Ich halte Sie für einen Ehrenmann."

„Und ich danke Ihnen für diese Meinung."

„Sie würden also die Verhaftung vorziehen?"

„Allerdings."

„Das begreife ich nicht."

„Ich würde alle List aufbieten, mich zu befreien, muß es aber sein, wohlan, so gebe ich gerne mein Leben für das Vaterland hin."

„Der Tod eines Spions —"

„Mag nicht so ehrenvoll sein, wie der Tod auf dem Schlachtfelde, ich gebe es zu. Aber es ist auch ein Tod für's Vaterland."

Der Graf blieb stehen. Es war ein kleines Haus in einer engen Gasse, vor welchem die Beiden standen.

„Kommen Sie," sagte der Graf, indem er die Thüre öffnete, „ich hoffe, Sie dennoch zu meiner Ansicht zu bekehren."

Eduard folgte dem Edelmanne, der rasch den matt beleuchteten Gang durchschritt und in ein kleines Zimmer trat, welches durch eine Thüre mit der Wirthsstube in Verbindung stand.

Es war ein enges, niedriges Gemach, aber die freundliche Ausstattung machte den Aufenthalt in demselben behaglich.

„Ich habe Ihnen vorhin eine Wahl gestellt, die Ihnen voraussichtlich den Tod bringen würde," nahm der Graf das Wort, nachdem er die Gläser gefüllt hatte. „Ich will Ihnen jetzt einen anderen Vorschlag machen. Daß ich mich für Sie interessire, werden Sie schon bei unserer ersten Begegnung in Berlin erkannt haben, eine gewisse seelische Sympathie zieht mich zu Ihnen hin. Aber vertrauen Sie nicht zu sehr auf diese Sympathie, sie hat ihre Grenze, und es wäre möglich, daß sie hinter dieser Grenze sich in das Gegentheil umwandelte. Wir wollen offen mit einander reden. Der kurze Aufenthalt in Berlin und Schlesien genügte mir, einen Blick in das Leben des preußischen Staates zu werfen, Land und Leute, wenn auch nur aus der Vogelperspective, kennen zu lernen. Ich gestehe unverholen, daß dieses Land mir Achtung eingeflößt hat, daß ich die Lebenskraft und das kräftige Blühen desselben nicht verkenne. Ich gebe sogar zu, daß ich lieber ein Unterthan dieses Staates sein möchte, aber trotzdem bleibt Oesterreich mein Vaterland und ich bin nicht Kosmopolit genug, um über die Noth meines Vaterlandes mit gleichgültigem Achselzucken hinweg gehen zu können. Alles für Oesterreich! das ist mein Wahlspruch. Aber dieser Krieg widert mich an und ich fürchte, daß das Ende desselben dem stolzen Kaiserstaate eine tiefe Demüthigung bereiten wird. Ich habe die Friedenspartei in der kaiserlichen Hofburg mündlich und schriftlich unterstützt, und als der Krieg beschlossen wurde, stellte ich meine Dienste zur Verfügung. Soldat bin ich nicht, dennoch hätte ich im Heere eine hohe Stellung einnehmen können, wenn dies mein Wunsch gewesen wäre. Die Parteilichkeit der Camarilla, die Bevorzugung unbefähigter Generale und so manches Andere verleideten mir diesen Wunsch, ich zog vor, in anderer Weise dem Vaterlande zu dienen. Auf die feile Bestechlichkeit der Menge rechnend, hoffte ich zuversichtlich auf einen glänzenden Erfolg meiner Bemühungen, aber sei es, daß die Subjecte, deren ich mich als Zwischenhändler bediente, mich betrogen, oder trug die Ehrenhaftigkeit der preußischen Beamten Schuld daran, genug, ich sah mich in meiner Hoffnung getäuscht. Und nicht dies allein, die ernste, eiserne Ruhe, mit welcher die preußische Armee dem Kriege entgegensieht, bildete einen so grellen Kontrast zu unsern Prahlereien und Ueberhebungen, daß ich mir selbst vorkam, wie ein eitler Thor, der —"

„Erlauben Sie, Herr Graf, dieses Geständniß paßt schlecht zu der Situation, in der ich Sie gestern Morgen traf," unterbrach Eduard ihn.

„Mag sein, aber zwei Tage reichten hin, mich einsehen zu

lassen, daß ich auf der einen Seite mich nicht gegen den Strom stemmen, auf der andern Seite dem Vaterlande auf dem betretenen Wege nicht dienen kann. Und abgesehen hiervon, es ist ein schlechtes Gewerbe das Spioniren, junger Freund, es bringt weder Ehre noch Ruhm, sondern nur Gefahren und Verachtung ein. Ich stehe davon ab, ich werde mich auf meine Güter zurückziehen und dort den Augenblick abwarten, in welchem ich dem Vaterlande mit Rath und That dienen kann. Das wird erst nach beendetem Kriege der Fall sein, erst nach dem Friedensschluß wird die größte Noth hereinbrechen und dann bedarf das Land opferwilliger Hände und denkender Köpfe. Entsagen auch Sie dieser wenig ehrenvollen —"

„Niemals!" rief Eduard mit fester Entschiedenheit.

„Nehmen Sie Ihre Studien wieder auf, bemühen Sie sich, einst ein tüchtiges Glied in der gesellschaftlichen Kette zu werden, und überlassen Sie es Anderen, der Armee als Kundschafter zu dienen. Zu solchen Posten finden genug Personen sich, an deren Verlust wenig liegt, während Sie —"

„Sie bemühen sich vergeblich," entgegnete Eduard düster. „Ich weiß, daß meine Bemühungen mir weder Dank noch Ehre bringen werden, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich den rechten Weg gehe. Ich habe mit dem Leben abgeschlossen, Herr Graf, Ruhm und Ehre entschädigen mich nicht für das, was ich verloren habe."

„Wissen Sie, ob Sie's verloren haben?"

„Ich weiß es."

„Sie urtheilen zu schnell, zu hart."

Ein bitteres Lächeln glitt über das Antlitz des jungen Mannes, der sich rasch erhoben hatte.

„Was nützt es, ob wir darüber uns in weite Erörterungen einlassen," erwiderte er gemessen, „ich kann nicht mehr an Liebe und Treue, an erhabene Tugend glauben. Die Vergangenheit liegt hinter mir, die Zukunft, die vor mir liegt, kümmert mich nicht!"

„Sie sind mit sich und der Welt zerfallen," sagte der Graf kopfschüttelnd, „das bedaure ich nicht allein für Sie, sondern auch für die Gesellschaft, die an Ihnen ein tüchtiges Glied verliert. Aber ich hoffe, Sie werden einst das verlorene Glück wiederfinden und dann erinnern Sie sich gewiß dieser Stunde. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihr Freund bleiben werde, mögen Sie nun auch in Bezug auf Politik mir schroff gegenüber stehen. Sie wollen meinen Vorschlag nicht annehmen, ich bedaure es und muß dennoch Ihre Gründe ehren. Leben Sie wohl, ich will Ihnen kein Hinderniß in den Weg legen, aber ich bitte Sie, setzen Sie sich nicht zu sehr den Gefahren aus, die Nachricht von Ihrem Tode würde mich tief betrüben."

Eduard blickte erstaunt den Grafen an, der Ton, in welchem der letztere mit ihm redete, klang so weich, so wehmüthig ernst, daß der junge Mann daraus die Ueberzeugung von einer herzlichen und aufrichtigen Freundschaft des Edelmannes schöpfen mußte.

„Leben Sie wohl," sagte der Graf noch einmal, als die Beiden auf der Straße standen, „führt Ihr Weg Sie in die Nähe Prag's, so besuchen Sie mich. — Ich weiß nicht, was mich so mächtig an Sie fesselt, da ich doch eigentlich Sie hassen müßte! Gehen Sie mit Gott, und gebe der Himmel uns Beiden ein fröhliches Wiedersehen!"

Er drückte dem jungen Manne herzlich die Hand und schritt rasch davon, wie Einer, der vom Liebsten scheiden muß, und nicht die Kraft in sich fühlt, seinen Schmerz zu bewältigen.

Eduard blickte ihm lange nach, er konnte den Grund dieser Erregung nicht enträthseln. Als der Graf seinem Blicke entschwunden war, schritt der junge Mann nachdenklich der Herberge zum schwarzen Bären zu.

---

## Achtundzwanzigstes Kapitel.

# Eine Freundin.

Eduard hatte kaum die Herberge verlassen, um sich zum General Clam-Gallas zu verfügen, als Kurt Hohenfels, der Weber, in dieselbe einkehrte.

Hohenfels haßte den jungen Mann, er haßte ihn schon seines Vaters wegen und sein Haß war durch das Fehlschlagen seines verbrecherischen Planes gewachsen. Er hatte sich vorgenommen, ihn zu verfolgen und zu vernichten.

Die Mittel dazu besaß er. Eduard Beier war längst als Deserteur erklärt worden, es bedurfte nur der Anzeige und der Verhaftung und Eduard konnte sich auf das Todesurtheil gefaßt machen.

Kurt Hohenfels wußte das und es gewährte seinem glühenden Haß eine Befriedigung, wenn er daran dachte, daß er der Exekution beiwohnen und später dem alten Manne die Nachricht von der Erschießung des Sohnes bringen werde.

Trieb auf der einen Seite sein Haß ihn zu dieser rastlosen

Verfolgung, so war es auf der anderen Seite die Habsucht, die ihn bewog, sein Vorhaben mit regem Eifer auszuführen.

Er hoffte, durch die Einfangung eines so gefährlichen Deserteurs Anspruch auf einen guten Lohn zu erhalten, und zugleich dadurch die Erlaubniß zu erwirken, der siegreichen österreichischen Armee in Feindesland folgen zu dürfen.

Der Weber hatte an jenem Abend, als er vor der Thüre des Schlafgemachs lauschte, gehört, daß Eduard im Gespräch mit Herzberg äußerte, er müsse in Reichenberg am nächsten Tage eintreffen, da er im schwarzen Bär erwartet werde, und diese Aeußerung war in seinem Gedächtniß haften geblieben. Zwar vermuthete er, die Husarenpatrouille werde den Deserteur abgeliefert haben, aber nach näherem Nachdenken kam er zu dem Schlusse, daß es wahrscheinlich dem Verhafteten gelungen sei, sie zu überlisten, da dies ja schon aus der Art und Weise, in der er die Husaren für sich gegen seine Verfolger einzunehmen gewußt hatte, hervorging.

Er wollte sich darüber Gewißheit verschaffen und, im Falle Eduard gefangen war, sofort den betreffenden Truppentheil aufsuchen, um als Zeuge gegen den Deserteur auftreten zu können.

Jetzt hielt er auf seinem todtmüden Gaul vor der Herberge zum schwarzen Bär, und da der Wirth dieses Gasthofes keinen Hausknecht hielt, so sah Hohenfels sich genöthigt, selbst das Thier in den Stall zu bringen und zu pflegen.

Als er diese Arbeit verrichtet hatte, trat er in die Schenkstube, um sich auszuruhen und zu erfrischen.

Auf dem Hausflur begegnete ihm die Magd, ein Blick auf ihre Züge genügte, ihn erkennen zu lassen, daß sie dem Klange des Silbers nicht widerstehen konnte.

„Ein Wort im Vertrauen,“ sagte er leise, indem er durch einen Wink sie aufforderte, ihm in den Hof zu folgen.

„Nun, was wollt Ihr?“ fragte die Magd, als sie in einer dunklen Ecke neben ihm stand. „Ich habe nicht lange Zeit —“

„Nur eine Frage. Ist heute ein Hausirer hier eingekehrt?“

„Ein Hausirer?“ erwiderte die Magd nachdenkend. „Nein.“

„Besinnt Euch genau,“ fuhr Hohenfels fort, indem er einen Viertelgulden in ihre Hand drückte. „Ein Hausirer, der einen Fuchs ritt.“

„Nein.“

„Hm, vielleicht kam er zu Fuß?“

„Auch das nicht.“

„Ein hübscher junger Mann, groß, schlank, mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurrbart.“

„Nein," wiederholte die Magd kopfschüttelnd. „Zu Pferde ist nur ein Husar heute Nachmittag angekommen."

„Gehört ihm das Pferd, welches im Stalle steht?"

„Ja."

„Ah, ich dachte mir gleich, daß es sein Pferd sein müsse. Habt Ihr den Husar genau angesehen?"

„Nein, aber ich bemerkte, daß er groß und schlank war und daß er einen ziemlich dünnen Schnurrbart trug. Wartet einmal, — ganz recht, nachher begegnete ich einem Hausirer, der große Aehnlichkeit mit dem Husaren hatte; das fiel mir auf, aber ich konnte mich nicht weiter überzeugen, denn er verließ das Haus."

„Wann geschah das?"

„Vor einer Stunde ungefähr."

„Seitdem saht Ihr den Husaren nicht wieder?"

„Nein."

Der Weber dachte einen Augenblick nach. Es unterlag keinem Zweifel, er hatte den, welchen er verfolgte, gefunden, und dieser Mann kehrte jedenfalls in die Schenke zurück.

„Es ist gut," sagte er, darauf ging er langsam in die Schenke, um mit dem Wirth Rücksprache zu nehmen.

Der Eigenthümer des Gasthauses zum schwarzen Bär war ein treuer Unterthan des Hauses Habsburg, wenn er auch heimlich zu der Partei hielt, die auf die Wiederherstellung des Königreichs Böhmen hoffte. Als er vernahm, daß er einen Mann beherberge, der nicht nur von der Fahne Oesterreichs desertirt, sondern auch ein sehr gefährlicher Spion sei, zeigte er sich augenblicklich bereit, im Verein mit dem Weber die geeigneten Maßregeln zur Verhaftung dieses Mannes zu treffen.

Diese Maßregeln waren sehr einfach.

Kurt Hohenfels sollte zur nächsten Wache gehen und dem wachthabenden Offizier die betreffende Meldung machen. Die Patrouille, welche dieser dann dem Weber mitgab, erwartete in der Herberge die Rückkehr des Deserteurs, der von einer solchen Falle keine Ahnung haben konnte.

Der Weber trat sofort den Weg an. Als er die Schenke verließ, ging in demselben Augenblick ein bäuerisch gekleidetes Mädchen an dem Hause vorbei, und es war ein Glück für Eduard, daß Hohenfels dieses Mädchen nicht bemerkte.

Katharina aber hatte den Weber erkannt, und sie ahnte sofort, daß der, den er verfolgte, sich in der Nähe befand. Katharina hatte nicht die Absicht, in die Herberge einzukehren, sie wollte nur, um jeder Verfolgung ihres Vaters auszuweichen, die stillsten und entlegensten Straßen benutzen und erst im nächsten Dorf

Nachtquartier nehmen. Die Begegnung mit Hohenfels aber bewog sie, diesen Vorsatz fallen zu lassen und in die Herberge einzutreten.

Der mürrische Wirth empfing das Mädchen mit einem Blick des Mißtrauens, durch den Katharina sich indeß nicht abschrecken ließ.

„Logirt der Mann hier, der so eben Euer Haus verließ?“ fragte sie in gleichgültigem Tone, nachdem sie auf der Bank Platz genommen hatte.

Den Wirth mußte diese Frage befremden.

„Was wollt Ihr von ihm?“ erwiderte er, den stechenden Blick forschend auf die Züge des Mädchens richtend, welches sich zwang, die innere Erregung hinter der Maske der Gleichgültigkeit zu verbergen.

„Nichts,“ sagte Katharina ruhig. „Aber ich möchte Euch rathen, dem Manne nicht zu großes Vertrauen zu schenken.“

„Weshalb das?“

„Ich wünsche nicht, daß Ihr die Gründe erfahren mögt.“

Der Wirth schüttelte den Kopf, er vermochte den Sinn dieser dunklen Worte nicht zu erforschen.

„Was habt Ihr gegen ihn?“ fragte er. „Aus Euren Worten sollte man fast schließen, daß er ein gefährlicher Verbrecher sein müsse.“

„Befolgt meinen Rath, hütet Euch vor ihm! Er logirt doch hier?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber er wird wieder kommen?“

„Jedenfalls.“

„Wißt Ihr, was ihn hierherführt?“

„Die Verfolgung eines preußischen Spions.“

Katharina zuckte die Achseln. „Das ist der Vorwand, den er stets vorschiebt,“ sagte sie, indem sie sich erhob, „Ihr werdet gut thun, ihm keinen Glauben zu schenken.“

Verduzt blickte der Wirth dem Mädchen nach, welches langsam die Stube verließ.

Katharina hatte ihren Zweck erreicht, der Schenkwirth begann mißtrauisch gegen den Weber zu werden, dessen äußere Erscheinung durchaus nicht geeignet war, das Mißtrauen zu entkräften.

Das Mädchen trat in den Hof und ging, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß man sie nicht beobachtete, in den Stall, sie kannte das Pferd Eduard's; wenn der junge Mann seinem Verfolger entgehen wollte, so mußte dafür gesorgt werden, daß er im entscheidenden Augenblicke über das Thier verfügen konnte.

Aber bevor das Mädchen weitere Schritte thun konnte, mußte sie wissen, wo Eduard augenblicklich sich befand.

Daß zu ermitteln, war schwer, da Katharina nicht annehmen

durfte, daß der Wirth ihr darüber Aufschluß geben werde. Sie wollte dies wenigstens versuchen, und kehrte deshalb in's Haus zurück.

Der Wirth stand in der Schenkstube am Fenster, er dachte noch immer über die Worte des Mädchens nach, ohne ihren Sinn enträthseln zu können.

Als Katharina eintrat, wandte er sich hastig um.

„Wo wart Ihr?" fragte er.

„Im Stalle," war die kurze Antwort.

„Was wolltet Ihr dort?"

„Ihr seid gar zu neugierig," entgegnete Katharina ruhig. „Ist es denn Euren Gästen nicht erlaubt, Hof und Stallung zu besichtigen?"

„Daß Ihr es thut, muß auffallen."

„Und doch ist der Grund sehr einfach. Ich wollte wissen, welches Pferd der Mann mitgebracht hat, vor dem ich Euch warnte."

Jetzt ging dem Wirth ein Licht auf. Jener Gast war also ein Dieb — nun, vor einem Diebe konnte er sich ja schützen.

„Kennt Ihr das Pferd?" fragte er.

Katharina nickte. „Ich kenne beide, die in Eurem Stalle stehen," sagte sie.

„Beide? Dann werdet Ihr auch den Husaren kennen, dem das andere zugehört."

Jetzt war an Katharina die Reihe, zu erstaunen. Daß Eduard in der Uniform eines Husaren gekommen war, wußte sie nicht. Aber sie sah ein, daß sie ihre Ueberraschung nicht verrathen durfte.

„Der Husar ist wohl derselbe, den jener Mann zu verfolgen vorgibt?" fragte sie.

Der Blick des Wirths ruhte forschend auf dem Antlitz Katharina's, in welchem kein Zug das Interesse verrieth, welches an jene Frage sich knüpfte.

„Und wenn dem so wäre?" erwiderte er. „Kümmert es Euch? Ihr sagtet vorhin, der Mann schiebe diese Verfolgung nur vor, jetzt bezeichnet Ihr schon den, welchen er verfolgen soll. Ich vermuthe fast, Ihr liegt mit dem Husaren unter einer Decke."

„Ich kenne ihn nicht," sagte Katharina ruhig, „woher er das Pferd genommen hat, welches noch vor wenigen Tagen einem Andern angehörte, weiß ich auch nicht. Aber ich fürchte, daß er es nicht auf ehrlichem Wege erworben hat, und darüber möchte ich mir Gewißheit verschaffen."

Der Wirth zuckte die Achseln. „Dann werdet Ihr ihn selbst fragen müssen."

„Sagt mir, wo ich ihn finde."

„Wie kann ich's wissen! Meine Gäste können frei aus- und eingehen.“

„Er ist also ausgegangen?“

„Ja.“

„Gut, so werde ich später wiederkommen,“ sagte das Mädchen, indem es sich der Thüre näherte, „Ihr könnt ihn darauf vorbereiten, daß ich über den Erwerb des Pferdes Auskunft von ihm fordern würde.“

Katharina verließ die Herberge, aber nicht die Straße, an der dieselbe lag. Sie sah ein, daß es ihr nicht möglich war, das Pferd unbemerkt aus dem Stalle zu holen, sie mußte es dem jungen Manne überlassen, auf welchem Wege er sich desselben bemächtigen wollte.

Ihre Aufgabe war es nur, Eduard zu warnen und zwar, bevor er in die Herberge zurückkehrte.

In der Nähe dieser Herberge fand Katharina einen Thorweg, von hier aus konnte sie, ohne bemerkt zu werden, das Haus beobachten.

Sie sah den Weber, begleitet von einem Unteroffizier uud drei Infanteristen, in das Haus treten und sie errieth sofort, daß Hohenfels dem jungen Manne eine Falle stellte.

Eine Stunde nach der andern verstrich, nie vorher war dem Mädchen die Zeit so langsam dahingeschlichen. Mitternacht war schon verstrichen, aber der Weber und die Soldaten saßen noch immer in der Herberge, ein sicherer Beweis, daß sie die Rückkunft des jungen Mannes noch erwarteten.

Endlich hörte Katharina eilige Schritte, gleich darauf wanderte Eduard an dem Thorweg vorbei.

Katharina rief ihn an, der junge Mann blieb stehen.

So kurz auch seine erste Begegnung mit ihr gewesen war, erkannte Eduard doch augenblicklich das Mädchen.

„Ihr hier?“ fragte er überrascht. „Habt Ihr mich erwartet?“

„Schon seit drei Stunden,“ erwiderte Katharina rasch und erregt. „Ihr werdet verfolgt —“

„Von wem?“

„Von dem Weber, der meinen Vater zum Meuchelmord verleiten wollte.“

„Daß er mich verfolgen würde, hatte ich erwartet,“ entgegnete Eduard ruhig, „es wird ihm aber schwer fallen, meine Spur zu finden.“

„Er hat sie schon gefunden.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Ich weiß, daß er drüben in der Herberge Euch erwartet.“

„Allein?“

„Nein. Ein Unteroffizier und drei Gemeine begleiteten ihn in das Haus.“

„Aber damit ist doch nicht gesagt, daß er mich erwartet,“ versetzte Eduard, der zwar die Geistesgegenwart nicht verlor, indeß auch seine Bestürzung nicht verhehlen konnte.

„Ich weiß, daß er Euch erwartet,“ erwiderte Katharina mit überzeugender Sicherheit.

Der junge Mann dachte einen Augenblick nach.

„Ich danke Euch,“ sagte er nach einer kurzen Pause. „Aber Ihr werdet sehen, daß Eure Besorgnisse unbegründet sind.“

Er wollte nach dieser Antwort seinen Weg fortsetzen, Katharina hielt ihn zurück. Sie erfaßte seinen Arm und bat ihn, nicht muthwillig sich in die Gefahr zu stürzen.

„Die Gefahr, an die Ihr denkt, gilt nicht mir, sondern dem Manne, der mich verfolgt,“ erwiderte Eduard ruhig, „sie wurde für mich durch Eure Warnung beseitigt.“

„Ihr werdet also nicht in die Schenke zurückkehren?“ fragte Katharina beruhigt.

„Gewiß. Glaubt Ihr, ich werde mein Pferd im Stiche lassen?“

„Aber —“

„Seid ohne Furcht, man wird mir kein Haar krümmen.“

Festen Schrittes trat Eduard in die Schenkstube, sein erster Blick fiel auf den Weber, sein zweiter auf die Soldaten, die sich mit jenem unterhielten.

Der Weber sprang von seinem Sitz empor, ein Lächeln triumphirender Freude glitt über sein hageres Gesicht.

„Der dort ist unser Mann,“ sagte er, auf den Eintretenden zeigend, der mit stolz erhobenem Haupte furchtlos ihm ins Auge blickte.

„Treffe ich Euch hier?“ erwiderte Eduard ruhig. „Desto besser, ich habe also nicht nöthig, Euch zu suchen. Unteroffizier, verhaften Sie jenen Schuft, er ist ein preußischer Spion.“

Betroffen blickte der Korporal bald den Weber, bald den jungen Mann an.

„Jetzt weiß ich halt nit, wem ich glauben soll,“ sagte er verwirrt. „Dieser Mann hat Euch der Spionage beschuldigt —“

„Und der Desertion,“ fügte der Weber hinzu. „Die Beweise werde ich schaffen.“

„Versprecht nicht zuviel,“ spottete Eduard, „wenn Ihr Euren Haß befriedigen wollt, müßt Ihr einen andern Weg einschlagen, mit solchen Anklagen kommt Ihr nicht durch.“

Er hatte sein Portefeuille aus der Tasche geholt und den Zettel des General Clam-Gallas dem Korporal überreicht.

„Ich hoffe, das wird genügen," sagte er gelassen, „glaubt Ihr aber bessere Beweise erhalten zu müssen, so wendet Euch selbst an den General, er wird Euch sagen, daß ich ein treuer Unterthan Oesterreichs bin."

Der Unteroffizier gab den Zettel zurück, nachdem er den Inhalt desselben gelesen hatte.

„Die Sache ist in Ordnung," erwiderte er höflich. „Verlangen Sie, daß dieser Mensch, der nur aus böswilliger Absicht Sie denuncirt haben kann, verhaftet wird?"

„Zum Teufel, bin ich verrückt, oder seid Ihr es," fuhr Hohenfels wild auf. „Ich sage Euch, dieser Mann ist ein preußischer Unterthan und aus dem österreichischen Heere desertirt, um für die preußische Armee zu spioniren."

„Ihr werdet halt gut thun, Eure Worte zu bedenken, ehe Ihr sie ausspreсht," unterbrach der Korporal ihn barsch. „Der Paß dieses Herrn ist in Ordnung, jetzt zeigt mir auch Eure Papiere."

Verduzt blickte der Weber den Unteroffizier an. Daß die Sache eine so ungünstige Wendung für ihn nehmen könne, hatte er nicht bedacht, die Frage des Korporals traf ihn unvorbereitet und da er keine Papiere besaß, so mußte dieselbe ihn in eine Verlegenheit setzen, die keineswegs geeignet war, die Anklage Eduard's zu entkräften.

Vergeblich berief er sich darauf, daß er Einwohner eines Grenzdorfes sei, daß er den Spion verfolgt habe, um ihn dem nächsten Truppendetachement zu überliefern und es doch wohl begreiflich sei, daß er unter solchen Umständen nicht daran gedacht habe, sich vorher einen Paß zu verschaffen.

Der Korporal beharrte bei seiner Forderung, Kurt Hohenfels, dessen äußere Erscheinung jetzt auch in die Wagschale fiel, sollte einen Paß vorzeigen, und der Wirth, der sich jetzt der Warnungen Katharina's erinnerte, nahm die Partei des Korporals.

Trotz allem Protestiren wurde der Weber gezwungen, der Patrouille zur Wache zu folgen, während Eduard von Seiten des Korporals um Entschuldigung für die kleine Unannehmlichkeit gebeten ward.

Dem jungen Manne war dieser Zwischenfall sehr unangenehm, er nöthigte ihn, Reichenberg wieder zu verlassen. Wurde der Weber am nächsten Morgen in's Verhör genommen, so lag es in der Möglichkeit, daß er den betreffenden Offizier von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugte; jedenfalls war es sehr wahrscheinlich, daß auch Eduard verhaftet wurde, um sich gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu vertheidigen.

Unter solchen Umständen erschien es dem jungen Manne rath-

sam, die Rückkunft Konrad's nicht abzuwarten, sondern sobald wie möglich die Stadt wieder zu verlassen. Zudem hatte er ja seinen Zweck erreicht, sein längeres Bleiben in der Stadt konnte weder ihm, noch der preußischen Armee Nutzen bringen.

Mit dem Passe des Generals in der Tasche konnte er nun die Aufstellung der österreichischen Armee bis in's kleinste Detail erforschen und da er vernommen hatte, daß in Trautenau, Skalitz und Nachod einige starke Abtheilungen concentrirt sein sollten, so beschloß er, sich zunächst dorthin zu wenden.

Aber er wollte Reichenberg nicht gerne verlassen, ohne seinem Freunde ein Lebenszeichen zu hinterlassen. Er ging hinaus, in der Hoffnung, Katharina draußen noch zu finden, aber das Mädchen war, nachdem sie sich von der Beseitigung der Gefahr für ihren Schützling überzeugt hatte, weiter gewandert.

So blieb dem jungen Manne nichts Anderes übrig, als dem Wirth den Auftrag anzuvertrauen, und er konnte dies um so eher, als der Wirth sich dieses flachsköpfigen Burschen erinnerte, der zu Fuß angekommen und in einem Wagen wieder von dannen gefahren war.

Eduard theilte mit einigen Zeilen dem Freunde mit, daß er im Auftrage eines österreichischen Generals eine Reise unternommen habe und seine Rückkehr nicht genau bestimmen könne, Konrad möge ihn nach acht Tagen im schwarzen Bär erwarten, treffe er ihn dort nicht, so werde er doch einen Brief mit näheren Nachrichten finden.

Er bat am nächsten Morgen den Wirth, diesen Brief dem jungen Manne zu geben und einen etwa später einlaufenden Brief demselben aufzubewahren, darauf verließ er die Stadt.

---

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

## Zwei alte Bekannte.

Konrad blieb den Bitten und Vorstellungen Therese's gegenüber taub.

Die junge Dame versuchte jedes ihr zu Gebote stehende Mittel, ihn zu überlisten, aber Konrad war zu wachsam. Er erklärte ihr, daß es ihm einestheils zu gefährlich sei, mit ihr in der

Schenke zu übernachten, er anderntheils auch am folgenden Tage so früh wie möglich in Breslau einzutreffen wünsche.

Sein Benehmen war höflich aber auch entschieden, und Therese mußte bald einsehen, daß sie nichts Besseres thun konnte, als sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Daß sie nach Breslau zurückkehren mußte, während sie lieber dem Grafen von K. auf dem Fuße gefolgt wäre, ärgerte sie nicht so sehr, als daß der Graf sie dennoch gezwungen hatte, sich seinem Willen zu unterwerfen. Sie haßte ihn jetzt glühend und der Wunsch, diesen Haß zu befriedigen, beseelte sie.

Sie war entschlossen, gleich nach ihrer Ankunft in Breslau sich mit den nöthigen Mitteln zu versehen und ohne Verzug wieder abzureisen. In Reichenberg hoffte sie die Spur zu finden, die sie verfolgen konnte.

Der Morgen dämmerte, als der Wagen einen Wald passirte, der sich fast bis zur preußischen Grenze hinzog.

Das ermüdete Pferd ging nur noch Schritt. Konrad konnte es nicht über sich gewinnen, es zu einer rascheren Gangart anzuspornen, obschon die Ungeduld, Breslau so bald wie möglich zu erreichen, mit jeder Minute wuchs.

In diesem Walde, nahe von der Straße, die im Bogen durch denselben führte, lagen zwei Männer unter einem Baume, Gestalten, deren äußere Erscheinung nicht dazu angethan war, daß der Wanderer, der ihnen an einem einsamen Orte begegnete, Vertrauen schenken konnte. Der eine dieser Männer schielte, der andere besaß brandrothes Haar, ihre Kleidung war an verschiedenen Stellen zerrissen und dazu sehr unsauber.

Diese Beiden waren der Hamburger Agent Otto Hersch und dessen Freund Jakob Sturm.

Sie lagen, wie schon bemerkt, unter einem Baume und sie hatten zu ihrem Lager einen Ort gewählt, an welchem man sie von der Straße aus nicht bemerken konnte, während sie dagegen die Straße vollständig überschauten.

Eine Mißstimmung schien zwischen ihnen obzuwalten, denn trotzdem sie nicht schliefen, wechselten sie doch kein Wort mit einander.

„Ihr bereut also, Hamburg verlassen zu haben?“ brach der Rothkopf endlich das Schweigen.

„Ja, ich bereue es,“ entgegnete Hersch unwillig. „Das ist ja ein Hundeleben; wenn es so anfängt, wie wird es erst enden, wenn der letzte Groschen zum Teufel ist?“

„Wenn Ihr so wenig Ausdauer und Muth besitzt, wäret Ihr allerdings besser zu Hause geblieben,“ sagte Sturm achselzuckend. „Wer etwas gewinnen will, darf so leicht nicht verzagen.“

„So spricht Einer, der nichts zu verlieren hat!"

„Na, thut doch nicht, als ob Ihr so viel zu verlieren hättet!" fuhr Sturm spottend fort. „In Eurem Hause in Hamburg wird Schmalhans auch Küchenmeister gewesen sein, und was Eure Habseligkeiten betrifft, die Ihr dort zurückließet, so vermuthe ich, daß sie Euren Gläubigern kaum als Bürgschaft für Eure Schulden genügen werden."

„Was wißt Ihr davon?"

„Ich kenne meine Pappenheimer."

„Ihr urtheilt —"

„Nach Thatsachen, guter Freund. Ihr wäret nicht so rasch mit mir gegangen, wenn Ihr etwas zu verlieren gehabt hättet."

„Das ist eine alberne Voraussetzung. Ich ging mit Euch, weil ich hoffte —"

„Etwas zu gewinnen."

„Nein. Weil ich die Beiden verfolgen wollte, die ich hasse. Ihr wißt, daß ich im Begriff stand, mich mit der Tochter eines reichen Mannes zu verloben —"

„Mit Margarethe Loosen?" warf Sturm ruhig ein.

„So ist es —".

„Die Euch aber nicht wollte!"

„Wer kann das behaupten?"

„Lieber Freund, wenn sie Euch gewollt hätte, würdet Ihr in Hamburg geblieben sein," sagte Sturm mit schneidender Kälte. „Was nützt es Euch, wenn Ihr mir gegenüber Euch ein hohes Ansehen geben wollt, ich weiß ja doch, was ich von Euch zu halten habe."

Ein Blick flammender Wuth traf aus den schielenden Augen des Agenten den Spion, der es nicht der Mühe werth zu halten schien, den Eindruck seiner Worte zu beobachten.

„Weil sie mich nicht wollte?" entgegnete er rauh. „Ich bin nicht der Mann, der sich durch eine Mädchenlaune zurückschrecken läßt. Wäre dieser verdammte Herzberg nicht dazwischen gekommen, würde ich längst der Schwiegersohn Loosens sein."

„Oder auch nicht."

„Ihr scheint es darauf abgesehen zu haben, mich zu reizen."

„Keineswegs, aber ich hasse diese Prahlerei, bleibt bei der Wahrheit, so gebt Ihr mir keine Gelegenheit, Euch zu ärgern. Weshalb verfolgt Ihr nicht Euren Nebenbuhler, wenn Ihr —"

„Er dient in der preußischen Armee, die Zeit, ihn zu verfolgen und zu vernichten, ist noch nicht gekommen."

„Da habt Ihr Recht," sagte Sturm. „Jener Augenblick muß abgewartet werden. Indeß, wenn Ihr dies vorhabt, weshalb beschwert Ihr Euch über dieses Hundeleben? Wir haben nicht die

Mittel, in den ersten Gasthöfen zu logiren und in einer Equipage zu fahren, wir müssen bescheiden zu Fuße gehen und uns nach der Decke strecken."

„Aber die Decke wird mit jedem Tage kürzer."

„Sie wird schon wieder länger werden."

„Möglich, aber wann?"

„Geduld! Wir befinden uns bereits in Böhmen; sobald der Krieg ausbricht, schließen wir uns der österreichischen Armee an. — — — Ich habe einen Bekannten, der im italienischen Kriege im Jahre 1859 sich ein ansehnliches Vermögen gesammelt hat," fuhr Sturm nach einer Weile fort. „Der Mann lebt in Wien und macht ein großes Haus."

Hersch zuckte verachtend die Achseln. „Das Mährchen bindet Andern auf," erwiderte er. „Wie kann Jemand in einem Kriege so viel gewinnen, daß er —"

„Ihr redet, wie Ihr denkt, und mit Eurem Denken ist es nicht weit her," unterbrach Sturm ihn gelassen. „Auf dem Schlachtfelde blüht Dem, der Muth und ein weites Gewissen hat, eine reiche Ernte, daß laßt Euch gesagt sein. Wartet es ab, Ihr werdet mir später Recht geben."

„Auf dem Schlachtfelde," spottete Hersch. „Wie lange wird's dauern, ehe der Krieg zum Ausbruch kommt!"

„Das wird rascher erfolgen, wie Ihr glaubt. Benedek muß in den nächsten Tagen vorgehen, wenn seine Armee nicht das Vertrauen zu ihm verlieren soll. — Horch, hört Ihr nichts?"

Die beiden Vagabunden blickten scharf in die Dämmerung hinaus.

„Es ist ein Wagen," sagte Hersch nach einer Weile.

Der Spion nickte. „Ein Einspänner; das Pferd scheint ermüdet zu sein. Warten wir ab."

„Was habt Ihr vor?"

„Hm, ich denke, es ist bequemer, zu fahren, als zu gehen."

„Ihr wollt doch nicht —"

„Uebermannt Euch schon wieder die Furcht?" spottete Sturm. „Gutwillig wird man uns den Wagen nicht überlassen, seht zu, ob Euer Revolver schußfertig ist."

Der Wagen kam langsam näher, er fuhr an den Vagabunden vorbei.

„Ich will ein Schuft sein, wenn er's nicht ist," flüsterte Hersch mit sichtbaren Zeichen der Bestürzung. „Was hat dieser Mensch hier zu schaffen?"

„Kennt Ihr den Kutscher?" fragte Sturm.

„Wie sollte ich ihn nicht kennen? Er war noch vor einer Woche mein Lehrling —"

„Der Flachskopf?"

„Derselbe. Er hat mich in Hamburg verrathen und durch seinen Verrath einen Plan vereitelt, von dessen Erfolg ich überzeugt sein durfte. Eilen wir ihm nach, ich will dem Burschen eine Züchtigung angedeihen lassen, an die er Zeitlebens gedenken soll."

Sturm hatte sich erhoben. „Nicht so hastig," sagte er ruhig, „wir können's bequemer haben. Die Straße macht hier eine Biegung, wenn wir uns quer durch das Gesträuch einen Weg bahnen, sind wir vor ihm in dem Hohlwege, der zu einem Ueberfalle vorzüglich geeignet ist?"

„So kommt," drängte Hersch, „diese Gelegenheit darf mir nicht entgehen."

Konrad ahnte die Gefahr nicht, die ihm drohte. Er blickte sorglos in den Morgen hinaus und warf nur dann und wann einen Blick hinter sich, um seine Gefangene zu beobachten. Er dachte an Marie, deren Bild in diesem Augenblick seinem geistigen Auge vorschwebte, es ärgerte ihn, daß er sie in Breslau nicht besuchen konnte, er würde ihr gesagt haben, daß er sie liebte, daß sie seine Liebe erwidern müsse, wenn sie wünsche, ihn glücklich zu sehen. Er dachte auch an die Zukunft, und er gab sich ganz den heiteren Träumen hin, die seine Seele durchzogen.

Therese schlief, wenigstens vermuthete Konrad es, aber diese Vermuthung wiegte ihn keineswegs in Sicherheit, er hielt vielmehr an der Möglichkeit fest, daß sie durch erheuchelten Schlaf ihn täuschen und überlisten wolle.

Aus seinem Sinnen und Träumen schreckte ihn plötzlich ein donnerndes „Halt!" empor.

Erschreckt blickte er auf, auch Therese fuhr aus ihrem Schlummer, der keineswegs erheuchelt war, auf.

Vor dem Wagen standen die beiden Vagabunden, Konrad erkannte sie augenblicklich.

„Herunter vom Bock!" rief Hersch, die Mündung seines Revolvers drohend auf die Brust seines ehemaligen Lehrlings richtend. „Ich glaube, wir Beide haben noch ein Hühnchen mit einander zu pflücken."

„So pflückt es allein," erwiderte Konrad, der mit Blitzesschnelligkeit sein Pistol aus der Brusttasche geholt und den Schuß abgefeuert hatte.

Die Kugel riß die Mütze vom Haupte des Agenten, einen Zoll tiefer, so hätte sie ihm den Schädel zerschmettert.

„Schießt nicht!" rief Sturm, der den Zügel des Pferdes gefaßt hielt, seinem Genossen zu. „Wir sind zu nahe an der Grenze, die Postenkette könnte alarmirt werden. Du hast Dein Pulver

verschossen, Bürschchen, jetzt ziere Dich nicht länger, wenn Dir Dein Leben lieb ist."

„Wozu die Umstände mit ihm?" sagte Hersch. „Reißt ihn herunter vom Bock!"

Konrad wehrte sich mit dem Muthe und der Kraft eines Verzweifelnden, aber der Uebermacht gegenüber war er zu schwach und Therese hatte bereits, den Augenblick wahrnehmend, den Wagen verlassen und sich in den Wald geflüchtet.

Der Kampf währte nicht lange. Konrad lag auf dem Boden und sein ehemaliger Prinzipal ließ ihm die versprochene Züchtigung in so ausgedehntem Maße angedeihen, daß Sturm sich endlich zu der Bemerkung veranlaßt sah, er möge der Sache jetzt einmal ein Ende machen, sonst werde er den Burschen noch todtschlagen.

Konrad hatte sich Anfangs gewehrt und dem schielenden Agenten manchen schmerzhaften Stoß versetzt, als Hersch sich endlich erhob, bluteten Beide.

„Wem gehört der Wagen?" fragte Sturm, der bereits auf dem Bocke saß. „Hersch, wenn der Bursche nicht sprechen will, so zwingt ihn, uns Rede zu stehen. Ist der Wagen gestohlen?"

Konrad blickte dem Fragenden fest in's Auge. „Gestohlen ist er jetzt," entgegnete er, „denn daß Ihr ihn nicht zurückgeben werdet —"

„Spare die nasenweisen Bemerkungen," fiel Sturm ihm zornig in's Wort. „Wem gehört der Wagen?"

„Weshalb fragen wir noch lange," sagte Hersch, „ich vermuthe, wir werden in seinen Taschen die Antwort auf unsere Fragen finden."

„Da habt Ihr Recht," erwiderte Sturm, über dessen Züge ein boshaftes Lächeln glitt. „Untersucht den Schlingel, er führt jedenfalls Papiere bei sich."

Das hatte Konrad nicht erwartet, er versuchte noch einmal, sich zu vertheidigen, aber seine Kräfte waren erschöpft, er konnte nicht hindern, daß die Briefe und der Zettel des Grafen in die Hände der Vagabunden fielen.

Ein Zug teuflischer Bosheit glitt über das widerwärtige Antlitz Sturm's, als er den Zettel und die Adressen der Briefe las.

„Und was beginnen wir mit diesem?" fragte Hersch.

„Laßt ihn liegen, Unkraut vergeht nicht, er wird nicht verderben," entgegnete Sturm ruhig, während der Agent in den Wagen stieg. „Kanntet Ihr die junge Dame, welche vorhin in dem Wagen saß?"

„Nein."

„Na, es ist im Grunde auch gleichgültig, sie wird uns ebenfalls nicht gekannt haben."

Gleich darauf rollte der Wagen von dannen.

Konrad erhob sich, sein ganzer Körper schmerzte ihn, dennoch wollte er die Reise nach Breslau zu Fuß fortsetzen.

Er hatte den Blick und das Lächeln des Rothhaarigen bemerkt, als dieser die Adresse las, er ahnte, daß die Vagabunden sich der Briefe bedienen wollten, um einen zweiten Schurkenstreich auszuführen, und er hielt es für seine Pflicht, die betreffenden Personen zu warnen, zugleich aber auch dem Wagen nachzuforschen und den Hauderer durch einen wahrheitsgetreuen Bericht zu veranlassen, den Beiden den Wechsel nicht auszuhändigen. Er trat den Weg an, und es ging besser, als er geglaubt hatte. Um das Schicksal der jungen Dame kümmerte er sich nicht, er war jetzt ja nicht mehr verpflichtet, den Auftrag des Grafen auszuführen.

Es überraschte ihn, als er, nachdem er eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, plötzlich Therese aus dem Gebüsch treten sah.

Sie schien ihn erwartet oder gesucht zu haben, denn sie bot ihm, als er vor ihr stand, lächelnd die Hand.

„Ihr Mißgeschick hat mich mit Ihnen ausgesöhnt,“ sagte sie, „ich hoffe, Sie werden mir erlauben, daß ich Sie nun zu Fuß nach Breslau begleite.“

„Sie wollen also doch nach Breslau?“ fragte Konrad erstaunt. „Gestern Abend sagten Sie doch —“

„Ich wollte mich nicht dem Willen des Mannes unterwerfen, der Sie gesandt hatte,“ fuhr Therese ruhig fort, „nach Breslau mußte ich zurück, um dort die Mittel zur Reise nach Böhmen zu holen.“

„Aber ich traf Sie doch auf der Flucht kurz vor Reichenberg,“ wandte Konrad ein.

„Es ist wahr, ich hatte Anfangs beschlossen, die Reise unverzüglich fortzusetzen.“

Die Unterhaltung stockte. Therese schien ihren Gedanken nachzuhängen und Konrad war zu sehr mit seinen Plänen in Betreff der Verfolgung seines ehemaligen Prinzipals beschäftigt, als daß er daran gedacht hätte, den abgebrochenen Faden wieder anzuknüpfen.

„Sie kennen den Grafen?“ fragte Therese nach einer geraumen Weile.

„Nur von Ansehen.“

„Aber er vertraute Ihnen doch Wagen und Pferd an.“

„Sehe ich aus, wie Einer, der darauf ausgeht, das Vertrauen Anderer zu mißbrauchen?“ fragte Konrad lächelnd.

„Das nicht, aber Sie waren doch dem Grafen fremd.“

„Nicht so ganz. Er kennt meinen Freund, die Achtung, die dieser ihm einzuflößen wußte —“

„Glaubte er, auf Sie übertragen zu dürfen?“

„Wahrscheinlich.“

„Dieser Freund muß eine Person vom Stande sein,“ sagte Therese. „Ich kann mir nicht denken, daß der stolze Graf mit einem Manne, der unter ihm steht —“

„Entschuldigen Sie,“ fiel Konrad ihr in's Wort. „Im Range mag mein Freund unter ihm stehen, aber in Bezug auf Bildung, Charakter und Kenntnisse steht er ihm nicht nach. Mein Freund, Eduard Beier, hat die Universität besucht —“

„Wie nannten Sie ihn?“ fragte Therese, in deren Augen plötzlich die Gluth des Hasses wieder aufloderte.

„Eduard Beier.“

„Derselbe, dem der Graf sein Ehrenwort gab, nicht nach Schlesien zurückzukehren? Er ist Ihr Freund?“

„Ja.“

„Wo lernten Sie ihn kennen?“

„In Hamburg.“

„Kürzlich?“

„Vor einigen Tagen.“

„Man sagt, er habe in Berlin studirt.“

„Von dort ging er nach Schleswig-Holstein, um in der österreichischen Armee gegen Dänemark zu kämpfen.“

„Und später?“ forschte Therese mit fieberhafter Spannung.

„Desertirte er, um seine Dienste dem Vaterlande zu widmen.“

Therese mußte mühsam an sich halten, um ihren Triumph zu verbergen. Sie hatte bisher geglaubt, ihr ehemaliger Verlobter sei ein geachteter Arzt geworden, und es ärgerte sie, daß ihm das Glück hold gewesen war, während sie mit jedem Tage tiefer sank. Nun sie hörte, daß er unglücklicher war, als sie, daß der Bruch mit ihr sein ganzes Lebensglück vernichtet hatte, triumphirte sie. Und nicht dies allein, sie besaß jetzt auch eine Waffe gegen den Mann, der noch vor wenigen Tagen sich erkühnt hatte, sie so tief zu demüthigen, und von dieser Waffe wollte sie Gebrauch machen, sobald die Gelegenheit sich dazu bot.

„Er will seine Dienste dem Vaterlande widmen?“ nahm sie nach einer langen Pause wieder das Wort. „Dann wäre es ja am einfachsten gewesen, wenn er in der preußischen Armee Dienst genommen hätte.“

„Woher wissen Sie, daß er es nicht that?“ erwiderte Konrad, dem das wachsende Interesse seiner Begleiterin auffiel. „Man kann auch in anderer Weise dem Vaterlande dienen.“

„Zum Beispiel als Spion!“

„Mein Fräulein!“

„Oder als Kundschafter, wenn Sie das Wort Spion nicht anerkennen wollen.“

Konrad schwieg, er ahnte, daß er bereits zu viel gesagt hatte. Therese versuchte, die Unterhaltung wieder anzuknüpfen, aber Konrad wich ihren Fragen aus. Sie setzten schweigend ihren Weg fort, nur hier und da fiel einmal die Bemerkung über das Wetter oder den bevorstehenden Krieg.

---

## Dreißigstes Kapitel.

---

# Die Bahn des Verbrechens.

Die beiden Vagabunden befanden sich auf dem Wege nach Breslau. Sturm führte die Zügel, Hersch lag behaglich in den Kissen und schaute den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre nach.

„Ich hoffe, Ihr werdet nun Euer Unrecht eingesehen haben,“ nahm Sturm das Wort, nachdem sie eine bedeutende Strecke von dem Schauplatze ihres Raubes entfernt waren. „Man darf nicht gleich den Muth und die Hoffnung verlieren, jeder Augenblick kann ja das bringen, was man wünscht. Vor einer halben Stunde besaßen wir nichts, jetzt haben wir schon Wagen und Pferd, und ich versichere Euch, wir werden heute noch mehr erhalten.“

„Das würde mir angenehm sein,“ erwiderte Hersch lakonisch, „wenn es nur baares Geld ist, was wir erhalten.“

Der Rothkopf holte den Zettel des Generals aus der Tasche und überreichte ihn seinem Genossen, der den Inhalt desselben aufmerksam las.

„Fünfhundert Thaler,“ fuhr der Agent fort, „das ist schon etwas.“

Sturm zuckte die Achseln. „Ich weiß wahrhaftig noch nicht, ob wir den Wagen zurückbringen und das Geld einkassiren sollen, oder ob wir besser thun, einstweilen auf das Geld zu verzichten.“

„Seid Ihr toll?“ fuhr Hersch auf. „Hier kann doch wohl nicht die Rede von einer Wahl sein! Der Rumpelkasten sammt der Rosinante sind kaum zweihundert Thaler werth —“

„Unter Umständen tausend,“ entgegnete Sturm gelassen. „Ihr habt doch gelesen, daß der Flachskopf einen Brief an Fräulein Wulff abgeben sollte?“

„Freilich —“

„Nun wohl, dieses Fräulein ist die Tochter eines österreichischen Grafen und ich bin überzeugt, der Brief enthält die Aufforderung an sie, unverzüglich die Heimreise anzutreten.“

„Mag sein.“

„Der Graf ist sehr reich, den Schmuck der Comtesse schätze ich auf tausend Thaler. Was hindert uns, ihr zu sagen, der Graf habe ihr den Wagen zur Reise geschickt und uns beauftragt, sie zu begleiten?“

„Was gewinnen wir durch diese Begleitung?“

„Ihren Schmuck und das Geld, welches sie bei sich führt.“

Hersch fuhr von seinem Sitze empor, seine schielenden Augen blickten mit dem Ausdruck des Entsetzens den Rothkopf an, der mit einem bedeutsamen Grinsen ihm zunickte.

„Ihr wollt das Mädchen ermorden?“ fragte er.

„Unsinn! Ich werde schon auf anderem Wege fertig mit ihr. Der alte Oberst, den der Graf zu ihrem Schutz zurückgelassen hat, müßte natürlich vorher beseitigt werden. Das könnte nicht schwer fallen, wenn wir nur nicht bis spätestens zum Abend Alles besorgt haben müßten. Dieser Flachskopf wird unsere Pläne ahnen und zu durchkreuzen suchen, ich hege die Ueberzeugung, daß er trotz seinen zerschlagenen Knochen sich nach Breslau hinschleppt.“

„Er kann vor morgen nicht eintreffen.“

„Aber wenn er kommt, müssen wir die Stadt schon verlassen haben.“

„Bah, ehe er uns gefunden hat —“

„Er wird sofort die Polizei alarmiren, den Hauderer und die Comtesse unterrichten, und wir — na, Ihr wißt ja, wir sind in Breslau nicht gut angeschrieben.“

„Hole der Teufel den, welchem wir's zu verdanken haben!“ rief der Agent wüthend.

„Den frommen Wunsch könnt Ihr sparen,“ fuhr der Rothkopf gelassen fort, „wenn der Teufel alle die holen wollte, die ihm überantwortet werden, hätte er viel zu thun! — Wie gesagt, die Zeit ist zu kurz. Wenn wir nur nicht nöthig hätten, vorher den Oberst zu beseitigen!“

„Dann schlage ich vor, wir liefern den Wagen ab, kassiren das Geld ein und kümmern uns um die Briefe nicht,“ sagte Hersch, „man muß sich zu begnügen wissen; ein Spatz in der Hand ist besser, als zehn auf dem Dache.“

„Na, wenn man auch einen Spatz in der Hand hat, kann man immer noch den Versuch machen, von den zehn auf dem Dache einige dazu zu fangen. Laßt mich nur machen.“

Der Wagen hatte die Grenze längst hinter sich, er war weder einem Grenzbeamten, noch einer Patrouille begegnet.

Aber noch eine weite Strecke war zurückzulegen, und da das Pferd zu sehr erschöpft war, ließ man in einem Dorfe den Wagen halten.

Nach einem kurzen Aufenthalt wurde die Fahrt fortgesetzt; der Abend dämmerte, als die Beiden in Breslau ankamen.

Sturm ließ den Wagen vor dem Hause des Trödlers Wenzel Richter halten.

„Ihr müßt uns mit anderer Garderobe versehen," sagte er, als der Trödler ihm gegenüberstand, „wir haben den Anzug eines vornehmen Herrn und eines Kutschers nöthig. Könnt Ihr uns beide verschaffen?"

„Warum nicht, vorausgesetzt —"

„Daß wir bezahlen, ich kenne das alte Lied. Macht Euch deshalb keine Sorgen, alter Bursche, wir bringen die Anzüge nach einer Stunde zurück und vergüten Euch die Leihgebühren."

Der stechende Blick des Trödlers musterte bald den einen, bald den andern Vagabunden.

„Wer bürgt mir dafür, daß Ihr die Anzüge zurückbringt?" erwiderte er nach einer kurzen Pause.

„Zum Teufel, Ihr zweifelt an unserer Ehrlichkeit?" fuhr der Rothkopf auf. „Ihr habt wahrhaftig keinen Grund dazu und wenn Ihr mit uns in Verbindung bleiben wollt, so rathe ich Euch, mit Vertrauen uns entgegenzukommen. Also vorwärts, unsere Zeit ist gemessen."

Der Trödler verließ zögernd seine Wohnstube, um die verlangten Anzüge zu holen, die freundschaftliche Verbindung mit den Vagabunden hatte für ihn zu großen Werth, als daß er sie verscherzen mochte.

Während er abwesend war, erlaubte Sturm sich, einen Blick in das Buch zu werfen, welches offen auf dem Schreibtisch des alten Mannes lag.

Es war das Kassabuch des Trödlers, und das Erstaunen, welches in den Zügen des Rothkopfes sich ausdrückte, bewies, daß der letztere sich in seinen Erwartungen bedeutend übertroffen fand.

„Der Salonanzug wird diesem Herrn passen," sagte Richter zurückkehrend, „dagegen fürchte ich, daß der Kutscherrock etwas zu kurz und zu enge ist."

„Das hat nichts zu sagen," entgegnete Sturm, „es ist Abend und bei Nacht sind alle Katzen grau. Also her mit den Lumpen."

Ein Gentleman war Otto Hersch nicht, als er die elegante Kleidung angelegt hatte. Trotzdem der seidene Shawl die sehr unsaubere Wäsche verbarg und der papierne Kragen dem obern Theil

der Toilette einen eleganten Anstrich gab, aber „es war Abend", wie Sturm sagte, und Hersch mußte den Mängeln der Toilette durch das Auftreten eines Edelmannes von Geburt und Erziehung zu Hülfe kommen.

„Auf Wiedersehen, alte Wanderratte," rief Sturm dem Trödler zu, während er rasch auf den Bock stieg. „Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß wir zurückkehren werden. Haltet kochendes Wasser bereit, wir wollen nachher einen Grog brauen, die Ingredienzien bringen wir mit."

„Ist das Euer Ernst?" fragte Hersch, der bereits im Wagen saß.

„Ich habe einen Plan," erwiderte der Rothkopf leise, „Geduld, Ihr sollt ihn später erfahren."

Der Wagen fuhr ab, er hielt bald vor dem Gasthofe, in welchem Comtesse Eugenie logirte.

Der Portier zog die Glocke, zwei Kellner stürzten diensteifrig herbei.

„Hier logirt ein Herr Wulff aus Berlin," sagte Hersch, der inzwischen eingetreten war, „ich wünsche mit dem Fräulein Tochter dieses Herrn zu reden."

Einer der beiden Kellner zog sich zurück, der andere warf mit einer Miene der Enttäuschung die Serviette über die Schulter und forderte den fremden Herrn auf, ihm zufolgen.

Kurz darauf stand Hersch den beiden jungen Damen gegenüber.

„Sie werden entschuldigen, wenn ich so spät störe," sagte er mit einer höflichen Verbeugung, „der Herr Graf beauftragte mich, diesen Brief in die Hände des gnädigen Fräuleins gelangen zu lassen, sobald ich hier eingetroffen sei."

„Ein Brief von meinem Vater?" fragte Eugenie lebhaft, während sie das Siegel erbrach. „Ah, er ist in Reichenberg? Sie verließen ihn dort?"

„Gestern Abend."

Louise ließ ihren Blick forschend auf den Zügen des jungen Mannes ruhen. Sie hatte diese Stimme schon einmal gehört, aber sie wußte sich augenblicklich nicht zu entsinnen, wann und wo dies der Fall gewesen war. Und trotzdem sie einen Grund dafür nicht finden konnte, fühlte sie plötzlich ein Mißtrauen gegen diesen Herrn in ihrer Seele erwachen, und sonderbar, dieses Mißtrauen faßte von Secunde zu Secunde fester und tiefer Wurzel.

„Sie kennen den Inhalt des Briefes?" fragte Eugenie, nachdem sie denselben gelesen hatte.

„Ich kenne ihn," erwiderte Hersch ruhig, „der Herr Graf wünscht, daß das gnädige Fräulein unverzüglich abreisen möge."

„Nach Prag, dort werden wir meinen Vater finden," wandte Eugenie sich zu ihrer Freundin. „Ich freue mich wirklich darauf,

daß wir in die Heimath zurückkehren, und ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mir diese angenehme Nachricht gebracht haben, obschon ich auch ohne diese Nachricht morgen in Begleitung des Herrn Oberst abgereist wäre."

Hersch verbeugte sich.

„Wenn das gnädige Fräulein befehlen wollen, wann ich morgen früh vorfahren soll —"

„Vorfahren?" fiel Eugenie ihm befremdet in's Wort.

„Allerdings, der Herr Graf bat mich, die Damen zu begleiten und zur Reise meinen Wagen benutzen."

Louise hatte sich rasch erhoben, sie näherte sich der Comtesse und wechselte leise einige Worte mit ihr, die Hersch, trotzdem er sein Gehör anstrengte, nicht verstand.

„Das ist mir räthselhaft," sagte Eugenie. „Die Reise ist ja mit der Eisenbahn weit kürzer und bequemer."

„Aber, der Herr Graf wünscht es."

„Daß ich Ihren Wagen benutze?"

„Allerdings."

Eugenie öffnete das Fenster und blickte hinunter, ihr silberhelles Lachen, während sie das Fenster wieder schloß, bewies dem schielenden Agenten, daß der schlauangelegte Plan gescheitert war.

„Ein Einspänner!" lachte die Comtesse. „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Ihr freundliches Anerbieten in dieser vielleicht ungezogenen Weise beantworte, aber ich finde es gar zu komisch, daß wir beide, Sie und der Kutscher in dieser Jagdchaise von Breslau nach Prag reisen sollen, in einer Chaise, die kaum für eine Dame und den Kutscher Raum hat."

Hersch biß auf die Lippe, er hatte nicht erwartet, statt einer Dame zwei zu finden.

„Nein, nein," fuhr Eugenie fort, „wir werden die Eisenbahn benutzen, und ich hege die Ueberzeugung, daß mein Vater diese eigenmächtige Abänderung seines Wunsches billigt, wenn ich ihm den Wagen näher beschreibe. Nochmals meinen besten Dank!"

Hersch wollte nochmals den Versuch machen, der Comtesse seine Begleitung aufzunöthigen, aber er fand nicht die Zeit dazu.

Louise richtete die Frage an ihn, ob er schon in Berlin gewesen sei, und als er diese Frage bejaht hatte, folgte ihr ein Examen, welches ihn vollständig verwirrte.

„Sie waren vor Kurzem in Berlin?" sagte das Mädchen, „warten Sie, am 9. Juni."

„Es kann sein," erwiderte Hersch, der nicht ahnte, welches Ende dieses Examen nehmen sollte.

„Sie begegneten an diesem Tage Abends in einer unbelebten Straße einem Mädchen?"

„Nein, Fräulein —"

„Besinnen Sie sich, mein Herr!"

„Du lieber Gott, ich bin in Berlin gewiß manchem Mädchen begegnet, wie kann ich wissen —"

„Sie werden sich dieses Falles ganz genau erinnern," fuhr Louise mit scharfer Betonung fort. „Sie verfolgten das Mädchen, und die Worte, die Sie ihm sagten —"

„Es mag sein, aber ich erinnere mich dessen nicht," unterbrach Hersch verwirrt die junge Dame, die mit blitzenden Augen vor ihm stand.

„Sie werden sich dessen erinnern, wenn ich Ihnen in's Gedächtniß zurückrufe, daß zwei Herren sich der Verfolgten annahmen, und daß diese Herren Ihnen fühlbare Beweise ihres Mißfallens gaben. Mein Herr, jenes Mädchen war ich — nun werden Sie wissen, was ich von dem Auftrage halte, den Sie von dem Herrn Grafen von K. erhalten haben wollen."

„Ist das Alles wahr?" fragte Eugenie überrascht.

Der Agent hatte seine Fassung vollständig verloren, er erinnerte sich jetzt jener Begegnung und die Erinnerung an die ihm derzeit widerfahrene Behandlung von Seiten seines Nebenbuhlers und seines Lehrlings war nicht geeignet, ihm die Geistesgegenwart zurückzugeben.

„Gnädiges Fräulein, ich weiß wirklich nicht," stotterte er — „der Brief des Herrn Grafen muß Ihnen denn doch den Beweis liefern —"

„Wie Sie zu jenem Briefe gekommen sind, können wir nicht wissen," unterbrach Louise ihn gemessen, „Sie werden aber einsehen, daß nach solchen Erfahrungen die Comtesse von K. unmöglich ihre Ehre einem Manne anvertrauen darf, der —"

„Sie haben Recht, Louise," sagte Eugenie mit stolzer Würde. „Ob nun mein Vater Sie gesandt hat, oder nicht, mein Herr, ich lehne Ihre Begleitung ab. Im Uebrigen danke ich Ihnen für die Besorgung des Briefes."

Der Agent sah ein, daß seine Rolle zu Ende war, er verbeugte sich und ging hinaus.

„Nun?" fragte Sturm, als sein Genosse im Wagen saß.

„Es war vergebliche Mühe," entgegnete Hersch unwirsch, „das stolze Fräulein will allein reisen."

„Aber Ihr habt doch —"

„Ich habe Alles versucht, mich auf den Auftrag ihres Vaters gestützt und sie darauf aufmerksam gemacht, daß der Graf ihr die Weigerung übel nehmen werde, aber sie beharrte bei ihrer Antwort, Sie will die Bahn benutzen."

„Meinetwegen kann sie einen Schubkarren nehmen," sagte der

Rothkopf gelassen, „mir liegt nicht viel daran, daß sie ihren eigenen Kopf aufsetzt.“

„Vorhin spracht Ihr anders,“ erwiderte Hersch erstaunt. „Ihr bautet auf den Erfolg Eures Planes —“

„Ich gebe es zu, aber die Sache hat sich inzwischen geändert. Wir werden jetzt den Wagen dem Hauderer zurückbringen.“

„Und das Geld einkassiren?“

„Dazu ist es heute zu spät, aber wir werden den Wechsel erhalten und das Geld morgen früh holen.“

„Es ist doch etwas,“ sagte Hersch, „zweihundertfünfzig Thaler für Jeden.“

„Und ich hoffe, wir gewinnen diese Nacht noch mehr,“ erwiderte Sturm leise.

Der Wagen fuhr ab. Der Hauderer nahm keinen Anstand, dem schielenden Agenten den Wechsel zu übergeben, als dieser ihn dazu aufforderte.

Sturm legte seine Hand auf den Arm seines Genossen und verließ Arm in Arm mit ihm die Straße, in welcher der Hauderer wohnte.

„Ich sagte Euch vorhin, wir würden in dieser Nacht noch mehr verdienen,“ nahm er das Wort, „aber ich fürchte, Ihr werdet Euch von Eurer Angst und Eurem noch immer zu engen Gewissen abhalten lassen, gemeinschaftliche Sache mit mir zu machen.“

„Stellt mich auf die Probe,“ erwiderte Hersch, „Ihr werdet erfahren, daß mein Gewissen nicht enger ist, wie das Eure.“

„Aber Ihr habt nicht den Muth —“

„Ich denke, ihn bewiesen zu haben.“

„Wann?“ spottete der Rothkopf. „Etwa bei dem Ueberfall im Walde? Es gehört wenig dazu, einen jungen Burschen durchzuprügeln.“

„Na, kommt zur Sache,“ sagte der Agent ungeduldig. „Euer unbegründeter Spott setzt böses Blut. Was habt Ihr vor?“

„Wie hoch schätzt Ihr den Trödler, der uns die Anzüge geliehen hat?“

„Gehört die Frage zu Eurem Vorhaben?“

„Ja.“

„Hm, der Mann hat vielleicht etwas baares Geld, aber viel kann's nicht sein, in der jetzigen Zeit wird er mehr einkaufen als verkaufen.“

„Das habe ich auch geglaubt.“

„Und ich gehe jede Wette darauf ein —“

„Wettet nicht, Ihr könntet die Wette verlieren. Wenzel Richter muß, bevor er nach Breslau zog, viel verdient haben, und ich glaube, daß er auch in Breslau manches gute Geschäft gemacht

hat. Ihr werdet bemerkt haben, daß ich einen Blick in sein Kassabuch warf, während er draußen war, die Kleider zu holen.“

„Ich sah es.“

„Nun wohl, ich erhielt durch diesen Blick die Ueberzeugung, daß der Trödler gestern und heute bedeutende Summen eingenommen hat, deren Gesammtbetrag sich auf achthundert Thaler beläuft.“

„Das kann ich kaum glauben,“ sagte Hersch zweifelnd, „woher sollte er das Geld erhalten?“

„Im Kassenbuche steht's eingeschrieben,“ fuhr Sturm achselzuckend fort. „Können wir wissen, welche Geschäfte der Mann macht? Wenn er gestohlenes Gut zur Hälfte des Werthes ankauft, die edlen Metalle einschmilzt und nachher zum Metallwerth verkauft, muß er dadurch nicht seine Fonds verdoppeln? Wenzel Richter ist ein schlauer Fuchs, wenn er wüßte, daß wir die Höhe seines Baarbestandes kennen, würde er uns heute Abend nicht wieder einlassen. Und es wäre gut für ihn,“ setzte der Rothkopf nach einer kurzen Pause hinzu, „während uns diese Vorsicht die Gelegenheit raubte, eine namhafte Summe zu erwerben.“

„Ah — das ist Euer Plan?“ fragte Hersch.

„Ja, und wenn Ihr dabei sein wollt, gut — im andern Falle übernehme ich's allein.“

„Aber wißt Ihr auch, ob das Geld noch im Hause ist?“

„Ich weiß es.“

„Ich möchte das bezweifeln.“

„Wenn er's verausgabt hätte, würde darüber eine Notiz sich im Kassabuch finden,“ erwiderte Sturm gelassen, „da eine solche Notiz sich nicht vorfindet, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das Geld noch im Hause ist. Wenzel Richter wird es gewiß nur dann aus den Händen geben, wenn er Gelegenheit findet, es zu verdoppeln.“

„Habt Ihr einen Plan schon entworfen?“ fragte Hersch nachdenklich.

„Ja. Der alte Mann liebt den Grog, aber er ist zu geizig, sein schönes Geld dafür auszugeben. Wir werden eine Flasche Rum und den nöthigen Zucker mitbringen und Ihr sollt sehen, binnen einer halben Stunde ist er berauscht.“

„Aber er wird morgen sehr genau wissen, wer ihm zu dem Rausch verholfen hat.“

„Es liegt nur an uns, dies zu verhüten. Und wir müssen es verhüten, weil wir morgen früh den Wechsel einkassiren wollen.“

„Um neun Uhr kann dies geschehen sein. Bis dahin wird der Trödler noch keine Anzeige gemacht haben.“

„Möglich, aber wir dürfen uns nicht darauf verlassen. Der

alte Kerl ist gewohnt, früh aufzustehen, wenn er um vier Uhr erwacht, ist die Polizei schon um halb fünf alarmirt."

„Er muß doch zuvor wissen, daß er beraubt worden ist."

„Er wird Verdacht schöpfen, sobald er erwacht."

„Wenn Ihr das Alles voraus wißt, wie wollt Ihr ihn hindern, die Anzeige so früh zu machen."

„Er darf sie gar nicht machen."

„Erklärt Euch etwas deutlicher," sagte Hersch, entsetzt über die gewitterschwüle Ruhe, mit der sein Genosse den verbrecherischen Plan erörterte.

„Ich denke, deutlich genug gesprochen zu haben," entgegnete Sturm kalt. „Wenn Ihr Angst habt, oder es mit Eurem Gewissen nicht vereinbaren zu können glaubt, so überlaßt es mir allein, ich werde mit dem alten Manne schon fertig werden."

„Ihr wollt ihn er—"

„Still! Was ich will, wird sich finden."

Der Agent schwieg, er dachte über das Verbrechen seines Genossen nach. Die Bahn des Verbrechens hatte er schon damals betreten, als er die Wechsel fälschte, die sich in den Händen Loosen's befanden, er hatte einen weiteren Schritt durch den Straßenraub gethan, was lag daran, ob ein Verbrechen mehr oder weniger sein Gewissen belastete! Vierhundert Thaler konnte man eine namhafte Summe nennen, sie war leicht zu verdienen.

Hersch gab nach einer Weile seine Zustimmung. Die beiden Vagabunden machten die nöthigen Einkäufe und gingen darauf in die Wohnung des Trödlers.

Wenzel Richter schien keine Ahnung zu haben von der Unvorsichtigkeit, die er begangen hatte, als er hinausgegangen war, ohne vorher sein Kassenbuch zu entfernen.

Er empfing die Vagabunden mit einer Freundlichkeit, die ihre Ursache wohl nur in der Rumflasche fand, welche Jakob Sturm mit bedeutsamen Lächeln auf den Tisch stellte.

Fünf Minuten später war der Grog gebraut, er fand den Beifall des alten Mannes, der behaglich schmunzelnd aus dem Glase nippte und es darauf in einem Zuge leerte.

„Gelt, das schmeckt?" begann der Rothkopf, der dem Trödler gegenüber an dem kleinen Tische saß und seinen stechenden Blick fast unverwandt auf den hageren Zügen des alten Mannes ruhen ließ.

„Gut und billig, das ist bei Euch wohl stets die Hauptsache?"

„Ich glaube, daß es der Wahlspruch eines Jeden ist!" erwiderte Richter, während er das Glas wieder füllte. — „Na, was habt Ihr ausgerichtet?"

„Wir? Wie meint Ihr das?"

„Hm — ich denke mir, daß Ihr die Anzüge doch wohl zu irgend einem Zweck geliehen habt.“

„Natürlich, alter Bursch, aber es war ein sehr unschuldiger Zweck. Mein Kamerad wollte sich seiner Liebsten vorstellen.“

„So, so, und woher hattet Ihr Wagen und Pferd genommen?“

„Wollt Ihr sie kaufen?“

„Gott bewahre mich. Woher sollte ich Stallung und Futter für das Thier nehmen?“

„Na, wenn wir sie Euch zur Hälfte des Werthes überließen, würdet Ihr den Kauf mit Vergnügen abschließen,“ spottete Sturm. „Ich vermuthe, daß Euer Geschäft einen enormen Gewinn abwirft — he?“

„Es wird viel vermuthet,“ entgegnete der alte Mann achselzuckend, während er das Glas zum Munde führte. „Was man in der jetzigen Zeit verdient, ist zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben.“

„Also doch immer etwas!“ warf Hersch ein.

„Laßt Euch keinen Bären aufbinden,“ fuhr Sturm fort, „der alte Bursche hat mehr Geld, als wir beide ahnen.“

„Bei meiner Seelen Seligkeit —“

„Schwört nicht, ich weiß ja, wie hoch ich Euren Schwur taxiren darf! Trinkt, es soll im Grunde ja wohl gleichgültig sein, ob Ihr viel oder wenig Geld besitzt. Aber was ich gesagt habe, ist die Wahrheit, Ihr habt mehr Geld, wie wir vermuthen.“

„Wenn Ihr das so sicher wißt —“

„Gewiß. Ihr habt mir ja angeboten, die Beute, die ich Euch vom Schlachtfelde bringe, sofort baar zu bezahlen, also werdet Ihr nicht leugnen können —“

„Das beweist nichts,“ fiel der Trödler ihm in's Wort, „wenn meine schwachen Mittel nicht ausreichen, kann ich Geld leihen, Credit habe ich.“

„Da seht Ihr den schlauen Fuchs!“ lachte Sturm. „So sprechen alle Wucherer, um den Zinsfuß recht hoch schrauben zu können! Na, wir werden noch manches Geschäft mit einander machen, aber ich fürchte, Ihr werdet an mir nicht viel verdienen.“

Ein selbstbewußtes Lächeln glitt rasch über das Gesicht des alten Mannes, er hegte die Ueberzeugung, daß er bei diesen Geschäften sein Schäfchen in's Trockene brachte.

„Ihr habt ja gestern ziemlich bedeutende Summen eingenommen!“ fuhr Sturm nach einer kurzen Pause fort und sein Blick richtete sich mit durchbohrender Kraft auf den alten Mann, der sichtbar erschrak. „Manches hübsche Pöstchen ist eingegangen, — Ihr habt Recht, Euch mit klingender Münze zu versehen, nächstens werdet Ihr's gebrauchen können.“

„Ich soll bedeutende Summen eingenommen haben?“ fragte der Trödler mit wachsender Bestürzung. „Wer hat Euch das gesagt?“

„Ihr hört ja, daß ich es weiß.“

„Aber es ist die Unwahrheit.“

„Weshalb wollt Ihr's leugnen?“

„Weil ich nicht zugeben kann, was unwahr ist.“

„Bah — ich kenne den Grund besser. Weil Ihr fürchtet, wir könnten Euch das Messer an die Kehle setzen — he?“

Es lag etwas diabolisches in dem Tone, in welchem Sturm diese Worte sprach, etwas, was nicht nur dem alten Manne, sondern auch dem Agenten Entsetzen einflößte.

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt!“ entgegnete der Trödler mit wachsender Aufregung. „Was kann's Euch interessiren, ob ich Geld im Hause habe, oder nicht?“

„Hm, man könnte nicht wissen, ob wir nicht die Absicht hegten, eine Anleihe zu machen!“ warf Sturm gleichgültig hin.

„Eine Anleihe?“

„Befremdet Euch das?“

„Ja. Ihr müßt doch wissen, daß —“

„Ihr sie nicht bewilligen werdet. Allerdings. Aber fragt Oesterreich darnach, ob der Provinz Venedig die neue Anleihe gelegen kommt? Dürfen die Staaten im Großen eine Zwangsanleihe machen, so werden wir's wohl auch im Kleinen dürfen.“

„Mensch, seid Ihr toll geworden?“ rief der Trödler, von seinem Sitz auffahrend.

„Keineswegs,“ entgegnete Sturm ruhig, „ich wollte Euch nur einmal auf den Zahn fühlen. Setzt Euch nur wieder, so schlimm ist es noch nicht. Also eine freiwillige Anleihe würdet Ihr nicht übernehmen?“

Der stiere Blick des alten Mannes ruhte forschend auf dem Vagabunden, der, den Kopf auf die Arme gestützt, vor ihm saß, wie der Richter eines Revolutionstribunals während der Schreckenszeit in Frankreich.

„Freiwillig?“ erwiderte er. „Herzlich gern, wenn Ihr mir gute Bürgschaft gebt.“

„Das können wir nicht.“

„Oder ein Pfand.“

„Wir haben es nicht.“

„Dann könnt Ihr auch nicht verlangen, daß ich auf Treu und Glauben mein gutes Geld ausleihen soll.“

„Setzt doch gleich hinzu, einem Manne, der es voraussichtlich nicht zurückgeben wird!“

„Wenn Ihr selbst das sagt —“

„Hört Ihr's?" wandte Sturm sich zu seinem Genossen. „Er sagt mit dürren Worten, daß er uns kein Vertrauen schenkt."

„So werden wir wohl zur Zwangsanleihe schreiten müssen," erwiderte Hersch, den „dieses Spielen mit der Maus" ergötzte.

„Natürlich," fuhr Sturm fort, „was man nicht gutwillig bekommen kann, muß man nehmen."

Dem Trödler ward es immer unheimlicher in der Nähe dieser beiden Menschen, die er zu jedem Verbrechen fähig hielt; hätte er gewußt, daß Sturm den Baarbestand seiner Kasse so genau und aus solch' zuversichtlicher Quelle kannte, so würde er schon jetzt für sein Leben gezittert haben. Er wollte einlenken, lieber ein kleines Opfer bringen, als die Sache auf die Spitze treiben.

„Wenn es sich um einige Thaler handelt," sagte er nach einer kurzen Pause, „so will ich sie Euch gegen Schuldscheine vorstrecken, wir können sie ja beim ersten Geschäft in Abrechnung bringen."

Sturm schüttelte den Kopf. „Mit einigen Thalern ist uns nicht geholfen, wir müssen so viel haben, daß wir bis zur ersten Schlacht wie die Herren leben können. Rücke heraus, alte Scharteke, Ihr habt achthundert Thaler baares Geld im Hause, es wäre uns lieb, wenn wir's gleich abmachen könnten."

Der Trödler hatte sich erhoben, die Entdeckung, daß der Geist des Branntweins seine Sinne bereits betäubte, erhöhte seine Bestürzung. Er ergriff in seiner Angst ein Bambusrohr, welches hinter ihm am Schreibtische stand, entschlossen, sich zu vertheidigen, so gut und so lange er's vermochte.

„Seid kein Narr!" fuhr Sturm lachend fort. „Mit der dünnen Gerte spielt Ihr eine zu klägliche Figur. Trinkt und macht Euch keine Sorgen, ich habe mir nur einen Spaß mit Euch erlaubt."

„Hole der Teufel solchen Spaß!" entgegnete der alte Mann unwirsch. „In Geldsachen hört jeder Spaß auf."

Sturm gab seinem Genossen verstohlen einen Wink und erhob sich.

„Laßt mich doch Eure Schätze einmal sehen," sagte er, „der Anblick des blanken Geldes hat für mich etwas ungemein Erquickendes."

Im nächsten Augenblick erlosch das Licht, ein lauter, gellender Hülferuf, ein halb unterdrückter Fluch, ein schwerer Fall, ein Kämpfen und Ringen und darauf ein kurzes, hohles Röcheln, — dann ward es still in dem Gemach, still wie in einem Grabe.

Der ganze Kampf hatte keine Viertelstunde gewährt.

„Zündet das Licht an," unterbrach die hohle Stimme des Rothkopfs endlich die unheimliche Stille.

In der nächsten Sekunde erleuchtete das blitzende Aufflammen des Phosphors das Gemach. Als die Lampe brannte und die

beiden Vagabunden einander ansahen, erschraken sie unwillkürlich. Ihr stierer Blick, ihre bleichen Wangen, das Entsetzen und die Aufregung, die in ihren verstörten Zügen sich ausdrückten, ließen sie beide die ganze entsetzliche Größe ihres Verbrechens erkennen.

„So tief sind wir also gesunken," sagte Hersch mit dumpfer Stimme und sein Blick suchte mit dem Ausdruck steigender Seelenangst den leblosen Körper des alten Mannes, der auf dem Fußboden lag.

„Bah, wer bereut, was er mit Vorbedacht gethan hat, ist eine Memme," entgegnete Sturm mit geringschätzendem Achselzucken. „An der alten Scharteke ist der Welt nichts verloren gegangen, er betrog, wo er konnte —"

„Aber —"

„Laßt jetzt jedes „Wenn" und „Aber" beiseite. Wir haben die Brücke hinter uns abgebrochen, jetzt heißt es: „Vorwärts!" dafür, daß auf uns kein Verdacht fällt, laßt mich nur sorgen."

Sturm zog bei den letzten Worten einen Strick und einen eisernen Haken aus der Tasche. Er suchte und fand einen Hammer, mit dem er den Haken in einen Balken eintrieb. Darauf schlang er den Strick um den Hals des Todten, fünf Minuten später hing die Leiche an dem Haken.

„So, jetzt noch das," sagte Sturm ruhig, während er unter der Leiche einen Stuhl auf den Fußboden legte. „Ich gehe jede Wette ein, daß es morgen heißen wird, der Trödler hat sich erhängt."

„Ihr könntet die Wette verlieren," erwiderte Hersch, der ängstlich vermied, die Leiche anzublicken.

„Ich glaube nicht. Ich habe den Kerl so kunstgerecht erdrosselt, daß kein Arzt die Spur der Erdrosselung finden wird, wir werden keine Spur unserer Anwesenheit in dieser Nacht hinterlassen und der umgeworfene Stuhl muß jeden etwa aufkeimenden Zweifel vollständig ersticken. Das Kassenbuch wird vernichtet und das Geld mitgenommen, wer will alsdann bestreiten, daß der alte Mann wegen Mangel an Subsistenzmitteln sich das Leben genommen hat?"

Hersch zuckte zweifelnd die Achseln. „Ein Mord bleibt nie verborgen —"

„Unsinn! Wie Viele mögen gemordet worden sein, die man beerdigt hat, ohne einen Verdacht zu schöpfen! Aber gehen wir an's Werk."

„Ja, ja," sagte Hersch hastig, „beeilen wir uns, mir graut in diesem Hause."

Der Schreibtisch war verschlossen, Sturm fand die Schlüssel in der Tasche des alten Mannes.

Er öffnete jede Schublade, aber außer einigen Kupfermünzen fand kein Geld sich vor.

„Jetzt haben wir die Folgen unsers Leichtsinns!“ sagte er ärgerlich. „Wir hätten zuvor erforschen müssen, wo der alte Geizhals sein Geld aufbewahrte!“

„Vorausgesetzt, daß er Geld besaß,“ entgegnete Hersch ungeduldig. „Ich sagte Euch ja —“

„Spart Eure hochweisen Bemerkungen!“ fiel Sturm ihm barsch in's Wort. „Hätte der Mann kein Geld im Hause gehabt, würde er nicht so große Furcht vor uns gehabt haben.“

„Aber Ihr seht doch —“

„Daß er es nicht in seinem Schreibtische aufbewahrte, sehe ich allerdings; wir müssen suchen, bis wir's finden.“

„Und ich wiederhole Euch, es ist vergeblich. Der Trödler hat seine Baarschaft in Sicherheit gebracht, nicht aus Furcht vor uns, sondern um die Zinsen zu genießen.“

Der Rothkopf zog statt der Antwort ein Buch aus einer Schieblade, öffnete es und hielt es seinem Genossen vor die Augen.

„Da seht und überzeugt Euch, ungläubiger Thomas,“ sagte er ärgerlich, „neunhundert Thaler müssen noch in der Kasse sein. Sollten wir auf das Geld verzichten, nachdem wir es sauer genug verdient haben?“

„Nein, wahrhaftig nicht, aber wir können's nicht mitnehmen, wenn wir's nicht finden.“

„Suchen wir,“ erwiderte Sturm.

Er zog die Schiebladen aus dem alterthümlichen Schreibtische und untersuchte den Boden und die hintere Wand desselben. „Ich habe derartige Möbels vor mehreren Jahren kennen gelernt,“ sagte er, während er bald hier, bald dort klopfte, „ein geheimes Versteck findet sich fast in jedem. Halt, hier muß es sein. Hört Ihr den metallischen Klang?“

Der schrille Klang der Hausglocke, welche plötzlich ungestüm gezogen wurde, bewog den Agenten, die Antwort, welche ihm auf den Lippen schwebte, zurückzudrängen.

Starr blickten die Vagabunden einander an.

„Was war das?“ flüsterte Hersch entsetzt. „Wer kann noch so spät Einlaß begehren?“

„Bah, was kümmert es uns!“ entgegnete Sturm, sich gewaltsam aufraffend. „Mag der späte Gast schellen, er wird's schon müde werden, wenn ihm nicht geöffnet wird.“

„Aber wenn es die Nachtwache ist?“

„Was könnte sie hier wollen?“

„Wissen wir's? Brand in der Nähe, möglicherweise eine Verhaftung wegen —“

Zum zweitenmale wurde die Glocke gezogen und gleichzeitig so ungestüm auf die Thüre geklopft, als beabsichtige der späte Gast den Ermordeten durch diesen Lärm in's Leben zurückzurufen.

„Das scheint wahrhaftig ernst zu sein," sagte Sturm. „Hol' der Teufel den Störenfried —"

„Er wird uns den Gefallen nicht erzeigen. Wir müssen uns aus dem Staube machen, wenn man uns hier findet —"

„Es wäre wahrhaftig schade, wenn ein altes Waschweib, wie Ihr, seinem Wirkungskreise entzogen würde!" höhnte Sturm mit verbissenem Ingrimm. „Wir können doch nicht ohne das Geld gehen?"

Zum drittenmale rief der schrille Klang der Glocke das Echo in dem unheimlichen Hause wach.

„Sucht nach dem Gelde, so lange Ihr wollt," sagte Hersch, der seiner Angst nicht länger gebieten konnte, „ich ziehe vor, der Gefahr aus dem Wege zu gehen."

Er hatte bei den letzten Worten das Fenster geöffnet. Es führte auf einen gepflasterten, mit einer niedrigen Mauer umgebenen Hof.

„Wenn man nur wißte, ob in der Nachbarschaft ein Wirthshaus ist," flüsterte er. „Einmal auf dem Hof des Wirthshauses, wollte ich mich schon in's Haus schmuggeln."

„Im zweiten Hause rechts finden wir eine Branntweinschenke," erwiderte Sturm, der jetzt auch einer rechtzeitigen Flucht den Vorzug vor weiterem Suchen nach den verborgenen Schätzen zu geben schien.

In dem Augenblick, in welchem die Glocke zum viertenmale gezogen wurde, löschte Sturm das Licht, nachdem er zuvor die Schiebladen wieder geschlossen und die Schlüssel auf den Tisch gelegt hatte. Gleich darauf folgte er seinem Genossen, der schon auf der Mauer stand.

„Wenn nur die Mauer drüben nicht höher ist, wie diese," flüsterte Hersch rathlos.

„Vorwärts!" erwiderte Sturm. „Hier gilt kein Bedenken."

„In Gottes Namen denn!" sagte Hersch, während er sich anschickte, hinunterzuklettern.

Im nächsten Augenblick waren die beiden Mörder im Dunkel der Nacht verschwunden.

---

# Einunddreißigstes Kapitel.

## Fehlgeschlagen.

Otto Hersch hatte kaum die Comtesse von K. verlassen, als der Oberst, der in Breslau unter dem Namen eines Handlungsreisenden Schulz weilte, eintrat.

Den beiden Mädchen fiel eine Last vom Herzen, als sie den Freund des Grafen sahen, der während der Abwesenheit des letzteren sie zu schützen versprochen hatte.

Eugenie theilte ihm den Inhalt des erhaltenen Briefes mit und knüpfte daran einen Bericht über die Person desjenigen, der diesen Brief gebracht hatte.

Der Oberst erschrak, er befürchtete eine Denunciation.

Eugenie aber äußerte die Ansicht, daß jener Mann nicht wagen werde, sich mit der Polizeibehörde in Verbindung zu setzen, da er höchst wahrscheinlich Grund habe, die Berührung mit ihr zu vermeiden.

Dem Entschlusse der Comtesse, am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge abzureisen, pflichtete der Oberst bei, er wollte die Damen bis Prag begleiten.

„Apropos," sagte er, während er sich der Thüre näherte, um sich zu verabschieden, „Sie äußerten ja vor einigen Tagen den Wunsch, eine Deutsche als Kammermädchen zu engagiren?"

„Es ist wahr," erwiderte Eugenie, „indeß werde ich jetzt wohl auf die Erfüllung dieses Wunsches verzichten müssen. Ich habe heute eine Annonce in der Breslauer Zeitung erlassen und daraufhin auch vor wenigen Stunden eine Offerte erhalten. Mein Vorsatz, das Mädchen morgen hierher kommen zu lassen, wird nun durch die plötzliche Abreise unausführbar."

„Auch ich hatte mich bemüht," fuhr der Oberst fort. „Ich gab einem Commissionär den Auftrag, ein passendes Mädchen für Sie zu suchen und erhielt ebenfalls erst am Abend die Nachricht, daß ein solches gefunden sei. Ich kam hierher, um mit Ihnen darüber zu reden. Das Mädchen soll nicht sehr erfahren, aber sehr willig, ziemlich gebildet und ein Engel an Sanftmuth sein. Ich bedaure, daß uns nicht die Zeit bleibt, zu untersuchen, ob es der enthusiastischen Beschreibung des Commissionärs entspricht."

„Hoffentlich finden wir in Prag ein Mädchen, welches Ihren Anforderungen entspricht," sagte Louise, „obschon ich nicht einsehe, weshalb ich nicht ferner dieses mir angenehme Amt versehen soll."

„Sie sind meine Freundin, Louise," entgegnete die Comtesse, während sie mit hergewinnendem Lächeln dem Mädchen die Hand bot, „von einer Freundin darf ich solche Dienste nicht annehmen."

„Ein junger Mann wünscht mit Fräulein Wulff zu reden," meldete in diesem Augenblick ein Kellner, „er sagt, eine sehr dringende Angelegenheit führe ihn noch so spät hierher und es liege im Interesse des Fräuleins, ihn vorzulassen."

Eugenie sah auf die Uhr und warf darauf dem Oberst einen fragenden Blick zu.

„Bereits elf Uhr," sagte sie, „was halten Sie von diesem späten Besuch?"

„Nehmen Sie ihn an," erwiderte der Oberst ruhig, „man kann nicht wissen, ob Sie nicht durch ihn über die Ereignisse der jüngsten Stunden näheren Aufschluß erhalten."

Die Comtesse gab dem Kellner einen Wink.

Gleich darauf trat Konrad ein.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er, „die Angelegenheit, die mich hierherführt —"

„Kommen Sie ohne Umschweife zur Sache," fiel der Oberst ihm rasch in's Wort.

„Vorab eine Frage, mein Fräulein, haben Sie schon einen Brief erhalten, den der Graf von K. geschrieben hat?"

„Allerdings," erwiderte Eugenie ungeduldig, „ein junger Herr brachte ihn mir vor einer Stunde."

„So habe ich ihn also doch nicht überholt, trotzdem ich die Eisenbahn benutzte," fuhr Konrad unmuthig fort. „Aber ich hoffe, ich komme noch früh genug, um die Pläne dieser Schurken zu vereiteln. Der Herr Graf übergab mir in Reichenberg einen Wagen und ein Pferd und ersuchte mich, nach meiner Hierherkunft beide dem Hauderer, dessen Eigenthum sie sind, zu überliefern. Dieser Hauderer habe einen Wechsel im Betrage von fünfhundert Thalern als Unterpfand erhalten, ich sollte den Wechsel einkassiren, dreihundert Thaler Fräulein Wulff auszahlen und den Rest mit einem Freunde theilen. Außerdem erhielt ich zwei Briefe, einen an Fräulein Wulff und den zweiten an einen Herrn Karl Schulz adressirt."

„Wo haben Sie den zweiten Brief?" fragte der Oberst.

Konrad schüttelte den Kopf. „Wenn Sie ihn noch nicht erhalten haben, so weiß ich nicht, wo er ist, vielleicht haben die Straßenräuber ihn vernichtet. In einem Walde dicht an der Grenze wurde ich plötzlich von zwei Männern überfallen, ich schoß mein Pistol auf sie ab, ohne zu treffen, sie überwältigten mich, nahmen mir Wagen und Pferd und die Briefe ab und fuhren über die Grenze zurück. Ich schleppte mich ihnen nach, so gut ich es ver-

mochte, würde aber wohl vor morgen Mittag nicht hier angekommen sein, wenn ich nicht in Hirschberg die Eisenbahn benutzt hätte, um über Görlitz und Liegnitz hierher zu fahren. Glücklicher Weise reichte meine Baarschaft aber hin, die Reisekosten zu bestreiten, aber wie ich sehe, hat meine Hoffnung, vor den beiden Schurken hier anzukommen, sich nicht verwirklicht."

Der Oberst wanderte ungeduldig auf und ab.

„Kennen Sie die Beiden?" fragte er.

„Ich kannte sie schon in Hamburg, unser Herrgott hat sie beide gezeichnet. Hersch, der eine, schielt —"

„Er brachte den Brief," warf Eugenie ein.

„Jakob Sturm, der andere, hat rothes Haar."

„Ah, sind es diese Beiden?" rief der Oberst überrascht. „Sie entflohen gestern von der Hauptwache, man hatte sie, als der Spionage verdächtig, verhaftet. Gut, gut, wir werden erst morgen Mittag reisen, gnädiges Fräulein, von diesen haben wir eine Denunciation nicht zu befürchten."

„Aber weshalb wollen Sie die Abreise verschieben?" fragte Eugenie. „Je eher wir von hier wegkommen, desto lieber ist es mir."

„Mir ebenfalls, aber wir müssen zu verhindern suchen, daß die Schufte das Geld bei dem Bankier erheben."

Louise hatte sich dem jungen Manne genähert.

„Wir sind Ihnen doppelt zu Dank verpflichtet," sagte sie und ihre großen, schönen Augen blickten mit dem Ausdruck dankbarer Freundschaft den Jüngling an. „Sie haben schon einmal in Berlin mich vor jenem Manne beschützt, erinnern Sie sich des Abends noch?"

„Gewiß."

„Damals begleitete Sie ein Herr, den ich kenne."

„Herr Herzberg?"

„Nein. Eduard Beier. Wo weilt dieser Herr jetzt?"

„In Böhmen."

„Kommen Sie," drängte der Oberst, „vor allen Dingen müssen wir erforschen, ob der Hauderer den Wechsel schon ausgehändigt hat."

„Wir bleiben also bis morgen Mittag?" fragte Eugenie.

„Jedenfalls."

„So könnte ich ja morgen früh mit dem Mädchen reden."

„Ich werde den Commissionair beauftragen, es Ihnen zuzuschicken."

„Gut, ich erwarte es. Das Mädchen, welches sich mir heute Abend empfohlen hat, soll bei einem Küppermeister Bernhard Breuer wohnen, den Namen habe ich vergessen, wären Sie so freundlich, auch dieses Mädchen zu benachrichtigen, daß ich mit ihm zu reden wünsche?"

„Unser junger Freund wird diese Commission vielleicht über-

nehmen?" erwiderte der Oberst, Konrad einen fragenden Blick zuwerfend.

„Herzlich gern," sagte Konrad, „ich werde morgen früh hingehen."

„Und wenn Sie uns nach Prag begleiten wollen, so wird mein Vater Ihnen gewiß sehr dankbar sein für Ihre Aufopferung," entgegnete Eugenie.

„Ich bedaure, sobald die Verhältnisse es mir gestatten, muß ich nach Reichenberg zurückkehren. Eduard erwartet mich dort."

Der Oberst hatte das Zimmer schon verlassen, Konrad verabschiedete sich mit dem Versprechen, vor seiner Abreise die Damen noch einmal besuchen zu wollen, und folgte ihm.

Der Hauderer lag schon im Bette, aber der Oberst ließ sich dadurch von der Ausführung seines Vorhabens nicht abhalten. Er zog so lange an der Glocke, bis ein Fenster geöffnet wurde und eine Stimme den späten Gast fragte, was er begehre.

Die Frage, ob der Einspänner zurückgebracht und dem Betreffenden der Wechsel eingehändigt worden, wurde bejaht.

„Ich dachte es mir," sagte der Oberst, „die Schufte haben Eile, sie werden morgen in aller Frühe den Wechsel einkassiren —"

„Wenn sie ihn nicht heute Abend noch verkaufen," wandte Konrad ein, „der Wechsel ist von dem Bankier acceptirt."

„Heiliges Kanonenrohr, die Möglichkeit liegt allerdings nahe!" rief der Oberst bestürzt. „Die Beiden müssen befürchten, daß Sie im Laufe der Nacht oder morgen früh hier eintreffen, sie haben außerdem triftige Gründe, sich am hellen Tage in Breslau nicht sehen zu lassen. Da ist es leicht, daß sie auf den Gedanken kommen, den Wechsel mit einem kleinen Verluste zu verschachern. Wer aber könnte — — — halt, wenn Einer den Wechsel kauft, ist es Wenzel Richter. Sturm kennt ihn, der Trödler ist vielleicht der einzige Mann in Breslau, mit dem er in Verbindung steht."

Der Oberst hatte bereits den Weg zur Wohnung des Trödlers eingeschlagen, er schritt so rasch aus, daß Konrad ihm kaum folgen konnte.

„Selbst für den Fall, daß dieser Mann nicht so viel baares Geld besitzt, daß er den Wechsel kaufen kann, ist es doch wahrscheinlich, daß die Schurken ihn beauftragen werden, die Summe in Empfang zu nehmen," fuhr der Oberst fort, „es wäre also möglich, daß wir die Beiden bei ihm finden."

„Wenn Sie das glauben, halte ich es für rathsam, daß wir vorher zur Wache gehen und eine Patrouille mitnehmen."

„Bah, mit den Beiden werden wir allein fertig werden."

„Sie führen Revolver bei sich."

„Ich trage dieselbe Waffe in der Tasche."

Konrad schüttelte bedenklich das Haupt. „Vorsicht ist immer besser," sagte er, „wenn die Wache uns begleitet —"

„Lieber Freund, es gibt, namentlich in Kriegszeiten, Verhältnisse, in denen man jede Berührung mit der Behörde und der bewaffneten Macht so viel wie möglich vermeiden muß," unterbrach der Oberst ihn ernst. „Deuten Sie diese Worte, wie Sie wollen, jedenfalls enthalten sie den Schluß, daß wir auf Unterstützung durch die Wache einstweilen verzichten müssen."

„Das ist unangenehm."

„Haben Sie Furcht?"

„Nein, aber —"

„Verlassen Sie sich auf mich, wenn es sein muß, nehme ich's allein mit den Beiden auf. Ich bezwecke überhaupt nichts weiter, als ihnen den Wechsel zu entreißen," fuhr der Oberst nach einer kurzen Pause fort, „was sie außer der Einkassirung jener Summe im Schilde führen, kümmert mich nicht."

„Fräulein Wulff —"

„Hat nichts zu befürchten, so lange ich ihr zur Seite stehe."

Die Beiden waren inzwischen vor dem Hause des Trödlers angekommen.

Der Oberst zog die Glocke. Niemand antwortete. Was drinnen in dem Hause vorgefallen war, ahnte er nicht, aber die Stille, die nur durch den Klang der Glocke und den dumpfen Schall seines Pochens unterbrochen wurde, beunruhigte ihn.

„Der Mann muß einen festen Schlaf haben," sagte Konrad, als sein Begleiter zum fünften Male die Glocke gezogen hatte. „Dieser Lärm könnte einen Todten wecken."

„Ich begreife das nicht," entgegnete der Oberst. „Wenzel Richter hat mir schon oft mitten in der Nacht geöffnet, einmaliges Läuten genügte, ihn zu wecken."

„Er wird sich auf der Reise befinden."

„Das glaube ich nicht, ich sah ihn noch heute Abend, er würde es mir gesagt haben."

„Oder er sitzt im Wirthshause."

„Nach Mitternacht?"

„Weshalb nicht?"

„Der alte Mann ist zu geizig, ein Wirthshaus zu besuchen."

„Dann kann man nur Eins annehmen, daß der Schlag ihn gerührt hat," sagte Konrad.

Der Oberst schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll," erwiderte er, „seine Constitution neigte nicht zum Schlagfluß. Ob wir noch größern Lärm machen, es wird uns nichts nutzen, wir rufen dadurch nur die Nachtwache herbei, und dann —"

„Wir können's bequemer haben," unterbrach Konrad ihn, der inzwischen die Fenster untersucht hatte. „Dieser Schlagladen ist nicht fest geschlossen, wenn wir eine Scheibe eindrückten —"

„Bei Leibe nicht!" sagte der Oberst. „Wer weiß, was in dem Hause vorgefallen ist, auf uns würde der Verdacht fallen, wenn wir so unvorsichtig wären, auf diesem Wege einzudringen. — Es geht nicht anders, holen Sie die Wache, ich werde bis dahin das Haus beobachten."

Konrad eilte von dannen, der Oberst blieb an der Hausthüre stehen, seine Hand hielt den Kolben des Revolvers gefaßt. Er ahnte nicht, daß die beiden Männer, welche kurz darauf in geringer Entfernung vor ihm auftauchten und rasch, ohne sich umzublicken, an ihm vorbeischritten, diejenigen waren, die er suchte.

Eine halbe Stunde verstrich, ehe Konrad, von einer Infanterie-Patrouille begleitet, zurückkehrte.

Der Oberst setzte dem Anführer der Patrouille mit wenigen Worten auseinander, daß die beiden Spione, die vor wenigen Tagen verhaftet worden und von der Hauptwache wieder entflohen seien, sich in dem Hause befänden, und daß dieselben sich eines Straßenraubes schuldig gemacht hätten.

Die Soldaten zogen ebenfalls an der Glocke und schlugen mit dem Kolben auf die Thüre, aber in dem Hause blieb es stille. Da riß einem der Füsiliere die Geduld. Er führte mit dem Kolben einen Stoß vor die Thüre, daß sie krachend aufsprang, klirrend fiel der Riegel auf die Steinplatten des Fußbodens nieder.

Einer der Füsiliere trug eine Laterne, er schritt seinen Kameraden voran.

In dem ersten Zimmer fand der Oberst Alles in Ordnung, als aber die Patrouille in das zweite Gemach eindrang, fiel das Licht der Laterne auf die Leiche des Ermordeten.

„Ein Selbstmord," sagte der Führer der Patrouille, nachdem er sich von dem Entsetzen über diesen Anblick erholt hatte. „Wo aber mögen die Spione stecken?"

Der Oberst hatte rasch einen prüfenden Blick durch das Gemach geworfen, er trat an's Fenster.

„Ich behaupte, daß dieser Mann ermordet wurde," erwiderte er, „hier ist der Weg, auf welchem die Mörder entflohen."

Diese Worte, die mit erschütterndem Ernst gesprochen wurden, vermehrten das Entsetzen, welches die Leiche des alten Mannes einflößte.

„Schicken Sie einen Ihrer Leute zum Arzte, den zweiten zur Polizei," fuhr der Oberst fort, „wir sind nicht berechtigt, den Thatbestand zu untersuchen und festzustellen."

Die beiden Füsiliere marschirten unverzüglich ab.

„Aber wir können vielleicht den Mann noch retten," warf Konrad ein. „Es wird uns doch erlaubt sein, den Strick zu durchschneiden."

Der Führer der Patrouille hatte schon das Faschinenmesser gezogen, die Leiche fiel schwer und bleiern nieder.

„Die Leiche ist schon kalt," sagte der Oberst, „ein Rettungsversuch wäre vergebliche Mühe."

Der Soldat trat an's Fenster, der Oberst näherte sich rasch seinem Begleiter.

„Ich werde gehen," flüsterte er, „triftige Gründe bewegen mich, einer Begegnung mit der Polizei auszuweichen. Bleiben Sie, wenn man Sie nach mir fragt, so sagen Sie, ich sei Ihnen unbekannt, ich habe Sie vorhin gebeten, die Woche zu holen."

Ehe Konrad eine Antwort geben konnte, hatte der Oberst das Gemach verlassen, der Führer der Patrouille bemerkte es nicht.

Es gewährte eine geraume Weile, ehe der Arzt und ein Polizeicommissar erschienen.

Der Arzt stellte nach genauer Besichtigung der Leiche den Mord fest, Konrad wurde in's Verhör genommen.

Seine Aussagen beschränkten sich darauf, daß ein fremder Herr ihn, als er gegen Mitternacht an diesem Hause vorbeigekommen sei, gebeten habe, die Wache zu holen, über die Person desselben und die muthmaßlichen Mörder könne er keine Auskunft geben.

Der Commissar verließ das Haus auf demselben Wege, auf welchem die beiden Vagabunden es verlassen hatten, er überstieg die Mauern und trat in die Branntweinschenke, in der noch einige Gäste politisirend saßen. Seine Vermuthung, daß durch dieses Haus die Mörder ihren Rückweg genommen haben müßten, fand er bestätigt, der Wirth erinnerte sich, kurz vor Mitternacht zwei Männer gesehen zu haben, die rasch den Hausflur hinausschritten. Er hatte sie anhalten wollen, weil er befürchtete, von diesen Strolchen bestohlen worden zu sein, aber sie waren ihm entschlüpft. Das Aeußere dieser Beiden konnte er nicht näher beschreiben, aber er entsann sich genau, daß der Eine stark geschielt hatte. —

Die beiden Vagabunden hatten, als sie auf ihrem unfreiwilligen Rückzuge an dem Hause vorbeischritten, den Oberst bemerkt, aber nicht erkannt.

Vermuthend, daß dieser Mann nur eine Anleihe bei dem Trödler machen wolle und, um nicht von den Vorübergehenden erkannt zu werden, die Nacht zu diesem Besuche gewählt habe, beschlossen sie, in der Nähe zu bleiben und ihre Untersuchungen an dem Schreibtische fortzusetzen, sobald der späte Gast sich entfernt hatte.

Aber in ihren Wünschen und Hoffnungen sollten sie gar bald

sich getäuscht sehen. Die Patrouille kam, die Thüre wurde erbrochen, bald darauf kehrten zwei Füsiliere aus dem Hause zurück, um nach verschiedenen Richtungen davon zu gehen. Die Vagabunden wußten jetzt, daß die Leiche gefunden war, daß die Füsiliere den Arzt und einen Beamten holen sollten, sie erkannten, daß sie nun auf die Ausführung ihres Vorhabens verzichten mußten. Wenn auch der Mord nicht entdeckt, sondern nur ein Selbstmord constatirt wurde, so war doch vorauszusehen, daß das Gericht die Wohnung versiegeln ließ.

„Da ist nichts mehr zu machen," sagte Sturm ärgerlich, „das schöne Geld ist für uns verloren."

„Und die Ruhe ist mit zum Teufel," entgegnete Hersch. „Ich gäbe viel darum, wenn wir den Mord nicht begangen hätten."

„Ihr seid ein altes Waschweib," brummte der Rothkopf, „mit Euch ist nichts anzufangen. Geht nach Hamburg zurück und nagt dort am Hungertuche mit dem süßen Bewußtsein, daß Ihr Euer Gewissen nicht belastet habt. Zum Teufel mit Euren Bedenken! Was man mitnehmen kann, muß man nicht fahren lassen."

„Wenn wir nur etwas davon gehabt hätten!"

„Wenn! Mit Eurem „Wenn" und „Aber" macht Ihr mich noch toll! Wir werden morgen eine hübsche Summe einkassiren, damit können wir's schon einige Zeit aushalten."

„Vorausgesetzt, daß wir nicht vorher verhaftet werden."

„Ihr seht in jeder Ecke ein Gespenst, seid doch ein Mann! Euer Anzug ist besser, wie der meinige," fuhr Sturm nach einer Pause fort, „Ihr werdet morgen früh den Wechsel präsentiren und das Geld in Empfang nehmen, sobald wir's haben, verlassen wir Breslau. Wenn wir später wiederkommen, ist die ganze Geschichte vergessen, überhaupt begreife ich nicht, weshalb Ihr Euch des alten Mannes wegen so große Sorgen macht. In der jetzigen bewegten Zeit wird Niemand darüber nachdenken, ob trotz den überzeugenden Beweisen von Selbstentleibung ein Mord verübt sein könne, man wird die Leiche beerdigen, den Nachlaß versteigern und damit Basta."

„Wenn man das nur gewiß wißte."

„Dann wäre Eure Furcht wohl auch gehoben, he?"

„Ganz gewiß."

„Seht Ihr, daß es nicht das Gewissen, sondern die Angst vor der Entdeckung ist, was Euch beunruhigt, ich sage Euch, diese Angst ist unbegründet, faßt also Muth."

Die Beiden schritten eine geraume Weile schweigend nebeneinander her.

„Hier müssen wir uns trennen," nahm Sturm endlich wieder das Wort, indem er vor einem kleinen Hause stehen blieb. „Sucht

eine andere Kneipe, in der Ihr übernachten könnt, dadurch, daß wir nicht beisammen gesehen werden, arbeiten wir einem etwa aufkeimenden Verdacht entgegen. Ihr habt den Wechsel?"

„Ja."

„Gut, ich erwarte Euch morgen in der Straße, an welcher der Bankier wohnt. Gute Nacht."

Der Agent sah die Triftigkeit der Gründe ein, die seinen Genossen veranlaßten, die Trennung vorzuschlagen. Er setzte seinen Weg fort und kehrte in eine Herberge ein, in der er früher sein Nachtlager gewiß nicht aufgeschlagen haben würde.

Am nächsten Morgen kurz vor neun Uhr verfügte er sich in das Geschäftslokal des Bankiers.

Die Kasse wurde um neun Uhr geöffnet, mit dem Schlag neun trat Hersch in das Kassenzimmer.

Er zog den Wechsel aus der Tasche und überreichte ihn dem Kassirer, der einen kurzen prüfenden Blick auf den Vagabunden warf und darauf das Gitter schloß.

„Ich muß Sie bitten, einen Augenblick zu warten," sagte er, gleichsam als Antwort auf den fragenden Blick des Agenten. Er durchschritt das Zimmer, öffnete eine Thüre und übergab dem eintretenden Oberst den Wechsel.

Hersch erschrak, wenn er auch den Oberst nicht kannte, die Ahnung, daß dieser Herr gegen die Auszahlung des Geldes protestiren werde, tauchte augenblicklich in seiner Seele auf.

„Sind Sie der Eigenthümer dieses Wechsels?" fragte der Oberst scharf, den stechenden Blick fest auf das plötzlich erbleichende Antlitz des Agenten gerichtet. „Sagen Sie die Wahrheit, mit einer Lüge werden Sie schwerlich durchkommen."

„Wenn ich's nicht wäre, wie sollte ich zu dem Wechsel gekommen sein?" entgegnete Hersch trotzig, seinen Muth zusammenraffend.

Der Oberst zuckte die Achseln. „Die Antwort auf diese Frage zu finden, ist Sache des Untersuchungsrichters," sagte er mit gemessenem Ernst. „Aber ich kann sie Ihnen auch geben. Der Wechsel ist gestohlen."

„Mein Herr —"

„Erlauben Sie, ich bin meiner Sache gewiß. Sie waren ja Derselbe, der gestern Abend einen Brief in den russischen Hof brachte?"

Diese unerwartete Frage raubte dem Agenten die Fassung, er sah ein, daß er entlarvt war.

„Wenn Sie wünschen, daß Ihr Eigenthumsrecht an diesem Wechsel gerichtlich festgestellt werde, so kann dies sehr leicht geschehen," fuhr der Oberst fort, „ich lasse einen Polizeibeamten

rufen und theile ihm, außer den Thatsachen, meine Vermuthungen in Bezug auf die Ereignisse der verwichenen Nacht im Hause des Trödlers Wenzel Richter mit. Verzichten Sie aber darauf, so steht es Ihnen frei, sich aus dieser Ihnen gewiß unangenehmen Temperatur zu entfernen. Dort ist die Thüre."

Der Agent konnte nicht bezweifeln, daß der Mann, der diese Worte so ernst und ruhig ihm gesagt hatte, kein Bedenken tragen werde, seine Drohung auszuführen, er mußte ferner die Ueberzeugung hegen, daß man in diesem Falle sehr kurz und energisch mit ihm verfuhr, und die Möglichkeit der Entdeckung des Mordes lag ebenso nahe, wie die der Annahme, daß Wenzel Richter selbst sich entleibt habe.

Unter solchen Umständen konnte ihm die Wahl nicht schwer fallen. Er ging hinaus, und wenige Worte genügten, seinem Genossen die drohende Gefahr zu berichten.

Sturm wüthete, aber er konnte seinem Freunde keine Vorwürfe machen, er würde in solchem Falle nicht anders gehandelt haben.

Die beiden Vagabunden beeilten sich, der Stadt den Rücken zu wenden, sie verließen dieselbe trotz dem Straßenraub und dem Mord ebenso arm, wie sie gekommen waren. Aber sie hatten nun die Brücke hinter sich abgebrochen und eine Schuld auf sich geladen, die sie auf der Bahn des Verbrechens unwiderstehlich vorwärts trieb.

---

# Zweiunddreißigstes Kapitel.

---

## Die Kammerjungfer.

Konrad hatte dem Oberst seine Begleitung zu dem Bankier angeboten, darauf aber die Antwort erhalten, daß diese Begleitung überflüssig sei.

Eingedenk des erhaltenen Auftrags ging Konrad gleich nach dem Frühstück in die Wohnung des Faßbindermeisters Bernhard Breuer, um dem betreffenden Mädchen mitzutheilen, daß Fräulein Wulff mit ihm zu reden wünsche.

Als er in das Wohnzimmer trat, fiel sein erster Blick auf die, deren Bild in den letzten Tagen ihn nicht verlassen hatte, und diese unerwartete Begegnung mit der Tochter des Webers

verwirrte den schüchternen Jüngling so sehr, daß er fast den Zweck seines Besuches vergaß.

Marie aber half ihm über diese Verlegenheit hinweg. Sie eilte ihm entgegen und bot ihm mit freundlichem Lächeln die Hand.

„Ein Freund Eduard's!" sagte sie, ihn dem Faßbindermeister und der Frau desselben vorstellend, die sofort ihn mit herzgewinnender Freundlichkeit willkommen hießen.

Der Faßbindermeister, der die Uniform eines Infanterie-Unteroffiziers trug, schüttelte ihm derb die Hand und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Sie bringen Nachrichten von Ihrem Freunde?" fragte er. „Bei seinem Abschiede sagte er, daß er zur böhmischen Grenze wolle —"

„Eine Dame, nicht er, schickt mich hierher," unterbrach Konrad ihn, den Blick forschend auf das hübsche Antlitz des jungen Mädchens richtend, welches der Hausfrau beim Ankleiden der Kinder behülflich war, „ein junges Mädchen soll bei Ihnen wohnen, welches eine Stelle als Kammerjungfer sucht —"

„Ah, das betrifft mich," sagte Marie rasch.

„Sie?" fuhr Konrad überrascht fort. „Sie wollten eine Stelle annehmen?"

„Weshalb nicht? Das kann Sie, der Sie doch mit meinen Verhältnissen bekannt sind, wohl nicht überraschen. Soll ich diesen braven Leuten zur Last fallen, die selbst mit sorgenschwerem Blick in die Zukunft sehen?"

„Ach was, deshalb hätten Sie nur getrost hier bleiben können," fiel Breuer ihr in's Wort. „Unser Herrgott verläßt keinen Deutschen, er wird auch für meine Familie sorgen, so lange ich es nicht kann."

„Und Sie wären mir eine Stütze gewesen," setzte die Hausfrau hinzu.

Konrad schüttelte bedenklich sein blondes Haupt.

„In dieser Beziehung gebe ich Ihnen Recht, Marie," sagte er, „abgesehen davon, daß es ehrenvoller ist, selbst sein Brod zu verdienen. Aber werden Sie auch den Anforderungen einer jungen Dame entsprechen können, die voraussichtlich sehr verwöhnt ist?"

„Ich will es versuchen," entgegnete Marie ruhig, „mit gutem Willen und Liebe zur Sache kommt man schon vorwärts."

„Sie haben keine Erfahrungen."

„Ich werde lernen."

„Das Fräulein wird die Geduld verlieren."

„Wenn es meinen guten Willen sieht, wird es nicht gar zu streng sein."

„Da gibt es so viel zu beobachten, so viel zu thun, wovon Sie bisher keine Ahnung gehabt haben —"

„Machen Sie mir den Antritt nicht gar so schwer," unterbrach Marie den jungen Mann bittend. „Was soll ich ergreifen, um mir durchzuhelfen? Sie werden sagen, ich soll mich als Magd vermiethen, das sei mein eigentlicher Wirkungskreis, aber Sie vergessen dabei, daß Jeder vorwärts strebt, daß Niemand gerne in den untern Kreisen bleibt. Ich will lernen und arbeiten, will geduldig sein und Alles thun, was mir aufgetragen wird, mit Gottes Hülfe werde ich vorwärts kommen."

„Das sage ich auch," versetzte Breuer. „Nur Muth und fester Willen, dann macht die Sache sich schon. Und es ist gut für Marie, wenn sie weit in die Welt hineinkommt, in Prag wird sie ihrem Vater sobald nicht begegnen."

„Wenn es denn Ihr fester Entschluß ist, in Gottes Namen," sagte Konrad. „Ich meine, ich müßte Sie auf den Knieen bitten, davon abzustehen, mir ahnt, daß dieser Weg Sie in's Verderben führen wird."

Befremdet blickten die Anwesenden den Jüngling an, der diese Worte mit tiefinniger Erregung gesprochen hatte.

„In's Verderben?" erwiderte Marie.

„Sie kommen in Kreise, deren schlüpfrigen Boden Sie nicht kennen, Sie werden Manches für Gold halten, was doch nur den Glanz des Goldes hat."

„Lassen Sie das Mädchen nur ohne Sorgen den Weg gehen," unterbrach Frau Breuer ihn. „Sie hat gesunde Ansichten, ihr sittlich, frommes Herz, und ihr ernster, gestählter Charakter werden sie vor jeder Versuchung schützen."

Konrad zuckte die Achseln.

„Wenn ich nicht so sehr großes Interesse an Ihnen nähme, Marie, wenn ich nicht von dem Wunsche beseelt wäre, Sie einst glücklich zu sehen, so glücklich, wie Sie es zu sein verdienen, dann würde ich nicht so ernst Ihnen abrathen, diesen Weg einzuschlagen," sagte er. „Nicht als ob ich fürchtete, Ihre Ehre könne Flecken erhalten, ich hege sogar die Ueberzeugung, daß Sie jeder Versuchung energisch entgegentreten werden, sondern weil ich voraussehe, daß Sie in jenen Kreisen sich nicht wohl fühlen, daß Sie dort nicht die Zufriedenheit und das Glück finden werden, welche Sie vielleicht zu finden wähnen."

Marie blickte nachdenklich vor sich hin, der bewegte Ton, in welchem Konrad zu ihr sprach, die herzliche Theilnahme, die aus jedem Worte hervorleuchtete, hatten sie ernst gestimmt.

„Ich danke Ihnen," erwiderte sie nach einer Pause, indem sie dem Jüngling die Hand reichte und wehmüthig lächelnd ihn an-

blickte, „den Grund Ihrer Warnung verkenne ich nicht, aber ich versichere Sie, daß Sie mir zu wenig vertrauen. Seien Sie unbesorgt um mich, ich werde in dem mir ungewohnten Kreise keinen Schritt thun, ohne ihn vorher reiflich zu erwägen.“

Sie ging nach diesen Worten hinaus, um ihr Tuch zu holen.

„Sie wird das Wahre vom Falschen zu unterscheiden wissen,“ sagte Frau Breuer ruhig, „ich habe sie in der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit in unserm Hause kennen gelernt und hege die Ueberzeugung, daß man sie getrost ihrem Schicksale überlassen darf.“

Bernhard Breuer nickte beistimmend. „So denke ich auch,“ fügte er hinzu, „sie hat eine gute Schule durchgemacht. Wie aber kommt es, daß Sie so innigen Antheil an diesem Mädchen nehmen? Fast sollte man glauben —“

„Was Sie auch in dieser Beziehung glauben oder vermuthen mögen, sprechen Sie ihr gegenüber nicht davon,“ fiel Konrad ihm in's Wort. „Die Zeit wäre schlecht dazu gewählt.“

„Zudem glaube ich auch nicht, daß Sie Hoffnungen hegen dürfen,“ erwiderte Frau Breuer kopfschüttelnd. „Marie liebt Ihren Freund, ich fürchte, Sie werden es nie ermöglichen, den glücklichen Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben.“

„Aber Eduard erwidert ihre Liebe nicht,“ warf Breuer ein. „Ich glaube, er hat's ihr auch mit dürren Worten gesagt.“

„Darf ich sie nicht lieben, trotz dem Bewußtsein, daß meine Liebe keine Erwiderung finden wird?“ entgegnete Konrad, mühsam seine Erregung verbergend. „Das Band der Liebe wird im Himmel geknüpft, habe ich mir sagen lassen, und ich glaube, daß es so ist, überlassen wir der Zukunft, ob meine Hoffnung Erfüllung findet, oder nicht.“

Bernhard Breuer reichte dem jungen Mann die Hand. „So ist's recht,“ sagte er, „nicht zu viel gehofft und nicht zu rasch verzagt, auf Alles gefaßt und auf Gott vertraut, so kommt man am besten durch die Welt. — Die Liebe ist eine schöne Sache, aber es können Verhältnisse im menschlichen Leben eintreten, in denen sie gleich einer Bleikugel sich an unsere Fersen hängt. Ich bin ein guter Preuße, ein treuer Unterthan meines Königs, aber zehntausendmal lieber wollte ich seiner Fahne folgen, wenn ich nie geliebt hätte!“

„Und alle die schönen Stunden, die Du am häuslichen Herd erlebt hast?“ fragte Frau Breuer im Tone leisen Vorwurfs.

Der Faßbindermeister strich mit seiner breiten Hand über Stirne und Augen, als ob er die Bilder verscheuchen wolle, die an seinem geistigen Auge vorüberzogen.

„Alle die schönen Stunden!“ wiederholte er. „Ketten sie mich nicht noch fester an den Herd, an Dich und die Kinder? Gewiß,

sie ziehen als ein unerschöpflicher Born der Erinnerung mit mir in's Feld, aber Trost und Muth kann ich nimmer aus diesem Borne schöpfen."

„Auch diese Zeit verstreicht," tröstete Konrad, „nach dem Sturme folgt der Sonnenschein."

„Ja, aber wie viele Blüthen der Sturm geknickt hat, kann Niemand vorhersagen."

„Weshalb sehen Sie plötzlich so scharf in die Zukunft? Nicht jede Kugel trifft."

„Aber wo eine einschlägt, da zerstört sie das Glück einer ganzen Familie."

„Eine leichte Verwundung —"

„Lieber Freund, wir wollen einander nichts vorschwindeln," sagte Breuer ernst, „wir sind beide Männer, das Schicksal scheint auch Sie früh gereift zu haben. Sie werden als Begleiter Ihres Freundes wohl auch oft Gelegenheit finden, dem Tode in's hohle Auge blicken zu müssen, aber es ist doch eine andere Sache, wenn man allein in der Welt steht, als wenn man stets an die denken muß, die daheim geblieben sind."

„Bernhard, das sind düstre Gedanken," erwiderte Frau Breuer, die sich ihrem Manne genähert hatte und nun, die Hände auf seine Schultern legend, mit thränenfeuchten Augen ihn anblickte. „Es ist ja noch nicht gesagt, daß Ihr ausmarschiren und über die Grenze rücken werdet."

„Der Befehl ist gestern Abend gekommen."

„Wohlan, so müssen wir uns fügen, — wie Gott will, sein Auge wacht ja über uns Alle!"

Der Faßbindermeister wanderte, fieberhaft erregt, in der Stube auf und ab.

„Ich bin nicht feige," sagte er ernst und ruhig, „ich werde, wenn es zur Schlacht kommt, mit bis zum letzten Mann stehen, Einer für Alle, Alle für Einen! Aber es ist doch ein drückendes Gefühl, mit dem Gedanken an Weib und Kind im Kugelregen zu stehen."

Marie kehrte in diesem Augenblick zurück, Konrad bat sie, seine Begleitung anzunehmen.

„Leben Sie wohl," sagte er, dem Unteroffizier die Hand reichend, „blicken Sie heiterer in die Zukunft und vertrauen Sie auf unsern Hergott. Ich hoffe, wir sehen einander bald wieder."

„Das hoffe ich auch," erwiderte Breuer, während er den Beiden das Geleite bis zur Thüre gab, „und wenn Sie Ihren Freund sehen, so grüßen Sie ihn von uns Allen, und sagen Sie ihm, daß er zu jeder Zeit und in jeder Noth unser Haus offen finden werde."

„Es wäre schade um diesen Mann, wenn der Krieg ihn aus dem Kreise seiner Familie wegraffte," sagte Konrad, während er neben dem Mädchen einherschritt. „Und dennoch kann ich mich der Ahnung nicht erwehren, daß er die Seinigen nicht wiedersehen wird."

Bestürzt blickte Marie den Redenden an. „Das wäre in der That betrübend," erwiderte sie, „aber Gott sei Dank, es ist nur eine Ahnung, die keine Gründe findet, auf welche sie sich stützen könnte."

„Eine Ahnung stützt sich niemals auf Gründe."

„O doch, doch, etwas muß ihr vorhergegangen sein, was sie rechtfertigt."

„Die düstre Stimmung Breuers —"

„Sie ist begründet; aus ihr einen Schluß ziehen zu wollen, wäre ein gar zu kühnes Wagniß."

Konrad schüttelte bedenklich das Haupt.

„So ist es auch wohl eine Ahnung, was Sie bewegt, mir von der Ausführung meines Vorhabens abzurathen?" fragte Marie nach einer Pause.

„Nein. Ich sagte Ihnen ja, daß nur der herzliche Antheil, den ich an Ihrem Geschicke nehme, mich dazu veranlasse."

Jetzt war es an Marie, das Köpfchen zu schütteln, sie konnte sich diesen Antheil nicht erklären.

„Welche Antwort mir auch werden mag, Marie, ich kann nicht von Ihnen scheiden, ohne Ihnen zu sagen, was meine Seele bewegt," fuhr Konrad fort. „Eduard weiß es, er hat mich durch seine Antwort entmuthigt, aber nichts desto weniger war es mir nicht möglich, meinen Hoffnungen und Wünschen zu entsagen. Sie bilden den Jugendtraum meines Lebens, und es fällt dem Herzen unnennbar schwer, diesen Traum in Nebel zerrinnen zu sehen. Marie, seit dem Augenblick unserer ersten Begegnung hat Ihr Bild mich begleitet, all' mein Denken weilte nur bei Ihnen, ich weiß nicht, was es ist, wodurch Sie so sehr mich an Sie gekettet haben. Aber daß ich Sie liebe, innig und glühend liebe, das weiß ich, und wenn ich eine Erwiderung dieser Liebe nicht verlangen darf, so gestatten Sie mir wenigstens, daß Ihr Bild fortan mich begleite, daß meine Seele im Wachen und Träumen Sie umschwebe."

Marie hatte den Blick gesenkt, auf eine glühende Liebeserklärung war sie nicht vorbereitet.

„Welche Antwort ich Ihnen darauf geben soll, weiß ich nicht," erwiderte sie nach einer geraumen Weile mit bebender Stimme, „aber glauben Sie mir, der meisten Menschen Jugendtraum zerrinnt bald vor der nüchternen Wirklichkeit. — Sie sagen, Sie

lieben mich, und doch ist es heute erst das zweite Mal, daß wir einander begegnen."

„Halten Sie es für unmöglich, daß —"

„Nein, nein, so rasch der Blitzstrahl zündend niederfährt, kann auch ein einziger Blick den schlummtrnden Funken im Herzen zu heller Gluth anfachen. Das bestreite ich nicht."

„Wohlan, da Sie das zugegeben haben —"

„Soll ich auch Ihre Liebe zu mir anerkennen? Wir sind beide noch jung, wir gehen beide einer ernsten, trüben Zeit entgegen —"

„Diese Zeit wird uns stählen und unsere Liebe erstarken."

„Warten wir's ab," sagte Marie ruhig. „Wenn die ersten Blüthen verwelkt sind, währt es lange, ehe die Knospen der zweiten keimen und sich öffnen."

„So darf ich also hoffen?" fragte Konrad.

„Hoffen muß jedes Herz; wenn ihm die Hoffnung geraubt wird, dann wird ihm der letzte Anker genommen," entgegnete das Mädchen, und der Blick, der aus ihren seelenvollen Augen den Jüngling traf, söhnte ihn mit ihrer ausweichenden Antwort aus. —

Die Beiden hatten inzwischen den Gasthof erreicht, während Marie mit der Comtesse unterhandelte, wartete Konrad auf dem Korridor.

Der Oberst' schritt an ihm vorbei; als er den jungen Mann erkannte, blieb er stehen, um ihm mitzutheilen, daß es dem schielenden Agenten nicht gelungen war, den beabsichtigten Gaunerstreich auszuführen.

Gleich darauf kehrte Marie aus dem Zimmer zurück.

„Heute Mittag begleite ich die Damen nach Prag," sagte sie lächelnd.

„Sind Sie also engagirt?"

„Ja, und ich hege die Ueberzeugung, daß es nicht so schlimm ist, wie Sie es gemacht haben."

„Warten Sie's ab."

„Die junge Dame ist außerordentlich liebenswürdig, mit ihr kann man schon fertig werden."

Konrad zuckte die Achseln. „Ich wünsche Ihnen gewiß das Beste," erwiderte er, „aber so rasch kann ich meine Ansicht über die höheren Kreise nicht ändern. Nach Prag also gehen Sie?"

„Ja, und Sie?"

„Ich weiß noch nicht, wohin mein Weg mich führen wird, ich bin nicht mein eigener Herr."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Eduard bestimmt über mich."

„Aber wenn Ihr Weg Sie nach Prag führt —"

„So suche ich Sie auf, obschon ich jetzt einen guten Theil meiner Hoffnungen zu Grabe tragen muß.“

Marie blickte schweigend dem jungen Manne in's Auge, und ein warmes, herzliches Gefühl spiegelte sich in diesem Blick.

„Wenn Sie so rasch verzagen, dürfen Sie sich auch keinen Hoffnungen hingeben,“ sagte sie, „nichts entmuthigt die Seele mehr, als ein stetes Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung. Ich habe Ihnen gesagt, Sie dürfen hoffen, weshalb wollen Sie jetzt aus eigenem Antriebe dieser Hoffnung entsagen, die doch Ihnen ein fester Anker sein muß?“

„Wären Sie in Breslau geblieben —“

„Ah, Sie fürchten, ein Anderer könne zwischen Sie und mich treten? Ich kenne nur Einen, der es könnte, und dieser Eine wird nimmer daran denken, es zu thun.“

„Ich kenne ihn?“ erwiderte Konrad, „wenn nur er —“

„Sie kennen ihn?“ fragte Marie, über deren Stirn ein Schatten des Unmuths glitt. „Er hat Ihnen gesagt —“

„Ich habe ihn und Sie beobachtet —“

„Nun wohl, dann werden Sie auch wissen, daß Sie an Ihrer Hoffnung festhalten dürfen.“

„Weshalb hinausschieben, Marie —“

„Still. Sie selbst sagten, diese bewegten Zeiten seien dazu angethan, das Herz zu stählen und die keimende Liebe zu erstarken. — Leben Sie wohl, auf Wiedersehen!“

Ehe Konrad den Gruß erwidern konnte, hatte Marie schon den Korridor verlassen.

Er trat an die Treppe und blickte ihr nach, bis sie seinem Blick entschwunden war, dann pochte er an die Thüre des Zimmers, welches die Comtesse bewohnte, leise an.

„Sie haben uns zu großem Dank verpflichtet,“ sagte Eugenie, als der junge Mann eintrat. „Ich mache Ihnen noch einmal den Vorschlag, begleiten Sie uns nach Prag, mein Vater, der Graf von K., wird gern für Ihre Zukunft Sorge tragen.“

Konrad verbeugte sich dankend. „Wenn Sie mir zu Dank verpflichtet zu sein glauben, gnädiges Fräulein, was ich aber bestreite, dann bitte ich Sie, diesen Dank auf das Mädchen zu übertragen, welches Sie vorhin in Dienst genommen haben,“ erwiderte er. „Ihr Geschick liegt mir sehr am Herzen, ich würde es Ihnen nie vergessen, wenn Sie sich ihrer mit herzlicher Freundschaft annehmen wollten.“

„Da sehen Sie den kalten Norddeutschen,“ lachte der Oberst. „Ehe dem jungen Blut der Bart keimt, hat es schon seinen Schatz gefunden.“

Purpurgluth übergoß die Wangen Konrad's, es war die Röthe der Verlegenheit.

„Das würde ich auch ohne Ihre Bitte gethan haben," sagte Eugenie mild, „seien Sie überzeugt, daß ich dem Mädchen eine liebevolle Herrin sein werde. Mein Vater hatte Ihnen von dem Betrage des Wechsels zweihundert Thaler zugesagt, Sie werden mir erlauben, daß ich diese Summer auf dreihundert Thaler erhöhe," fuhr sie fort, indem sie dem jungen Manne einige Banknoten überreichte, „die übrigen zweihundert Thaler werde ich zur Equipirung meiner neuen Kammerjungfer verwenden. Sie wollen also mich begleiten?"

„Ich kann nicht, mein Freund erwartet mich in Reichenberg. Was dieses Geld betrifft, so weiß ich nicht, ob ich es annehmen darf —"

„Sie dürfen es, denn Sie haben es ehrlich verdient," fiel der Oberst ihm in's Wort; „auch bezweifle ich nicht, daß es Ihnen gut zu Statten kommen wird."

„Sie werden in Reichenberg Ihren Freund treffen?" fragte Louise.

„So hoffe ich."

„Hat er Sie vielleicht in seine Vergangenheit eingeweiht?"

„Nein, ich weiß nur, daß er düstere Erfahrungen gemacht haben muß, es scheint mir, als ob er sich nicht gerne der vergangenen Tage erinnert."

Louise wandte sich ab, sie blickte sinnend auf die Straße hinunter.

„Schützen Sie ihn, wenn ihm Gefahren drohen," flüsterte sie, als Konrad sich ihr näherte, um Abschied zu nehmen, und der junge Mann sah, daß eine Thräne in ihren Augen schimmerte, „ich hoffe, es kommt eine Zeit, in der ich's Ihnen lohnen kann."

Tief innerlich bewegt verließ Konrad den Gasthof, er hatte in der jüngsten Stunde viel erlebt, was ihm Stoff zum Nachdenken gab, und der Abschied von der Geliebten, dem biedern Oberst und den beiden liebenswürdigen Damen ging ihm näher, als er selbst zugeben mochte. Er hatte sich heimisch gefühlt in der Nähe dieser edlen Menschen, nun sah er sich wieder in die Welt hinausgestoßen, auf sich allein angewiesen, und es war nur ein kleiner, schwacher Stern, der aus der dunklen Nacht der Zukunft ihm entgegenschimmerte.

Kaiser, Ernst

Der Deserteur oder: die Waffenbrüder unter Kroaten und Panduren
Historische Erzählung aus dem deutschen Kriege des Jahres 1866 von Ernst Kaiser
Bd.: 1

Berlin 1873